UC-NRLF
B 3 148 821

Kurt Martens

Roman
aus der
Décadence

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Roman aus der Décadence

Von **Kurt Martens** erschien im gleichen Verlage:

Die gehetzten Seelen. Novellen.

Sinkende Schwimmer. Novellen.
(Verlag von Max Hochsprung, Berlin.)

Wie ein Strahl verglimmt. Drama.
(Verlag von C. Wild, Leipzig.)

Roman aus der Décadence

von

Kurt Martens

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Berlin W
F. Fontane & Co.
1898

MAIN

Alle Rechte, beſonders das der Ueberſetzung, vorbehalten.

PT2625
A61 R66
1898
MAIN

I.

Ich hatte mein Zimmer mit Blumen geschmückt, mit Schwertlilien, mit Syringen und mit den weißen Trauben der Vanille.

Der Duft dieser welkenden Treibhausblüten war schwach und schmerzlich wie meine Liebe, die mich reizte und störte, ohne Beseligung, ohne Qual. —

Gegen Abend, dies Mal genau um die versprochene Stunde trat Alice herein zu mir und begrüßte mich mit fröhlichem Handschlag. Dann warf sie die Pelzjacke ab, die Mütze mit dem weißen Schleier und lachte mich an mit ihrer behaglichsten Lustigkeit.

Wieder fand ich sie weniger Kind, älter und voller denn vor sechs Wochen, als ich sie zum letzten Mal gesehen. Immer rascher ward sie Dame, als könnte sie es nicht erwarten, jene starken Freuden zu genießen, die sie bisher nur aus meinen Worten kannte. Aber auch immer vornehmer ward sie, in den Formen maßvoll und von tadelloser Distinktion; und ich mußte eingestehen, daß dies trotz aller Gefahren meine Freude an ihrer Lieblichkeit erhöhe, gerade weil die kleinen Mädchen unserer guten Gesellschaft dadurch den eigentümlichen

207531

Reiz erhalten, der sie von den Kindern der Armut und von der Halbwelt so glücklich unterscheidet.

Diese feine Grazie der Haltung, umweht von dem Dufte ihrer Mädchenschaft hebt sie auch weit über den Schwarm der jungen Gattinnen, die weniger zart in ihren Wünschen, leichter sich gewinnen lassen. Es sind gar seltene Früchte am Baume des Lebens. Darum war ich so stolz auf Alice und lauschte voll Inbrunst auf den letzten, schwermütigen Akkord jener Sonate, die man Liebe nennt —

Nun war das erste, was Alice that, daß sie auf meinem Divan sich lang ausstreckte und die Hände unter dem Knoten ihrer Haare faltete. Denn so schüchtern und wohlerzogen sie auch in ihrem Beruf als höhere Tochter sich gab, in den zwei Jahren unserer Bekanntschaft hatte sie doch gelernt, sich bei mir zu Haus zu fühlen. Da sie nun doch einmal kam, warum sollte sie nicht nach dieser ärgsten Freiheit harmlosere genießen! Deshalb nahm sie auch eine meiner halmdünnen Cigarretten, deren Behandlung sie bei mir gelernt. Ich schob ihr einen Aschenbecher zu und setzte mich dann neben sie.

Vor uns, auf der niedrigen Etagere, gab es noch andere Genüsse für Alice: eine Flasche mit braunem Curaçao, den sie mit Chryselius-Pomeranze zu mischen liebte und Bananen-Biskuits, süßer als die übertriebensten Bonbons. Davon bröckelte sie sich gelegentlich unsichtbar kleine Portionen ab und schob sie langsam zwischen ihre Zähnchen mit einer allerliebst koketten Geste. Dann bemerkte sie noch einen Teller mit großen, überzuckerten Kuchenbällen:

„Was haſt Du da wieder für komiſche Sachen?“

„Kourabiédes!“ ſagte ich verheißungsvoll. „Nationalgebäck der Griechen, beſteht vornehmlich aus Butter und ſchmeckt delikat.“

„Ach nein, wie reizend!“ rief ſie und ſpreizte ihre Fingerchen weit auseinander, um den ungeſchlachten Leckerbiſſen feſt zu greifen.

Der Geſchmack ſchuf ihr unausſprechliche Wonne.

„Ambroſia!“ murmelte ſie mit vollen Backen. „Ambroſia direkt vom Olymp!“

Und ſie ſchlürfte dazu ihren Likör auf einen Zug, ihren braunen Curaçao mit der Chryſelius-Pomeranze.

Dann ſchlang ſie ihre Arme um meinen Hals und küßte mich, küßte nur ſtreifend mit feſtgeſchloſſenen Lippen, ſo wie kleine Mädchen eben küſſen, wenn ſie die Liebe noch nicht kennen.

O, wie ſelten ſie ſich dazu herbeiließ, zärtlich gegen mich zu ſein. Mit Leckerbiſſen und Likör mußte man ihr Stimmung dazu verſchaffen. Um ſo mehr entzückte dieſer auserleſene Strahl von Leidenſchaft. Der ließ wieder hoffen und beſtärkte in dem Glauben, daß ſie mich dennoch liebe. Denn es war deutlich darin die warme Tiefe lang gezüchteter Herzlichkeit, ein hingebendes Vertrauen und dankbares Wohlbefinden. Nur ob es wirklich von Leidenſchaft kam, das blieb die Frage. Ich habe niemals die Antwort darauf gefunden, niemals; auch jetzt nicht, wo eine Doktor-Frage draus geworden iſt.

Sie ſah in mir einen gar lieben Freund, etwas wie einen romantiſchen Sänger, der mit ſchmeichelnden Tönen von der Freude des Lebens ſingt, mitten in einem großen

dämmrigen Theater, wo lauter fragende Kinderaugen nach dem Vorhang blicken. Der Sänger erzählt viel schönes von dem, was dahinter vorgeht. Die kleinen Fräuleins zappeln vor Ungeduld und finden die Melodie des Sängers wundersüß. Bis mit einem Mal der Vorhang auseinander gezogen und die ganze Pracht vor ihnen sichtbar wird. Dabei fragt es sich nur, ob der Sänger des Prologes mit auf die Bühne treten wird und weitersingen in dem großen Konzert.

Ja, das fragte sich oft für mich, und doch wollte ich selbst nicht derjenige sein, der das Spiel beginnt. Denn es ist doch ein grobes Spiel, was da vor sich geht, und schlechte Schauspieler nehmen daran teil.

O, ein viel höherer Ehrgeiz, Genius der Knospen zu sein, das erste lockende Tageslicht, das sie zum blühen bringt. Später duften sie dann für jeden, der geschickt ist und ihnen imponiert. Und das ist wahrlich nicht schwer vor jungen Damen! Nein, nur neben mir sie zu wissen, in der Gewalt meines Spieles, unter dem Einfluß meiner Kräfte! Ihre Schönheit schlürfen mit Augen, die feucht von Liebe sind, die weiße Haut mit zitternden Fingern streichen und mit den Lippen jene geheime Stätten suchen, wo das heiße Blut ganz nahe quillt und klopft, unten am Hals und an den Schläfen hinter dem Gekräusel ihres blonden Haares!

Und dann vor allem unaufhaltsam von ihr träumen, ihre Seele ganz umklammern mit der Einbildung, ihre Seele ganz entkleiden und sie vor der meinen niederstrecken auf den goldgewirkten Teppich meiner Sehnsucht; eine Seele, die sich windet in der Scham vor ihren Wünschen,

die lächelnd zu mir aufsieht und sich dann versteckt, die hofft und jauchzt und klagt, wie langsam doch das Glück den Wartenden entgegenkommt.

Da verschwindet das Körperliche ganz, samt dem banalsten der Instinkte, an dem Tier und Mensch sich ergötzt.

So liebte ich Alice zu jeder Stunde, ob sie nun bei mir in meinem Zimmer war oder nur als Bild in meinen Träumen.

Was sie da plauderte, hätte ich leicht entbehren können.

Da erzählte sie mir von dem Damen-Kaffee, aus dem sie eben kam. Sie gab Dokumente, die mir für Alice selbst zwar gleichgiltig, aber für die Welt, die ich so gern betrachtete, doch nicht ganz wertlos waren. Denn es ist bekanntlich schwer für einen Mann, die Damen-Kaffees in Person zu untersuchen.

„Also die Frau Meyer war da? — Aber welche Frau Meyer denn?"

„Die Reichsgerichtsrätin natürlich."

„Natürlich, die Reichsgerichtsrätin. Das ist gewiß eine nette Frau."

„Ja, also denke dir, Just, Frau Meyer sagte, du ständest in schlechtem Rufe."

„Entsetzlich! Woher weiß sie das denn?"

„Sie hatte es von deiner Tante, der Hofrätin."

„Ja, wenn sie's von der Tante hat, dann freilich . . . aber was brachte sie denn für Einzelheiten?"

„Man hätte dich mit einer ‚Person' gesehen?"

„Mit einer — ‚Perſon‘? Mein Gott, ich kenne viele ‚Perſonen‘!“

„Mit einer weiblichen natürlich.“

„Und ſo etwas ſchändliches konnteſt du von mir glauben?“

„Na, weißt du, Juſt . . .!“

„Ja, Lieb, man hat doch gelegentlich Geſchäfte. Heute mit der Waſchfrau, morgen mit der Zahnärztin, mit der Maſſeuſe oder mit ſonſt einer ‚Perſon‘, die man gerade mal zur — Toilette braucht. Aber weiter — was ſteht noch auf meinem Sünden-Regiſter?“

„Weiter: die freien Anſchauungen und daß du dich gar nicht mehr in Geſellſchaft ſehen läßt.“

„Du meinſt, das gehört zuſammen?“

„Sie erzählten es zuſammen.“

„Die guten Tanten, wenn ſie nur wüßten, wie deſpotiſch unfrei meine Anſchauungen ſind, die Coiffuren würden ihnen zu Berge ſteigen. Aber die jungen Mädchen, was ſagen die, wenn ihre künftigen Ehegatten ſo vernichtet werden?“

„Die ſitzen artig daneben und hören zu und denken ſich ihr Teil.“

„Verſtehen ſie denn alles?“

„Na, ſo verdorben wie ich, ſind ſie natürlich nicht. Dazu fehlt ihnen eben ein . . .“

„Ein . . .“

„So ein ganz verdorbener Menſch zum Freund wie du.“

Das ſagte ſie wirklich ganz geſchmeichelt und preßte meine Bruſt dabei ſo heftig, als es ihre ſchwache Kraft erlaubte.

„Ahnen ſie denn nichts?“

„Was du auch denkſt! Das wäre ja noch ſchöner! Nicht das geringſte, nicht das leiſeſte!“

Ja, ich glaube, darauf war Alice ſtolz. Das gab ihr einen mächtigen Anreiz für unſre Zuſammenkünfte, daß ſie ſo wundernett heimlich und verboten waren. Das erſetzte viel von der Luſt der erſten Sünde und war doch auch nicht ungefährlich.

„Wenn ihr nun ſo aus eurem Damen-Kaffee kommt,“ fragte ich ſie, „wie wirſt du da deine Freundinnen eigentlich los?“

„Nun, ich behaupte zum Beiſpiel, daß ich noch auf einen Sprung nach Tante Amalie ſehen müßte. Iſt ſie zu Haus, ſo bleib' ich ein par Minuten bei ihr; iſt ſie ausgegangen, um ſo beſſer! Du glaubſt ja nicht, wie leicht es iſt, die Freundinnen und auch mein gutes Mamachen zu dupieren.“

„Aber der Papa?“

„Wenn der zurück iſt vom Geſchäft, ſo ſpielt er ſeinen Whiſt und iſt ſchon froh, wenn er ſich nicht um uns zu kümmern braucht.“

„Ob die lieben Eltern wohl wiſſen, daß du in gefährlichem Alter ſtehſt?“

„Wieſo meinſt du?“ fragte Alice betroffen und etwas beleidigt.

„Sie müßten doch wiſſen, daß die jungen Damen zwiſchen ſechzehn und achtzehn öfters kleine Racker ſind.“

„Du, das verbitt' ich mir,“ rief ſie lachend. „Freu' dich, daß ich noch komme. Übrigens ſind meine Eltern viel zu brave Leute, als daß ſie etwas denken könnten, was nicht anſtändig iſt. Sie haben auch keine Ahnung,

daß solch artiges Kind wie ich einen tollen Einfall haben kann."

„Mehr als ein toller Einfall ist es also nicht?"

„Kaum!"

„Wie schön, daß es Einfälle giebt, die Jahre lang dauern!"

„Ich war eben noch ein Kind."

„Und jetzt?"

„Hab' ich mich dran gewöhnt."

Dies harte Wort bekam ich in der letzten Zeit manchmal von ihr zu hören. Sie sprach es immer leichtfertig aus, streifte mich dabei mit schmunzelndem Spott, als ob sie mich zu etwas reizen wollte und blies, da ich niemals darauf antwortete, mit einem kurzen, ärgerlichen Atem-Stoß den Cigaretten-Rauch zur Decke.

Vielleicht hatte sie ursprünglich im Scherz gesprochen. Später aber schien es Wahrheit zu werden und prägte sich mir als eine Drohung ein. Ich glaubte an diese Drohung und begann zu fürchten. Die Furcht aber ließ meine schwachschimmernde Liebe heller flackern, sodaß sie zuweilen dem Medusen-Haupt der Leidenschaft glich.

Ich saß von Alice abgewandt und suchte das zu bekämpfen. Ich mußte den Kopf in die Hände stützen; so schwer lasteten Vorstellungen einer nahen Katastrophe auf meinem Denken.

Da trat sie leise hinter mich und kraute mein Haar. Mit der Nagelspitze ihres Zeigefingers strich sie ganz leise über meine Haut dahin, endlos verschlungene Wege, die durch das Haar nach dem Halse führten, am Saum der Ohrmuschel entlang, über die Stirn von Schläfe zu Schläfe:

eine gerngewohnte Liebkosung, die durch Reflex in den Nerven des Rückgrats den Körper in süßes Schauern bringt. Weil es zudem noch komisch war, so fand ich meine Laune wieder und ließ das leidigloſe Mädchen auf meinen Knieen reiten.

Sie zog mir die Schlüſſel aus der Tasche und schloß die Fächer des Schreibtisches auf, um in den Briefschaften, die zahlreich in Packeten aufgestapelt lagen, zu wühlen und zu lesen.

Darauf that sie sich viel zu gute, daß sie mir alle Geheimnisse meines Lebens abgelauscht hatte. Geschäfts- und auch Familienbriefe ließen sie natürlich kalt; aber Liebesbriefe, die ich mit Schulfreunden und später mit gutherzigen Mädchen gewechselt hatte, bereiteten ihr große Freude. Ich las über ihre Schulter hinweg nicht ungern mit und hielt Parade ab über diese holden Jugend-Eseleien.

Schließlich fand sie die steilen Züge ihrer eigenen Handschrift. Nur drei Briefe waren es, die einzigen, die sie mir geschrieben, aus jenen schönsten Wochen, die uns zusamuengeführt und sie verleitet hatten, es mit mir zu versuchen.

„Die sollten wir mal wieder lesen," meinte sie. „Da steht gewiß viel Unsinn drin."

Ich nahm die kleinen, hellblauen Bogen mit scheuer Rührung aus der Hand, die sie beschrieben hatte und faltete die Blätter auseinander.

„Willst du hören," fragte ich, „wie lieb du damals zu mir gewesen bist?"

„Warum nicht!" meinte sie, „ich kann mich kaum noch dran erinnern." Das war eine Neckerei nicht ohne leichten Anflug von Melancholie.

Ich nahm den erſten Brief und las ihn vor, während Alice mit verträumten Blicken lauſchte.

Leipzig, Carl Tauchnitzſtraße, den 8. 1. 95.

Mein lieber Freund!

Es geht nun doch nicht, ſo lang ich mir auch alles überlege! Ich kann es wirklich nicht riskieren. Wenn jemand mich an Ihrer Thüre klingeln ſähe, wenn es Papa erführe, das wäre doch entſetzlich und unſer ganzer ſchöner Freundſchafts-Plan zerſtört. Natürlich würde man die ſchlimmſten Sachen denken und noch dazu ganz ohne Grund. Glauben Sie nicht etwa, daß ich mich vor Ihnen fürchte! Nachdem ich zwei Mal mit Ihnen den Cotillon getanzt und neulich auf der Hochzeit zehn Stunden als Brautjungfer neben Ihnen geſeſſen habe, kenne ich Sie doch gut genug. Niemand hat weniger Talent zum Courſchneiden und Verlieben als Sie, und dann iſt ja unſre ernſte, feierliche Freundſchaft der beſte Schutz gegen törichte Gedanken. Alſo wirklich nur wegen der Gefahr im allgemeinen! Damit Sie mich aber nicht zu den übrigen Gänschen rechnen — was ich um alles in der Welt nicht möchte — ſo will ich Ihnen einen anderen Vorſchlag machen: Kommen Sie am Sonnabend Mittag in's Muſeum, hinauf in die Lampe-Stiftung, wo ich Sie erwarten werde. Dort läßt ſich niemals jemand blicken, ſodaß wir völlig ungeſtört ſind. Außerdem haben wir ja gar nichts ſchlimmes vor, ſondern wollen über ernſte Dinge reden, über das Leben und über die Welt, über die herrlich intereſſante Welt, von der ich ſo gern alles mögliche aus Ihrem Munde hören möchte.

Denn Sie wiſſen wohl noch, daß Sie mir verſprochen haben, genau und einzeln zu erzählen, wie es überall zugeht. Nun werden Sie aber wieder ſagen, daß mein Vorſchlag auch nichts weiter iſt, als ſolch ein Rendez-vous, wie es die Dienſtmädchen mit ihren Schätzen am Hofthor haben. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu verſichern, daß dieſer Gedanke mir noch ſchrecklicher als Ihnen wäre. So kann man es aber doch nicht auffaſſen; denn die Dienſtmädchen gehen nicht in's Muſeum, und mein „Schatz" ſind Sie noch lange nicht, werden es auch niemals werden. Einen ſogenannten Schatz werde ich überhaupt niemals haben. Antworten Sie mir, bitte, recht bald, damit ich weiß woran ich bin, und vergeſſen Sie nicht, die Adreſſe von Ihrer Wirthſchafterin ſchreiben zu laſſen, damit es Damen-Handſchrift iſt.

Mit herzlichem Gruß

Ihre

Freundin Alice.

Das war die ganze Alice von vor zwei Jahren, die ſechszehnjährige Freundin eines jungen Blagueurs, der ſie ernſt zu nehmen ſchien. Jetzt aber hatte ſie längſt verlernt, an ihn zu glauben. Alles war anders gekommen als ſie gehofft, ſo gar nicht feierlich, vielmehr locker und leicht, grotesk wie eine comedia dell' arte. Und vielleicht ſtieg ſchon der Nachtiſch-Ekel in ihrem Herzen auf.

Doch ſchien dieſes kramen in verwelkten Empfindungen ihr nicht minder Senſationen zu bereiten als mir, der ſie damals anders, fröhlicher geliebt.

„Lies weiter, weiter!“ drängte Alice, während ſie um meine Arme die Hände faltete, und ich nahm den zweiten Bogen:

Mein liebſter Freund!

Sie ſind doch ein ſchrecklicher Quälgeiſt! Eigenſinnig wie alle Männer. Zwar hat mich keiner Ihrer Gründe überzeugt; aber ſchließlich, wenn ich in die Lanpe-Stiftung komme, kann es paſſieren, daß ich vor den ſchwarzen Bildern vergebens auf den Undankbaren warte. Dann können Wochen vergehen, ehe wir uns wieder in irgend einer langweiligen Abend-Geſellſchaft treffen. — Nein, wenn Sie wüßten, wie unausſtehtlich es eben wieder bei uns zugeht. Nebenan übt meine Schweſter Emmy, die leider Gottes muſikaliſch iſt. An unſerem nächſten Quartett-Abend ſoll ſie etwas zum beſten geben, die Unglückliche! Unten zankt Papa mit dem Kutſcher, und Mama iſt nervös, weil Papa ſchlechter Laune iſt. Dazu Tag für Tag dieſelbe ſteife Langeweile, mittags franzöſiſche Unterhaltung mit Mademoiſelle, abends das Tageblatt oder Muſik! Muſik mit oder ohne Gäſte; oder gar ein Konzert, wozu man noch Toilette machen ſoll, damit die jungen Leute aus guter Familie aufmerkſam werden. Da hab' ich mir meinen erſten Winter wirklich anders vorgeſtellt. Spreche es auch immer offen aus, Mama ſagt dann, ich hätte wahrſcheinlich Romane geleſen. Du lieber Gott, wann bekäme ich je ſo etwas in die Hand! Nein, ich bin unzufrieden von Natur. Darin hat Mademoiſelle ganz recht. Papa ſagt: Unzufrieden wie ein Sozialdemokrat. Je beſſer ſie's haben, deſto mehr verlangen ſie. In unſrer

Fabrik ist's auch nicht anders als zu Haus. Papa begreift ja nicht, was mir eigentlich fehlt, Ein bißchen Herzlichkeit und Entgegenkommen und allerlei Schönes. Ja, das vor allen Dingen. Irgendwo muß es doch so etwas geben. Sie sollen mir sagen, wo! Und darum bleibt mir nichts anderes übrig, als zu Ihnen zu kommen, in Ihr eigenes verzaubertes Schloß, Mozartstraße Nr. 5. Aber eins bitte ich mir aus: artig sein und mich nicht ängstigen! Unter dieser Bedingung im Vertrauen gesagt, freu ich mich riesig darauf.

Mit vielen herzlichen Grüßen

Ihre

Freundin Alice.

In diesem Briefe erkannte ich damals zuerst eine Spur von jenem auserlesenen Thon, aus dem die Welt sich ihre großen Courtisanen oder auch die ungetreuen Frauen prägt. —

Letzter Brief, ein paar Monate später, also lautend:

Mein einzig lieber Just!

Vor drei Wochen kann ich unmöglich wiederkommen. Am Bußtag aber bin ich zufällig mit dem Kirchgang an der Reihe, sodaß mir der Vormittag von 9—12 Uhr zur Verfügung steht. Erst hatte ich gehofft, den Familienkaffee schwänzen zu können; doch der ist verschoben worden. Auch im Wilhelmi-Konzert muß ich notgedrungen sitzen, da Großmama ihren Platz in der Nähe hat und meine Abwesenheit bemerken würde. Also Bußtag früh um 9 Uhr!

Bequem ist die Zeit ja nicht. Aber es geht nun einmal nicht anders. Inzwischen kannst Du tüchtig arbeiten oder auch neue Bilder und Gedichte für mich suchen. Wirklich, Du hast Talent, so etwas vorzuführen. Die komischsten Sachen bekommen da ein ganz anständig ernstes Gesicht. Besonders freue ich mich auf die Fortsetzung Deiner Beichte. Die ist ja zum Wälzen! Denke nicht, daß ich Dir davon 'was erlassen werde. Nachdem Du alles von mir haarklein erfahren hast, kann ich dasselbe auch von Dir verlangen, zumal ich doch viel weniger eifersüchtig bin als Du. Ueber die Frage, ob ich Dich liebe, habe ich wiederholt ernstlich nachgedacht, bin mir aber immer noch nicht klar darüber. Ganz im Anfang war ich ja ziemlich toll auf Dich. Aber Du hast so eine gewisse Art, einem das rasch abzugewöhnen. Manchmal träume ich von Dir Tag und Nacht, und dann habe ich Dich wieder ganz vergessen. Entweder bist Du viel zu lieb zu mir, so lieb, daß ich es nicht begreifen kann oder — ein ganzer Hallunke! Ich glaube fast das letztere. Aber heiraten wollen wir uns ja nicht. Folglich ist mir Dein Charakter ziemlich egal, wenn wir uns nur in den paar Stunden gut vertragen, wo wir gemütlich bei einander sitzen. Und das waren bis jetzt wenigstens entzückende Stunden, ohne Dir schmeicheln zu wollen. Leb' wohl, liebster Jucku, und sei tausendmal gegrüßt und —

von

Deiner treuen Alice.

Sie schien auf diesen letzten Brief besonders stolz zu sein. Denn sie lachte vergnügt und unbefangen.

Mir war er anders in Erinnerung. Damals freilich fand ich alles reizend originell an ihr. Jetzt erschrak ich fast vor diesem klugen Kinde, das mit der Zeit immer noch älter und klüger ward. —

War mir eigentlich ihre Seele jemals etwas wert gewesen? — Doch wohl nicht. Aber deren Zukunft und Entwicklung! — Weil ich sie umzuwerten hoffte. — Wäre das damals schon zu spät gewesen? oder zu leichtfertig begonnen? oder ich selber doch zu schwach? — Gleichviel, der Scherz war nunmehr zum Problem geworden, das Spiel zum Kampf. Und dieser Kampf um Liebe störte mich.

Es wurde dämmrig. Zwar hatte die Sonne noch reichlich Zeit zum Untergange. Meine Fenster aber, die nach Norden lagen, waren fast verdeckt von den schweren grauen Vorhängen und ließen nur ein kleines Dreieck Licht in's Zimmer. Bei mir ward es stets eine Stunde früher Abend als bei anderen Leuten.

Ich verschloß die Briefe wieder im Kasten. Alice folgte ihnen mit nachdenklichen Blicken und wartete wohl auf ein Wort der Anerkennung für die hübschen Sachen, die sie da geschrieben. Ich wußte ihr nichts zu sagen. Denn von der Dissonanz, die in mir nachhallte, mußte sie verschont bleiben. Alles, was uns trennte, lag ja an mir. Zum mindesten hätte ich lernen sollen, ihr Wesen hinzunehmen, wie es nun einmal war.

Daß ein Gefühl von Kälte auf sie überströmte, konnte ich nicht verhindern. Still glitt sie von meinen Knieen.

Als ich mich umwandte, lehnte sie in einem der Fauteuils und blickte vor sich nieder.

„Mach' es doch vollends dunkel", bat ſie mich ſehr ſanft und freundlich. „Dieſes ewige Zwielicht ſtimmt uns nur trübe."

Ich zog die Vitragen vor die Scheiben und konnte ihre Geſtalt nur im Umriß noch erkennen. Dann trat ich zu ihr und ſetzte mich neben ſie auf das Polſter der Lehne.

Sie reichte mir die Hand. Wann hätte ich die nicht gern geſtreichelt und geküßt! Mir ſchien ſie das Symbol der Schönheit ihres ganzen Leibes. So ſchmiegſam geformt mit den zerbrechlichen Gelenken und der dünnen, elfenbeinweißen Haut: ſo mochte ſie wohl glauben laſſen, daß Körper und Gebahren das beſſere Teil an der Geliebten wäre.

Einzig dieſe Ahnung unbekannter Herrlichkeiten war Weſen meiner Liebe.

Hätte ich den Schleier von dem Saïs-Bilde lüften wollen, ich hätte mich nur um eine Sehnſucht ärmer gemacht, wahrſcheinlich um meine letzte.

Denn die Sehnſucht iſt doch alles, tauſendmal mehr als der Genuß, der vorüber rauſcht und mit Ernüchterung ſich rächt.

Meine Sehnſucht aber kannte als letzten Ausdruck immer noch den Kuß. O, wie ich an jenem Abend das ſchwache Kind da neben mir noch küßte! Meinen Arm ſchob ich ihr zwiſchen Hals und Lehne und lag mit meinen Lippen auf den ihren, als ob wir einander ganz gehörten. Matt und willenlos war ſie, wie eine, die am Weg verſchmachtet. Nur ihre Augen leuchteten mir in ſeltſam krankem Glanze.

Dann ſchien ihr etwas einzufallen und ihr Denken zu beſchäftigen.

Leiſe entzog ſie mir die Lippen und legte den Kopf neben meine Stirn, Schläfe an Schläfe.

„Ich will dir etwas ſagen, Juſt,“ ſprach ſie flüſternd; „damals, als ich die Briefe ſchrieb, habe ich dich lieber gehabt als du glaubſt.“

Ich ſchwieg zwiſchen Angſt und Spannung; denn ſolche Worte können vieles vorbereiten.

„Du haſt das nicht bemerken wollen,“ fuhr ſie fort; denn du haſt immer nur mit mir geſpielt. Nicht wahr, das haſt du doch?“

Niemals noch hatte ſie mich auf dieſe Schuld hin angeklagt. Es mußte manches in ihr vorgegangen ſein, das ihr argwöhniſche Gedanken weckte.

Furchtſam, wie ein Ertappter, ſuchte ich ſie zu beruhigen:

„Alice“, ſagte ich, „willſt du nicht glauben, daß du mir die liebſte, heiligſte Freude . . .“

„Weil du ſonſt nichts Liebes oder Heiliges mehr kennſt — ſag' doch, iſt es dir jemals ernſt mit mir geweſen?“

„Ach, Lieb, was iſt denn ernſt in unſeren Tagen!“

„Ja, ſiehſt du! Ich habe das aber erwartet, und ich bildete es mir auch wirklich ein. Allmählich iſt mir erſt klar geworden, daß du mich — na, ſagen wir, — getäuſcht haſt.“

Damit ſchob ſie mich leiſe von ſich. — Es geſchah zum erſten Male und ſtürzte ganz plötzlich die ſchöne Ordnung meiner wohlgepflegten Liebe.

Ein Aufruhr, wie ich ihn von ihr am wenigſten erwartet! Allerhand neue Möglichkeiten und Drohungen dahinter, die ihre häßlichen Züge tückiſch noch verbargen.

Das eine ward in dieſem Augenblick klar, daß mir wieder Leidenſchaft bevorſtand, die peinigen konnte wie früher in meinen jungen, ſtarken Zeiten. Ich fühlte die unbezähmbare Gier, das Weib das ſich da empören wollte, feſtzuhalten mit der letzten ſuggeſtiven Kraft meiner ſchwindenden Lebensluſt. Wenn ſie ſich mir entwand, würde ich niemals eine andere finden. Es wäre fad und lächerlich geworden, die abgeſpielten Liebestänze von neuem zu beginnen.

In dieſen Augenblicken ward ich krank nach der Liebe meines letzten Mädchens. Die Angſt und das zitternde Warten niſteten wieder in meinem Herzen und riſſen die vernarbten Wunden alter Leidenſchaften wieder auf.

Kein Groll, keine Spur von Verſtimmung war zwiſchen uns getreten. Solch kindlich nutzloſen Widerſtand gegen Dinge, die bereits vollendet ſind, hatten wir uns längſt ſchon abgewöhnt. Man ſpricht darüber, aber man erregt ſich nicht. —

Ich zündete die Lampe an, hob aber den ſonſt beliebten roten Schirm weg von der Glocke. Denn helles gelbes Licht ſchien jetzt das paſſendſte.

Dann nahm ich Alice gegenüber Platz und plauderte über harmlos gleichgiltige Dinge, über ihre neuen Bekanntſchaften und über die Bälle, die ſie zu beſuchen gedächte. Es kam darauf an, Spuren zu entdecken, die ſie von mir wegführten zu irgend einem neuen Reize. Aber noch ſchienen äußere Eindrücke nicht auf ſie gewirkt zu haben.

„Jetzt gehst du wohl ganz gern auf Bälle und Soiréen?“ fragte ich sie.

„Ja, daran hab' ich mich nun auch gewöhnt.“

„Und du denkst natürlich an's heiraten?“

„Gewiß, denn je älter ich werde . . .“

„Desto mehr sinkst du im Preis. Das ist schon richtig. — Wie wär's nun, wenn ich mich selbst mit unter die Kauflustigen mengte?“

„Wieso und wo?“

„Nun, auf euren Gänsemärkten meine ich, auf den Bällen.“

„Da möchte ich dich sehen, dich, Just als Freiersmann!“

„Warum nicht? An die Manieren kann ich mich so leidlich noch erinnern. Man bietet eben mit. Ein Referendar aus anständiger Familie mit meiner Rente ist schon ein Mädchen von fünfmalhunderttausend unter Brüdern wert.“

Alice meinte aber, zum Heiraten wäre ihr doch einer von den Leutnants lieber. Die würden besser auf den Ehemann hin erzogen. Sie wären in sich gefestigt, auch zur Ehrenhaftigkeit und zum Repräsentieren andauernd gezwungen. —

„Eine nette Ehe würde das zwischen uns geben!“ meinte sie schmunzelnd und malte sich mit ihrer Phantasie heimlich ein paar Bilder aus, über die sie herzlich lachen mußte.

Sie steckte mich an mit ihrem Humor; denn der Gedanke war mir allerdings, so lange ich sie kannte, auch nicht ein einziges Mal gekommen. Vielleicht, wenn ich

ſpäter die Fähigkeit zu lieben ganz verloren hatte und zu erwarten ſtand, daß nach der Hochzeit mir die bekannte eheliche Zärtlichkeit zu Hilfe kommen würde, ja dann vielleicht . . .! Obwohl ſie, wie geſagt, vom Schlag der ungetreuen Frauen war.

„Ich habe ernſtlich Luſt," begann ich wieder, „mir einmal anzuſehen, wie du dich unter deinen Herren amüſierſt."

„Komm auf den nächſten Gewandhausball," ſagte ſie; „dann wirſt du vielleicht verſtehen, daß unſre Geſelligkeit gar nicht ſo übel iſt. — Ich weiß ſchon, was du ſagen willſt — natürlich iſt es Eitelkeit, wenn ich mir dort gefalle. Aber es macht mir Spaß, eitel zu ſein, und darauf kommt es doch bloß an."

Auch hierin konnte ich ihr nicht widerſprechen. Nur war es ſchlimm für mich, daß ſie mir, dem Meiſter, zum Trotz die Luſt daran überhaupt gewinnen konnte. Noch vor Monaten war das nicht ſo geweſen. Da hatte ſie an meinem Hals gehangen und geſchworen, nirgends ſei es ſchön, als bei mir allein, ſie wolle keine Dame werden, ſie haſſe alles, was dumm und bieder, und unſere gute Geſellſchaft ſei wirklich nichts anderes als eine Herde munterer Hammel und Gänschen.

„Wann iſt Gewandhausball?" fragte ich.

„Am erſten März."

„Dann werde ich mich von einer guten Tante dazu laden laſſen."

„O, das iſt lieb von dir," ſagte ſie mit aufrichtiger Freude. Es lag ihr offenbar daran, ihrem Milieu mich wieder zuzuführen, damit ſie ſich deſſen nicht mehr zu ſchämen brauchte.

„Siehst du," fuhr sie fort, „ich habe immer schon gewünscht, daß du den Leuten etwas entgegenkämst. So unerträglich öde sind sie wirklich nicht."

„Nein Lieb, du hast ganz recht. Man kann schon über sie lachen. Nur nicht zu oft denselben Witz! Beim dritten Male ist er schon verbraucht. —"

Aber, dachte ich mir, man muß dem Wilde nachsetzen, sei's auch auf fremdes Revier. Wer weiß, ob es nicht drüben bessre Weide findet und dann niemals wiederkehrt. —

Wir schieden an diesem Abend als gute Freunde. Noch war nichts für mich verloren. Nur hingen schwere graue Wolken über einer stickig gewordenen Luft.

Ich küßte Alice inbrünstiger denn je; ich hielt ihr holdes Gesichtel fest in meinen Händen, als ob es mir zum letzten Mal gehörte.

Als ihre Schritte auf dem Flur verhallten, war mir sehr weh ums Herz. Sie war eine andre für mich geworden, eine von den Geliebten, um die man leidet, weil man in Ängsten um sie ringen muß. —

Die letzten Stunden des Tages las ich ein Buch von Jonas Lie. Es war die „Familie auf Gilje", die von dem dumpfen Gleichmaß im Leben der bürgerlichen Töchter spricht. Erst im letzten Kapitel zerspringt ganz plötzlich Hoffnung und Sorge, die sie noch bewegt, zerspringt wie eine Seifenblase. Nur ein trüber Saft bleibt zurück, die Enttäuschung, die bis zum Tode währt.

Das Buch hatte mich gequält auf jeder Seite; im letzten Kapitel aber brachen mir ganz unvermutet bittre Thränen aus, grundlose, thörichte, aus einem Gefühl, das, wie von anderen Welten, fremd zu mir herüberkam. Längst

hatte ich verlernt, über mich ſelbſt zu jammern; und alles Elend außer mir hab' ich ſtets nur mit den Augen des Wandrers betrachtet, der durch's Leben geht wie durch ein ſeltſam trauriges Narrenſpiel.

So muß wohl dies Gefühl ein metaphyſiſches geweſen ſein.

Noch immer trat die Metaphyſik zwecklos und hinderlich mir in den Weg, und nicht die Weisheit des Protagoras noch das krampfhafte Lachen des Zarathuſtra konnte ſie bannen.

Da meinte ich nun, daß ich das Leidgefühl in mir endgiltig totgegrübelt hätte — dafür kommt es mir als Geſpenſt zurück mit neuen Schmerzen, neuen Lockungen und will mich gar noch überreden, es liege hoher Ernſt in ſeinem kindiſchen Spiele.

Und ich hatte ſo gar keine Luſt mehr, mich mit ihm herumzuſchlagen.

II.

Mein Amtsrichter kratzte ſich. Von ſeinem Haupte fielen die Schuppen auf den fettigen Rockkragen wie Schnee. Vor der Verhandlung ſprach er noch raſch ein Urteil mit mir durch, auf deſſen Gründe er ſich nicht mehr recht beſinnen konnte. Deshalb kratzte er ſich, verlegen und ärgerlich. Indeſſen war es ſchon neun Uhr geworden. Die beiden Schöffen traten in's Zimmer, ein Hauptmann a. D., der die Hacken zuſammenſchlug und ein Schuhwaren-Händler en gros, der zum Gruße mit dem Oberkörper nickte.

Darauf fuhr der Amtsrichter knurrend in seinen Talar, der ebenfalls von Fett und Staub ein wenig schimmerte. So konnte man nicht sagen, daß der Talar Anmut und Würde des Amtsrichters hob, aber er verhüllte wenigstens den Rock, die Weste und die zerknitterten Hosen.

„Zwölf Sachen heute," meinte der Hauptmann, der das Bedürdnis fühlte, eine Konversation zu beginnen.

Der Amtsrichter fluchte vor sich hin: jawohl, zwölf Sachen und an die dreißig Zeugen. Das könnte wieder bis Nachmittag dauern. Dazu noch Stöße rückständiger Akten. Und überhaupt . . .

Er schien sich gar nicht recht extra zu fühlen, der wohlbeleibte Herr. Entweder hatte er gestern Abend im Skat verloren, oder die Verdauung war ausgeblieben. Andres Unheil konnte seinem stillen Dasein doch kaum widerfahren.

Schließlich nahm er die Akten unter den Arm und schlurfte mißvergnügt hinüber nach dem Verhandlungssaal. Hinter ihm her die Schöffen, als letzter ich, der Protokollant, mit meinen Formularen.

Immer wenn ich die geduldigen Bogen vor mir ausbreitete und die Feder ansetzte, um zwischen die ewig gleich gedruckten Worte des Gesetzes das jeweilige Vergehen einzutragen, überfiel mich das Bewußtsein, der Gesellschaft als notwendiges Glied zu dienen und meine Pflicht zu erfüllen als Staatsbeamter und als Mensch. Dies Bewußtsein hätte mich erheben sollen. Doch war es leider nicht an dem. Vielmehr ärgerte ich mich der erfüllten Pflicht und mußte über sie lachen. Möglich, daß es meine Kollegen, die Karriere machen wollten, lockte, auch im kleinen getreu

zu ſein. Bei mir fehlte dieſer Anſporn. Der Name meines Amtsrichters, den ich wohl hundert Mal die Woche zu ſchreiben hatte, ödete mich bereits dermaßen an, daß ich die Buchſtaben zu bizarren Bildern verſchnörkelte, um wenigſtens ſeine Linien zu verändern.

Die Verhandlung begann wie gewöhnlich mit einigen Fällen von Bettelei, Landſtreichen, ſchüchternem Diebſtahl und anderen Hunger-Delikten. Alte verwahrloſte Weiber wurden hereingeführt, in zerfetzten, ſchmutzſtarrenden Röcken, heimatloſe Dirnen, die der Gendarm von der Landſtraße aufgeleſen, Pennbrüder, Taſchendiebe, Strolche.

Vor jeder Sache las der Richter mechaniſch den Eröffnungs-Beſchluß herunter, ſtellte Perſonalien und Vorſtrafen feſt, aus denen immer nur wieder eines hervorging: gehungert, geſeſſen und wieder gehungert.

Ich blieb hart und gelangweilt bei dieſem ausgeſungenen alten Liede, hart wie der Richter, hart wie der Gendarm, der die erforderlichen Eide dazu ſchwört. Nur zuweilen, wenn dort hinter den Schranken ein Mann ſtand, deſſen Kraft noch nicht gebrochen ſchien, der auf den breiten Schultern ſein jammervolles Hundeleben durch Hunger und Gefängnis weiterſchleppte, kam es mir wie ängſtliche Verwunderung, daß dieſer Kerl nicht ſchon mit einem Sprunge über die Planke ſetzte, das Protokoll mir aus den Händen riß und es den Richtern um die wackelnden Köpfe ſchlug. Und während meine Feder eintönig weiterkritzelte, erwog ich bei mir in beſchaulichem Sinnen die Frage, ob ich wohl ſelbſt als ſolch Enterbter mich entſchließen würde, unter Verübung möglichſt bedeutſamer Rachethaten mein Daſein

tobend zu verlaſſen. Faſt wollt' ich mich deſſen rühmen. Aber vielleicht erſtickte auch das Elend die Luſt auf originelle Pläne.

Alle dieſe Leute waren wie mit Blödſinn geſchlagen; kein vernünftiges Wort aus ihnen herauszubringen. Es intereſſierte ſie gar nicht, ob man ihnen drei Monate anbot oder das doppelte. Mit Vorliebe heulten ſie. Wenn der Richter an ihnen herumfragte, hielten ſie es nicht der Mühe wert, ihm zu antworten, ſondern legten die breiten, riſſigen Hände vor das Geſicht, ſchluchzten und winſelten.

Da war zum Beiſpiel eine Mutter. Zwölf Mal hinter einander hatte ſie in der Markthalle Äpfel geſtohlen. Der Richter fragte ſie, ob ſie die Äpfel ſofort verzehrt habe. Dann wäre es nämlich ein bloßer „Mundraub" geweſen und es wäre ihr noch leidlich ergangen. Aber nein, ſie hatte die Äpfel jedesmal mit nach Haus genommen, aufbewahrt und ihre Kinder damit gefüttert. Alſo Diebſtahl, ganz gemeiner Diebſtahl nach Paragraph zweihundertundzweiundvierzig. Nun fragte der Richter ſie weiter, ob ſie ſich ein für alle Mal entſchloſſen habe, Äpfel zu ſtehlen. Dann wäre es nur ein „fortgeſetztes Verbrechen" geweſen, und das ging auch noch an. Aber zu dieſem einmaligen Entſchluſſe wollte ſie ſich durchaus nicht bekennen. Sie ſchüttelte den Kopf und fing an zu heulen. — Alſo jedesmal hatte ſie es nicht wieder thun wollen und hatte es dann doch immer wieder gethan? Sie nickte und heulte. — Alſo Geſtändnis der „Real-Konkurrenz"! Koſtete „eine Geſamtſtrafe, welche in einer Erhöhung der verwirkten ſchwerſten Strafe" beſteht.

„Ha'm Se noch 'was ze Ihrer Verdeidgung anzefiehren?“ ſchloß der Amtsrichter.

Offenbar nein, denn ſie winſelte nur.

Darauf zogen wir uns in's Beratungszimmer zurück. —

Mein Amtsrichter hatte ſich inzwiſchen in ſeinem Beruf wieder zurechtgefunden und wurde gemütlich.

„Na, Gott ſei Dank,“ ſagte er, „der halwe Vormiddag is ſchon rum. Nu kenn' 'iner uns ämal mit guten Gewiſſen ſchtärken.“

Dabei zog er ſeine angebiſſene Morgenſemmel aus der Taſche und kaute behaglich mit vollen, ſchmatzenden Backen. Auch die Schöffen widmeten ſich ihrem Frühſtück, der Hauptmann ſeinem Schinken-Brötchen; der Schuhwarenhändler ſeiner Wurſt.

Ich ſaß abſeits vom Beratungstiſche, an einem Schreibepult, wo ich behufs juriſtiſcher Ausbildung von ferne zuzuhören pflegte. Gern hätte ich ebenfalls gefrühſtückt. Doch es ſchickte ſich nicht für den Referendar.

„Na, Herr Hauptmann,“ fragte der Amtsrichter, als er ſich ſatt gegeſſen, „was gäben mer denn dem Frauchen?“

Der Hauptmann hatte keine Ahnung, was das Frauchen verdiente und räuſperte ſich.

„Schlimm is die Sache ja nicht,“ ſagte er endlich.

„Nee, ſchlimm is ſe nich,“ beſtätigte ſein Kollege.

„Wie wär'ſch denn, wenn mer ſagten: eene Woche?“ ſchlug der Richter vor. Mit großer Behendigkeit gab er dafür die juriſtiſchen Gründe und fragte, ob die Herren Schöffen etwas dagegen einzuwenden hätten? Nein, ſie wußten natürlich nichts gegen den Herrn Amtsrichter einzuwenden. Es blieb alſo bei einer Woche Gefängnis.

Als die Frau dann ihr Urteil vernommen und abgeführt wurde, schien es ihr wahrhaftig noch zu viel. Denn sie krümmte sich und wimmerte wie ein junger Hund.

Nun, derartige Scenen kannte ich. — Nichts weiter als eine Erscheinung des sogenannten Pauperismus, der bekanntlich sehr alt ist und an dem sich nicht viel ändern läßt. „Arme und Reiche hat es immer gegeben," pflegte unser Religionslehrer sehr richtig zu bemerken. Uebrigens hat man ja auch die soziale Reform . . .

Aber eine andere Sache kam noch an diesem Vormittag, ein Sittlichkeits-Delikt, begangen von einem hübschen, blassen Jungen, der kaum sechszehn Jahre alt war. Bewegungslos stand er in dem hölzernen Verschlag und blickte mit starren, verängstigten Augen seine Richter an. Als Zeugen waren drei Dienstmädchen erschienen, die ihn angezeigt hatten und nun beschwören sollten, daß sie den Angeklagten abends unter einem Thorweg getroffen und dort an seinem entblößten Zustande Ärgernis genommen hätten. Die Mädchen saßen auf der Zeugenbank neben einander, stießen sich mit den Ellbogen in die Seite und kicherten verstohlen. Der Junge aber starrte nur immer seine Richter an mit weit aufgerissenen, verzweifelten Augen, aus denen der ganze Jammer seiner ratlosen Jugend sprach.

Das Verhör des Angeklagten ward oberflächlich und trocken heruntergewickelt wie bei all den Fällen, wo der Richter fürchtet, durch eindringliche Fragen die Wohlanständigkeit zu verletzen. Es genügte ihm das Geständnis der an öffentlichem Orte begangenen unzüchtigen Handlung. Der Angeklagte gab auch das Bewußtsein der Strafbarkeit zu. Er habe gewußt, daß die Mädchen jeden Abend

vorüber kommen und erſchrecken würden, wenn ſie ihn ſähen. Er habe es nicht thun wollen und habe es doch immer wieder thun müſſen, aus irgend einem unbeſtimmten Drange, gegen den er ſich vergebens ſträubte.

Nur das geſetzlich vorgeſchriebene „Ärgernis“ war noch feſtzuſtellen. Eines der Dienſtmädchen ſchwur, daß ſie es jeden Abend von neuem genommen habe. Der Amtsanwalt ſtellte den Strafantrag; der Verteidiger, ein Referendar mit verkatertem Couleur-Geſicht, bat, die Einſamkeit des Ortes ſtrafmindernd in Betracht zu ziehen. Der blaſſe, zitternde Junge aber, halb irrſinnig vor Angſt, ſtammelte hilfloſe Worte:

„Ich konnte ja nicht . . . ich wußte ja nicht . . . wahrhaftigen Gott, ich wußte mir gar nicht zu helfen!“

Als ich die Thür des Beratungszimmer hinter mir ſchloß, hörte ich noch immer dies jammervolle Stammeln:

„Ich konnte nicht anders, ich wußte mir gar nicht zu helfen!“

Mir kam die Erinnerung, daß ich ſelbſt in jenem Alter, nachts, im Schaſſaal des Alumnates mein Geſicht in die Decken wühlte, mir die Lippen zerbiß und das Fleiſch zerkratzte, weil ich nicht aus noch ein wußte vor den fremden gährenden Gefühlen.

Und nun ſetzten dieſe behäbigen Richter ſich hin und warfen den Jungen in's Gefängnis, gegen Natur und Recht.

O, ich empörte mich ſelten, ich hütete mich wohl, lebendige Worte an ſtumpfe Petrefakte zu verſchwenden. Diesmal aber nahm ich mir doch die Freiheit, meinen Amtsrichter mit einem Gedanken zu beläſtigen:

„Verzeihen Sie, Herr Amtsrichter," ſagte ich, „verzeihen Sie, wenn ich mir eine Bemerkung erlaube, die vielleicht zur Sache gehört. Wäre es nicht angebracht, einen ärztlichen Sachverſtändigen herbeizuziehen?"

„Wie? — Was winſchen Se, Herr Räfrendar?"

„Ich meine, es könnte hier leicht der Paragraph einundſechzig in Frage kommen. Man möchte glauben, daß der Angeklagte ſich in ‚krankhafter Störung der Geiſtesthätigkeit befand, wodurch ſeine freie Willensbeſtimmung ausgeſchloſſen war'."

„Ich waiß wirglich nich, Herr Räfrendar . . . mer ha'm dieſe Fälle immerwähr'nd un' niemals dängt doch jemand d'ran . . ."

„Gerade deshalb erlaubte ich mir, darauf hinzuweiſen. Vielleicht iſt Ihnen bekannt, daß dieſe Angeklagten von den Ärzten ſehr oft als Nervenkranke, als Exhibitioniſten bezeichnet werden."

„Se woll'n mer wohl mit d'n Deorieen von Herrn Lomproſo un Genoſſen komm'n? Herr Räfrendar, das muß 'ch ablähnen."

„Nein, Herr Amtsrichter, nur mit unſrem Strafgeſetzbuch ſelbſt . . ."

„Äs is gud; ich danke Ihnen. Maine Härr'n Scheffen, entſchuld'chen Se de Stärung."

Somit war der Fall erledigt und zwei Monate Gefängnis wohl verdient.

Der Amtsrichter übertrug mir die Ausarbeitung des Urteils, und ich habe dieſe Gefängnisſtrafe mit mancher Geſetzesſtelle artig zu begründen gewußt. —

Die Luft im Verhandlungs-Saale wurde von Stunde zu Stunde ſtickiger. Ein widerwärtiger Dunſt von Armut und Schmutz und von Aktenſtaub lag wie eine Wolke in dem getünchten Raum.

Als wir endlich unſere zwölf Sachen erledigt hatten, eilte ich mit der alltäglichen Empfindung eines faſt phyſiſchen Ekels hinüber nach meiner Amtsſtube, um Hut und Pelz zu holen. Wie ein flüchtender Arreſtant ſprang ich im Flur die Stufen hinab. Ich konnte es gar nicht erwarten, draußen zu ſein, obwohl es taute und regnete und auch der Straßenkot nicht gerade verlockend war.

Ich ging den Peter-Steinweg entlang über den Königs-Platz. Dort ſtieß ich auf die niedrigen ſchwarzen Verkaufs-Buden, an denen man erkennt, daß in Leipzig Meſſe iſt. Vor und hinter den Tiſchen ſtampften die Händler hin und her und überboten ſich kreiſchend im Lob ihrer Waren. Fliegende Wurſthändler ſtanden an den Ecken und phantaſtiſch gekleidete Konditoren, die in Glaskaſten fragwürdige Bretzeln buken. Die frierenden Gaſſenbuben wärmten ſich an ihrem Herde, lauſchten dem Strom ihrer Rede und koſteten mit den Blicken.

Schmerzlich vermißte ich jetzt, im Winter, die Schaubuden und die Karuſſels. Denn das Bild vom Treiben unſeres Volkes iſt unvollſtändig, wenn ſeine Freuden dabei fehlen. Man muß die halbwüchſigen Burſchen ſehen, wenn ſie in das Zelt der Rieſendame ſtürmen und die angeputzten Mädchen, die auf der Rutſchbahn vor zahlungsfähigen Studenten Parade fahren; man muß ſich das betrachten, um die Natur des Volkes zu verſtehen und mit nationalem Stolze ſich daran zu weiden. Denn die Heiterkeit unſeres

Volkes ist urwüchsig und harmlos. Sein gesunder Geschmack bedarf nicht der verdorbenen Künste.

Vor dem Denkmal des Königs Friedrich August — er sieht in seinem antiken Gewande sehr klein und komisch aus — pietätvoll hat man ihn so gelassen — vor diesem Denkmal also fand ich eine Gruppe Menschen furchtbar interessiert und ausgelassen lustig. Ein Käufer lag mit seinem Lieferanten um zwei Groschen im Streite und sprach zu ihm, unter dem Johlen des Publikums, übelduftende Worte. Schließlich einigten sich die beiden auf eine Zahlungsklage vor dem Civilgericht und eine Beleidigungsklage vor den Schöffen. Ich beglückwünschte sie zu ihrem Entschlusse, wenn es auch für sie vielleicht praktischer gewesen wäre, um das Recht zu würfeln. Denn sie konnten ja nicht wissen, ob nicht in ihrem Punkte gerade das Gesetz eine Lücke hatte oder wenn auch dies nicht, ob es richtig ausgelegt war, endlich ob der Richter in der Stimmung sein würde, ein Urteil zu „bauen". Der Richter konnte sagen: ‚Herr Rechtsanwalt, machen Sie doch die Sache tot!' Und der Rechtsanwalt, der mit dem Richter seinen Stammtisch hatte, konnte gern zu willen sein und einen gerichtlichen Vergleich abschließen, weil doch wohl nichts zu machen sei. Dann gab es zum Ärger noch die Kosten. Deshalb wäre es vielleicht besser gewesen, zu würfeln. —

Nun ging ich weiter und wollte, unter einem Bedürfnis nach Ruhe, Einkehr halten bei mir selbst. Da war es schon lange ganz still gewesen, still und etwas trübe wie auf einem Kirchhof, aber, abgesehen von kleinen Verstimmungen, doch immer stilisiert und menschenwürdig. Indes bemerkte ich auch heute wieder, daß seit der letzten

Zuſammenkunft mit Alice mein altes Gleichmaß immer noch verloren war. Die Seele, die ſich ſpiegelte, fand ein unruhig flackerndes Zerrbild.

Aus quäleuden Träumen, die gegen Morgen mir das Blut erhitzten, war die Geſtalt der verdorbenen Freundin zurückgeblieben und begleitete mich lauernd auf allen Wegeu. So oft ich zu mir ſelber kam, ſah ich den Rythmus ihrer flüchtigen Bewegung, wie von einer Tänzerin, die locken oder einer Gazelle, die entweichen will.

Ich war in ſie verliebt wie ein Schwärmer in den erſten Jahren ſeiner Reife; ſchmückte ſie wie eine Heilige mit Lilien und züchtigeu Schleiern, uu ſie anzubeten und verwünſchte den Übermut, mit dem ich ſie entfremdet. Dazu die entſetzliche Furcht, daß es bereits zu ſpät, daß ich ſie nicht mehr halten könne, weil ſie ſchon nach der Kraft des Mannes taſtete, der ſich auf Mut und Eroberung verſtand . . . Was half da noch die Kunſt der kleinen Mittel! Die Zeit reizvoller Spiele und der Tändelei war nun vorüber. Einſt half mir wohl der Satz: Wiſſen iſt Macht; jetzt aber galt es, kunſtlos mannhaft ſein, kampfluſtig und ſiegesgewiß, wie ein Feldherr oder auch nur — wie ein ſtrammer Unteroffizier. . .

Und das allein fehlte mir. In allen Poſen war ich wohlbewandert, nur nicht in der naiver Kraft.

Daß die Geliebte zu mir ſagte: „Ja, ich gehöre dir. Nimm' mich doch hin! Behalte mich!“ Das hätte ich jetzt nicht mehr erreichen können. Deshalb war ich ratlos, wie ich ſie halten ſollte. Ich ſann und rechnete mit Möglichkeiten. Meine Unruhe wuchs, und die gereizten Schläge meines Herzens, die mich

mit Angſt und Ermattung unaufhörlich peinigten, erpreßten mir Seufzer, die wie ein bettelndes Gebet um Frieden klangen. —

In der Kurprinzſtraße lag die kleine Weinſtube, wo ich mit ein paar Freunden täglich zu Mittag aß. Dort blieb ich gern; denn es war eng und einſam da. Selten verſuchte ein Fremder ſich einzuniſten oder zog ſich doch bald wieder zurück vor den wilden, unverſtändlichen Geſprächen, die unſeren Tiſch zum Greuel aller Gäſte machten.

Als ich eintrat, fand ich nur Erich Lüttwitz vor, der heute zum erſtenmal gekommen war, um Dimitri kennen zu lernen. Jeder, dem ich von Dimitri erzählte, wünſchte ſich das, jeder wenigſtens, der unzufrieden war mit ſich ſelbſt. Erich ſtreckte mir die Hand entgegen und zog mich neben ſich nieder. Sein Weſen war ſtets, vor allem in letzter Zeit, von überquellender Herzlichkeit. Doch ſchmiegte ſich dieſe in die abgemeſſen glatten Formen einer vollendeten Courtoiſie, die ihn ſelbſt mir, ſeinem intimſten Freunde, gegenüber nie verließ. Auch ſprach er leiſe mit jener beſcheidenen, faſt ſchüchternen Zurückhaltung, in die ſich junge Offiziere vor alten Damen ſo angenehm zu kleiden wiſſen. Trotz ſeiner fünfundzwanzig Jahre war er bereits Aſſeſſor an der Kreishauptmannſchaft, mit der Ausſicht auf glänzendſte Karriere.

Er wollte ſofort alles mögliche von mir wiſſen: ob die Reklam-Ausgabe des Schopenhauer zu empfehlen ſei, ob er wohl Max Klinger in ſeinem Atelier beſuchen dürfe; er fragte nach der neueſten Belletriſtik; alles Dinge, für die ſich Aſſeſſoren ſonſt nicht zu intereſſieren pflegen. Aber es war überhaupt mit Erich, ſeit vor einem halben Jahre ſein

Vater geſtorben, eine merkwürdige Wandlung vorgegangen. Ähnlich wie mich ſelbſt trieben ihn unſtäte Zweifel ſprunghaft von Gedanken zu Gedanken, gaben ihm für ſeine Lebensführung allerlei fremdartige Entſchlüſſe ein, die er mit mir beſprach und dann verwarf. Es war auch bei ihm eine Leidenſchaft, mit der er rang, aber nicht zum Weibe, ſondern zum großen, vollen Leben ſelbſt, zu einem Leben, vor dem er zu ſchaudern begann. —

Bald kam auch Dimitri Teniawsky. Sein ſchwerer weit ausgreifender Schritt ließ den Boden erdröhnen und die Gläſer auf den Geſimſen klirren. Lüttwitz ſtand auf und ſtellte ſich vor. Nicht ohne Reſpekt drückte er die Hand, die Dimitri freundlich und formlos ihm reichte.

„Wir brauchen heut' wohl niemanden mehr zu erwarten," ſagte Dimitri und beſtellte beim Küfer das Eſſen und den Wein.

Dann wandte er ſich wieder an Lüttwitz:

„Sie ſprachen von Schopenhauer, hörte ich eben. Leſen Sie den noch — oder ſchon?"

Erich bemerkte den ſcharfen, ausforſchenden Blick, auch den ſarkaſtiſchen Zug, der halb wie ein Lächeln, halb wie eine Narbe ſtets die Lippen Dimitri's zuſammenkniff.

„Ich fange an," ſagte er etwas empfindlich. „Ich fange mit Schopenhauer an. Sie haben ihn gewiß ſchon überwunden. Ich hatte noch keine Zeit dazu!"

„Ja, ich weiß, daß Sie Beamter ſind." Das Lächeln blieb, aber es nahm einen ſo offenen, liebenswürdigen Ausdruck an, daß Erich ſich damit verſöhnte.

„Vielleicht haben Sie auch ganz recht," fuhr Dimitri fort. „Vielleicht brauchen Sie Schopenhauer. Wenigstens meint Juſt, daß er auch ſein gutes habe."

„Das iſt ein alter Streitpunkt zwiſchen uns," erklärte ich Erich. „Teniawsky ſchwört auf die Worte gewiſſer Philoſophen. Er ſchwört ſogar auf die Logik des Ariſtoteles."

„Nur auf Wahrheiten, die ich an mir ſelbſt erlebe," bemerke Dimitri trocken.

„Da hörſt du es, Erich; Teniawsky erlebt Wahrheiten!"

„Ja!" ſagte Dimitri und ſein Lächeln ſchien mich zu verachten. In dieſer Miene von verſchloſſenem Hochmut mit den gütigen blauen Augen unter den Brauen, die er in die Höhe zog, glich er ganz dem Bilde des Czaren Nikolaus, ſeines Spielgenoſſen aus der Kinderzeit.

„Ich merke ſchon," begann Erich wieder, „Sie wollen mir Nietzſche vorhalten."

„O, nein, ich halte gar nichts vor. Was geht mich Nietzſche an! Ich bin kein Deutſcher, der Zarathuſtra wie einen Mediziner konſultiert, weil ihm nicht wohl zu Mute iſt. Dazu war euer Nietzſche, ſoviel ich ihn verſtehe, ſelbſt kein Deutſcher, ſondern ein Slave oder zum mindeſten ein Europäer."

„Du ſtreichſt ihn alſo doch heraus," warf ich dazwiſchen; denn es machte mir Freude zu ſehen, wie prächtig er ſich noch ereifern konnte.

„Ja, den Deutſchen gegenüber allerdings. Denn ſie möchten am liebſten Commentare zu ſeinen Büchern ſchreiben und ſie in gereimte Jamben gießen. Und dann mühen ſie ſich, ſein Lachen und ſeinen Prophetengang ihm abzukucken.

Keinen Stümper giebt es, der ſich nicht ſtolz von ihm beeinflußt fühlte. Und ſind doch im Grunde alle elend und verzweifelt gerade wie er ſelbſt. Nur daß er zuerſt auf den Gedanken kam, den Grund des ganzen Elends bloßzulegen und zu träumen von einem Menſchen, der es überwindet. Das iſt der Unterſchied."

„Und du? Du biſt der Starke von Anbeginn, meinſt du?"

„Ich bin Slave und Barbar, und ob ich ſtark bin, ſchert mich eben ſo wenig wie eure Kultur. Jedenfalls aber macht es mir Spaß, zu ſehen, wie ſie durch einander purzelt."

Seine Augen blitzten, während er ſo ſprach, und das Blut ſtand ihm glühend im Geſicht, ſo daß er gar nicht das Ausſehen eines Mannes hatte, dem gleichgiltig iſt, was da geſchieht.

Erich aber, der keinen Blick von ihm gewendet hatte, nahm ſein Glas und ſtieß an das Dimitris.

„Herr von Teniawsky," ſagte er, „ich trinke auf Ihre Pläne!"

Ueberraſcht ſah ihn Dimitri an. Dann trank er ſchweigend den Wein auf einen Zug.

Seine Augen ſtrahlten, verſchmitzt und überglücklich wie die eines lachenden Erben. Ich beneidete ihn. —

Nun aber gab er dem Geſpräch wohlweislich eine andere Richtung:

„Sie kommen nachher auch mit zu Eſther?"

„Ja, wenn ich wirklich dort willkommen bin."

„Aber gewiß," beruhigte ich ihn. „Sie hat ausdrücklich um dich gebeten; das heißt den Erich Lüttwitz will

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ſie kennen lernen, nicht irgend einen Aſſeſſor der mit ihr flirten ſollte."

Erich betrachtete trübſelig ſein tadelloſes Extérieur:

„Was bin ich denn mehr als irgend ein Aſſeſſor?"

„Na, du wirſt ſchon noch was Eigenes bei dir finden."

„Ach, nichts, womit ich glänzen könnte."

„Das ſollen Sie auch nicht," rief Dimitri faſt entrüſtet. Überhaupt giebt es dort nichts von dem, was man einen ‚angenehmen Familienverkehr' nennt, nicht etwa ſolch ein ‚nettes Haus', wo die jungen Leute mit ſchwachen Scherzen ſich am Zwerchfell kitzeln und die älteren Herrſchaften an der Eitelkeit. Es geht gar nicht luſtig da zu; wird auch weder geſchäkert noch geklatſcht, wird auch kein Tennis da geſpielt. Alſo werden Sie es im beſten Falle anders finden als comme il faut. Und darin liegt für mich wenigſtens der Hauptreiz von Eſther Bernheims Abenden."

Erich erklärte, daß er ſich eben vor jener Geſelligkeit am liebſten in alte Spelunken flüchten möchte. Mit grimmigem Humor erzählte er uns von den Orgien der Langenweile, an denen er von Jugend auf hatte teilnehmen müſſen, worauf auch wir uns dieſer guten Schule und ihrer kläglich-komiſchen Epiſoden erinnerten und, froh des Überwundenen, ſie uns wieder ſchilderten.

Dann brachen wir auf und beſtiegen den Wagen, der uns hinaus nach Plagwitz, zu Eſther Bernheims Villa fuhr. Die Villa lag in einem Gartengrundſtück hinter Tannen, die ſie vor der Straße verſteckten. Der Kiesweg führte vom Gitterthor an Raſenflächen und Fliedergeſträuch vorbei. Auch ein Springbrunnen plätſcherte dort im

Sommer. Jetzt aber war das alles mit schwarzem Reisig und rußigem Schnee bedeckt.

Die Hausthür wurde uns von dem alten Diener geöffnet, der schon länger als Esther selbst mit seiner Frau hier wohnte. Er besorgte die Garten-Arbeiten und zugleich die Pflege von Gottfried, Esthers krankem Bruder. Mit einer gewissen vertraulichen Ergebenheit grüßte er uns, indem er die Mütze von seinem kahlgewordenen Schädel zog. Nur auf Erich warf er einen kurzen, mißtrauischen Blick, ob er auch würdig sei, die Räume zu betreten, die er heilig hielt wie ein Priester den Tempel seines Gottes.

Der Salon war, wie gewöhnlich, von mehreren hohen Lampen erleuchtet, die indes, sämtlich mit grünen Schirmen verhängt, nur mattes Licht verbreiteten. Die Einrichtung stammte noch aus der Mode der sechsziger Jahre: die Tapeten waren hell mit klein-geblümtem Muster, die Stühle und Sofas, die vereinzelt an den Wänden standen, von rissigem Mahagoni, mit verblichenem Cretonne überzogen.

Esther empfing uns, voll der sanften, gelassenen Heiterkeit, die sofort jeden für sie einnahm. Sie war schön durch die bezaubernde Güte ihres Ausdruckes, obwohl ihre körperlichen Reize schon zu verwelken begannen und sie auf Gang und Kleidung wenig hielt. In ihrer langsam nachdenklichen Rede und dem verträumten Fingerspiel, von dem diese begleitet wurde, herrschte eine achtlose Natürlichkeit, die keiner Rücksicht bedurfte. So kam es oft, daß sie zerstreut Mitteilungen überhörte, die ihr gleichgiltig waren oder daß sie sich selbst unterbrach, weil ihr einfiel, es verlohne sich nicht, den Gedanken fortzuspinnen. Ich glaube, daß es vor allem dieser große Zug von Natürlich-

keit war, der mich Esther so lieb haben ließ wie eine fromme Erinnerung aus der Kinderzeit.

Außer uns waren als regelmäßige Gäste noch Doktor Tönnies und Frau Anna Möhn zugegen. Beide ließen sich durch unsere Ankunft in ihrer Unterhaltung nur flüchtig stören.

Frau Möhn, eine fast siebzigjährige alte Frau mit weißem, glattgescheiteltem Haar war Esthers Beraterin seit deren frühester Jugend. Einst hatte sie vier Kinder gehabt, kluge Söhne und schöne Töchter; aber sie waren schon lange gestorben und hatten die verwitwete Mutter allein gelassen als einen zwecklosen Überrest der Gattung. Seit zwanzig Jahren wußte die Frau nicht mehr, was mit dem Leben beginnen, und eine überquellende, unklare Liebe, von der ihr Herz noch voll war, irrte unter den Menschen umher wie eine heimatlose Waise. Sie saß ganz frisch und aufrecht in dem unbequemen Lehnstuhl, an den sie sich nun einmal gewöhnt und hörte aufmerksam zu, wie Doktor Tönnies ihr von der neuen Dichtung sprach.

Er war Schriftsteller und gab eine Zeitschrift „Atlantis" heraus, die in der zünftigen Litteratur für „verrückt und ledern" galt und doch, man wüßte nicht wo und von wem gelesen wurde. Man erzählte auch, daß er abends, wenn er die eingesandten Manuskripte gelesen und seine Zeitungs-Kritiken erledigt hatte, noch dichtete, Verse und Tragödien für sich allein; denn niemand würde diese Sachen drucken lassen wollen, die vielleicht schön, aber dem Publikum nicht zum Genusse waren.

Er sprach schwerfällig und stockend, mit einem Tonfall, der immer nach verschluckten Thränen klang. Wenn

man dieſen Ton nur hörte und den Poeten in ſeinem ungeſchickten Ernſt ſo linkiſch geſtikulierend ſtehen ſah, konnte man ja darauf ſchwören, daß er's in unſerer Litteratur niemals zu etwas bringen würde.

Vor dem Kamin aber ſaß Gottfried Bernheim. Er kehrte ſich an niemanden, ſondern drehte uns den Rücken zu und ſtierte auf die blauen Flämmchen, die über dem verglimmenden Holz noch zitterten.

Murmelnd ſprach er zu ihnen allerhand unverſtändliche Worte; neugierig ſchien er ſie zu befragen, vielleicht nach ihrer Herkunft oder nach den letzten Zwecken des Verlöſchens. Er ſprach überhaupt mit keinem Menſchen mehr. Nur das unbewußte Leben reizte noch ſeine abſterbenden Sinne. Den kleinen Singvögeln und den Blumenſtöcken, die er in ſeinem Zimmer pflegte, war er ein treuer Kamerad geworden; mit ihnen ſpielte er ſtundenlang unter fröhlichem, ſinnloſem Geplauder. Unter den Menſchen aber blieb er ſtumm und gedrückt. Sie dünkten ſich alle klüger, ohne doch zu wiſſen, ob ſich nicht dieſem Gemüte, das den quälenden Verſtand nun endlich losgeworden, große Geheimniſſe offenbarten. —

Eſther nahm unter einer der hohen Lampen Platz und zog uns alle neben ſich zu gemeinſamer Unterhaltung. Es wurde Thee herumgereicht. Die Frau des Dieners, ein ſauberes, altes Weiblein, ſtellte artig knixend jedem ſeine Taſſe hin. Nur Gottfried blieb allein vor dem Kamin und ließ ſich im Zwiegeſpräch mit den verlöſchenden Gluten nicht ſtören.

Wir erfuhren, daß Doktor Tönnies für den Abend eine ſpiritiſtiſche Sitzung vorbereitet habe. Er hatte mit viel

Studium und Geduld eine Geliebte zum Medium ausgebildet und Esther, die auf den Gebieten des Okkultismus und der Theosophie klare und sachliche Kenntnisse besaß, hatte ihn gebeten, den ersten öffentlichen Versuch in ihrem Hause vorzunehmen.

Dann ging die Unterhaltung vorläufig auf andere Dinge über mit einer leichten, kühlen Lebendigkeit. Alles ward gestreift, was drüben, in der guten Stadt, und draußen, in der weiten Welt, passierte; was die Leute malten und musicierten, die Entdeckungen der Philosophen und die Erfindungen der Ärzte; selbst der Straßenbauten, der Unglücksfälle und der Hoffestlichkeiten wurde freundlich gedacht. Kurz, man plauderte. Nur ging durch das Geplauder ein leiser, doch deutlicher Unterton, gestimmt auf schmerzliche Verneinung, auf Überlegenheit und müden Spott.

Erich fühlte sich noch etwas fremd und unbehaglich in dem Kreise. Er verhielt sich noch steifer als gewöhnlich; seine spärlichen Fragen klangen unsicher, seine Bemerkungen wie Komplimente. Deshalb war Esther bemüht, ihn vor allen auszuzeichnen, indem sie ihm manches erklärte, was wir hatten erraten müssen.

So sprach sie von ihrem Bruder. Sie begründete seine Anwesenheit, ohne sie zu entschuldigen.

„Er gehört zu uns," sagte sie, „wenn er auch ungesellig ist und unsre Worte nicht mehr versteht. Aber ich kann Sie versichern, daß es ihm wohlthut, bei uns zu sein. Und ganz gewiß hat er uns lieb, jeden einzelnen von uns. Er kann nicht mehr denken; deshalb werden die natürlichen Instinkte wieder lebendig in ihm, ganz wie bei einem treuen Tier."

„Iſt er ſchon lange leidend?“ fragte Erich.

„O, ja, es hat ziemlich früh begonnen. Die Arbeit hat ihn zu Grunde gerichtet. Oder vielmehr, daß keine Freude bei der Arbeit war. Er iſt Naturforſcher; aber ſein Forſchen iſt immer vergebens geweſen. Er hat niemals das gefunden, was er ſuchte.“

„Welches waren denn ſeine Gebiete?“

„Er hatte kein Gebiet im einzelnen; das war vielleicht das gefährliche. Seine Bücher handelten immer nur von den großen, grundlegenden Fragen, von Erkenntnis, Theorie und Methode, von der Vorſtellung des Makrokosmus. Dann hat er lange verſucht, nachzuweiſen, daß alles in der Welt, ſelbſt das Geſtein, ſelbſt das Staubkorn organiſches Leben in ſich trage. Und endlich hatte er noch mathematiſche Probleme; er wollte die Unendlichkeit beſtimmen, wiſſen Sie, die unendliche Zahl. Daran glaub' ich, iſt er zu Grunde gegangen.“

„Aber er iſt ſich wenigſtens nicht klar über ſeinen Zuſtand?“

„Nein, das ‚klar ſein‘ hat er Gott ſei Dank verlernt. Ja, Gott ſei Dank! Denn ſeitdem iſt er ſtark und blühend geworden; das kann ich wohl getroſt behaupten. Früher hab' ich ihn über jede kleine Widerwärtigkeit ſtöhnen und jammern hören; da war er immer verzweifelt und lebensmüde. Jetzt aber kennt er keine Sorge mehr; jetzt lacht und ſpielt er und kann ſogar laut jauchzen, wenn er ſeine Vögel ſingen hört. Er verſorgt ſie ganz allein, ganz regelmäßig, wie es ſich gehört. Von früher her iſt er das ſo gewohnt und hat auch nichts davon verlernt.“

Gottfried erhob sich und kam auf uns zu. Er schien zu bemerken, daß von ihm die Rede war; in seinen Augen lag der aufmerksame Ausdruck, den kluge Hunde haben, wenn sie ihren Namen verstehen. Er trat hinter Esthers Stuhl und reichte ihr die Hand. Sie wandte den Kopf nach ihm zurück und nickte ihm zärtlich zu, unverwandt, mit ernstem Tierblick, starrte er auf ihr Gesicht.

„Nun, Gottfried, wie geht es Ihnen?“ fragte Frau Möhn, die ihn noch am häufigsten traf.

Er machte eine kurze Bewegung; fast wie ein Achselzucken sah es aus; aber er gab keine Antwort. Vielleicht verstand er nicht, vielleicht wollte er nicht verstehen, weil ihm doch jedes Wort zwecklos vergeudet schien.

Esther erzählte uns weiter von seinen bunten, seltenen Vögeln. Sie behielt seine Hand in der ihrigen und sah sich zuweilen, wie aufmunternd, nach ihm um.

Eine wunderbar helle Schönheit war um sie gegossen, jener sonnige Zauber, der Mädchen schmückt, die den Menschen kennen und dennoch lieben. Wo aber die Schwester über den Bruder den Bräutigam vergaß, da ist der Zauber ihres Liebens wie ein Heiligenschein.

Und Esther diente noch immer mit ihrem reichen Herzen allein dem geisteskranken Bruder, den sie bewunderte.

Als die Uhr auf dem Kamin fünf schlug, erhob sich Esther und führte uns hinüber nach ihres Bruders ehemaligem Zimmer. Gottfried selbst öffnete die Thür. In der Haltung des Wirtes, der Gäste bei sich willkommen heißt, ließ er uns eintreten, verschloß dann und lud zum

Sitzen ein, all das mit wortlosen, stereotypen Bewegungen, Überreste einer jahrelangen Gewohnheit.

Ein enges Studierzimmer, das niemand mehr bewohnte. An den Wänden hohe Bücherregale, angefüllt mit schwarz gebundenen gelehrten Werken und über einander geschichteten Broschüren. Der Staub wirbelte auf, wenn man sie streifte. Auf den obersten Brettern waren rings alle Arten wissenschaftlicher Instrumente aufgestapelt, Wäge- und Meßapparate, Hohlspiegel, Pendel, Mikroskope; alles verstaubt und verrostet, durch einander geworfen wie in einer Bodenkammer. Das Schreibpult war verkehrt in die Ecke gerückt, sodaß die Mitte des Zimmers völlig freiblieb für den kleinen, runden Tisch mit Marmorplatte und für den Rohrstuhl, der dahinter stand.

Das Medium, ein blasses, schüchternes Kind von kaum achtzehn Jahren war bereits unter uns. Wir hatten ihre Ankunft kaum bemerkt. Es nahm hinter dem Tische Platz, und nachdem wir uns selbst auf den im Halbkreis gestellten Fauteuils niedergelassen hatten, nahmen die Experimente ihren Anfang.

Zunächst wendete Doktor Tönnies die Hypnose an, konstatierte dann durch Nadelstiche die Empfindungslosigkeit des Körpers, sowie den somnambulen Zustand und ging endlich zur Erwartung von Materialisationen über.

Niemand von uns regte sich. Wie in den Bänken der Kirche, gebeugt, die Hände gefaltet oder vor das Gesicht gelegt, so warteten wir auf Seltsamkeiten, die wir ersehnten, ohne doch an sie zu glauben. Ungewohnte Gefühle von Andacht und Ehrfurcht beherrschten uns, vielleicht war ich selbst derjenige, der sie am inbrünstigsten empfand.

Digitized by Google

Feiertags-Stimmung zog bei mir ein; sanftes, einschläferndes Rauschen ging durch meine Sinne, wie wenn auf dem Friedhof der Abendwind die Cypressen streift. Das war die flüsternde Mahnung einer Welt, die dem Leben feindlich ist. Deshalb liebte ich sie. Wenn ich willfährig darauf horchte, so glaubte ich Trost und Verheißung aus ihr zu vernehmen. Fast mochte ich glauben, daß es der Zuspruch einer Gottheit war.

Ein hoher, allgütiger Geist war mir in jenem Augenblick nahe. O, daß er sich doch zu erkennen gäbe als Gott, der Anteil an mir nimmt, der Gott, an dem ich längst verzweifelte! Ich sehnte mich, vor ihm nieder in den Staub zu fallen und ihn anzubeten, daß er mich errette vor mir selbst, vor meiner Narrheit und Schurkerei, und vor den Menschen rings umher, die als meinesgleichen, als Narren und Schurken, sich gebärdeten, lächerlich oder gemein.

Und warum sollte ich nicht vertrauensselig diesen Gott annehmen, wo ich doch mit der gleichen grundlosen Unvernunft eben auf eine Stimme wartete, die von seinen unsichtbaren Reichen erzählte! Weshalb sollten mir noch die Offenbarungen der Kirche weniger glaubhaft erscheinen, als die eines Mediums! Sie konnten mich betrügen hier wie dort. Aber was lag daran! Ich wollte so gern der Getäuschte sein, wenn man mich nur hinwegtäuschte über die Wirklichkeit! —

Solcherlei Gedanken lenkten mich endlich ab von den Phänomenen, die da vor sich gehen sollten. Blieben es doch immer nur allzu schwächliche Versuche, gleichgiltig für den, der einzig den Zusammenhang der Dinge sucht.

Wie meist bei diesen Sitzungen, gelang das Leichtere, während das Resultat im Stiche ließ. Man hörte die Klopftöne, irgend ein Geist offenbarte sich als anwesend, verschwand aber wieder unter Versprechungen, die wie Ausflüchte klangen. Man war dankbar für das Gebotene, aber doch im Grunde enttäuscht. Eine Anregung wie tausend andere, niemals aber, niemals eine Lösung! —

Da waren mir die Erörterungen, die nun drüben, im Salon sich daran schlossen, immer noch am liebsten. Gern verirrte ich mich in die verschiedenen Theorien okkultistischer Rätsel, aus Abscheu vor allem Lebendigen. Da gab es unentdeckte Länder, in denen ich vielleicht einst Zuflucht finden durfte vor der häßlichen Wirklichkeit und der eigenen Verderbnis; nach diesem heiligen Hintergrund zu spüren, war mir ein Trost.

Aber auch Dimitri, der frohe Lebenskünstler, verschmähte es nicht, den Dingen, die jenseits seiner Sphäre lagen, unermüdlich aufzulauern, weil er glaubte, daß bald wohl Zeiten kommen könnten, in denen es wertvoll ist, sich auf diese neuen Kräfte zu verstehen. Er war zu Aksakow in persönliche Beziehungen getreten und hatte dessen Werke sowie die ganze wissenschaftliche Litteratur des Spiritualismus auf's gründlichste studiert. Und gerade weil er noch immer versuchte, die Phänomene der Geisterwelt mit der herrschenden Naturwissenschaft in Einklang zu bringen, geriet er in einen heillosen Zorn, wenn Ignoranten die Forschungen belächelten, denen er manch kostbare Stunde geopfert hatte.

Erich dagegen, der neuerdings darauf brannte, all das in sich aufzunehmen, was er als sein verlornes täglich

Brot bezeichnete, hatte noch ganz die Befangenheit des Zweiflers, der sich überzeugen möchte.

„All diese Forschungen und Versuche," sagte er, „sind doch noch nicht imstande gewesen, sich das Ansehen einer Wissenschaft zu erringen. Sie werden mit allzu viel Leidenschaft und Gemüt betrieben, fast immer aus irgend einem Wunsch heraus, dem jede Ermittelung einer negativen Wahrheit zuwider ist."

„Ja, leider scheint es vielfach so," bestätigte Frau Möhn sehr lebhaft. „Aber gerade ich möchte Ihnen darin widersprechen. Man hat mir so oft vorgeworfen, daß ich durch den Tod meiner Kinder zum Spiritismus gelangt wäre. ‚Sie will mit ihren Kindern wieder in Beziehung treten', sagt man; ‚weil sie um jeden Preis etwas von ihnen zu hören wünscht, deshalb bildet sie sich Offenbarungen ein, wo es gar keine giebt'. Gegen diesen Vorwurf kann ich mich nicht oft genug verteidigen. Ich bin keine gelehrte Frau und habe mich als Zuhörerin immer still zurückgehalten, aber so unverständig bin ich denn doch nicht, daß ich Rätsel, die noch niemand recht ergründet hat, schon für meine persönlichen Wünsche ausnutzen möchte. Und dann maße ich mir auch gar nicht an, Seelen, die früher einmal meine Kinder waren, aus ihrem neuen Dasein in meinen engen Winkel zurückzurufen und sie mit neugierigen Fragen zu verfolgen. Mögen die Gelehrten mit denen reden, die kommen. Mir gehört doch niemand mehr von meinen Toten. Das Einzige, was bleibt, ist die Erinnerung. So waren sie früher und so werden sie mir bleiben. Anders würde ich sie ja doch nicht mehr verstehen, geschweige denn lieb haben können. — Nein ich höre wahr-

haftig aus keinem anderen Grunde zu, als nur für mich zu lernen. Denn für die alten Leute ist es besonders gut, sich mit dem zu beschäftigen, was nachher kommt."

Niemand wußte mehr zu widersprechen. Die Unterhaltung ward stiller und schwerer. Oft wurden nur Stichworte von Gedanken noch gewechselt. Das Wesentliche blieb im Herzen zurück und suchte sich dort seine eigenen Bahnen.

Dann gingen die Gäste, einer nach dem andern, bis ich mit meiner Freundin und dem kranken Bruder allein noch übrig blieb.

Ich fragte Gottfried, ob wir uns am Kamin neben ihm niederlassen dürften. Freundlich nickte er Zustimmung und schob seinen Sessel beiseite. Es freute ihn, wenn man seine Gesellschaft suchte und ihn als den großen Gelehrten behandelte, den er vorzustellen wähnte.

Esther setzte sich gegenüber und betrachtete mich wie einen netten Gegenstand, für den man keine rechte Verwendung hat. Dann sagte sie:

„Just, ich hab' in letzter Zeit viel über Sie nachgedacht."

Wie fröhlich mein trockenes Herz wurde, als ich das vernahm!

„Was haben Sie denn gefunden?" forschte ich.

„Gute Lehren, über die Sie sich doch nur lustig machen."

„Alte Lehren also. Vielleicht die Predigt von der Pflicht oder vom starken Willen?"

„Wenigstens von der Pflicht gegen sich selbst."

„Kann mir auch nicht helfen, Esther. Müßten mich erst überzeugen, daß es eine giebt. Außerdem streitet man

darüber, worin sie besteht. Alles wird bestritten. Recht behält immer nur der, der zuletzt gesprochen hat."

„Dann benutzen Sie Ihre Triebe wenigstens. Denken Sie daran, daß Bethätigung einen Lustwert besitzt. Nehmen Sie eine Arbeit vor, die Ihnen Freude macht."

„Für wen soll ich arbeiten? Für die Menschheit oder für mein vertrotteltes Volk?"

„Für sich selbst."

„Das soll heißen: für die eigne Bildung oder Vervollkommnung oder Zukunft. Lockt mich aber nicht. Lockt mich gar nicht, auch nur einen Nerv zu rühren für solch ein fragwürdiges Atom, das morgen schon in's Nichts zurückgeblasen wird. Oder können Sie mich von meinem Werte überzeugen? Sofort wird Ihnen ein anderer beweisen, daß ich ganz ohne Wert und Zweck, so wie ich bin, hier vegetiere. Und wer behält dann recht? — Wüßte auch nicht, warum ich für mich selber Wert besitzen sollte. Wahrhaftig, ich mache mir selber nicht den geringsten Spaß! Immer, wenn ich etwas für mich thun will, verdirbt mir das Bewußtsein meiner Bedeutungslosigkeit alle Schaffenslust."

„Wenn Sie nun jemand liebten, für den würden Sie doch leben wollen?"

„Ja, wenn ich wieder lieben könnte, ohne verliebt zu sein."

„Kinder sollten Sie haben."

„Das wünschte ich mir auch zuweilen. Aber ich glaube, nicht einmal die . . ."

„Sie sind abscheulich, Just," rief sie mit komischem Entsetzen. „An Ihren eigenen Kindern könnten Sie Verbrecher werden."

„Die Vernunft würde mich abhalten. Aber einen kategoriſchen Imperativ giebt es nicht in meinem Herzen. Die berühmte ‚Stimme der Natur‘, die gut und böſe ſo unfehlbar unterſcheidet, habe ich bei mir noch nicht entdecken können.“

„Ihr ganzes Weſen iſt wider die Natur.“

„Geworden!“

„Woher?“

„Nun, von der Erkenntnis.“

„Nein, Juſt, die Erkenntnis macht geſund. Man muß nur den Mut haben, ſie zu ertragen. Sehen Sie doch uns Frauen an! Wie wir aufleben, jetzt, wo wir endlich lernen, unſre Kräfte zu erkennen. Jetzt ſind wir unſeres Geſchlechtes eigentlich erſt froh geworden. — Ihr redet immer noch von Frauenfrage. Die beſſeren unter uns haben ſie längſt ſchon, jede für ſich ſelbſt, gelöſt. Aber nachher dürfte wohl noch eine ‚Männerfrage‘ kommen, ‚Ihre Frage‘ Juſt, nämlich: wie ihr mit der Erkenntnis fertig werdet, wenn das Denken eure Empfindungen erſtickt.“

Sie erhob ſich und nahm Gottfried an der Hand, um ihn zu Bett zu bringen.

Ich griff nach einem Buche, das auf dem Schreibtiſch lag . . . Eſther's Handſchrift.

„Darf ich das leſen?“ fragte ich.

Sie wendete den Kopf, lachte und rief:

„Immerzu! Es ſind dumme Träume, die ich mir von der Seele ſchreibe, wenn ſie mich quälen.“

Irgendwo ſchlug ich auf und las:

„ . . . Ein Gebirge, ganz ſteinig und kahl. Die Felſen ſind zerriſſen. Zwiſchen den Trümmern die Schluchten.

Ihre Zacken ragen gegen einander und ſind wie Speere gekreuzt. Darunter ſtrömen Waſſerbäche, die zerſtäuben, wenn ſie an den Abhang prallen, und niederſprühen in das Meer.

Eine Sonne ſteht am Himmel, grün wie Smaragd. Mit ihren Strahlen erleuchtet ſie dieſe Welt und füllt ſie ganz mit grünem Lichte. Als wenn die Landſchaft durch farbiges Glas betrachtet würde.

Vorn aber, vor den ſchäumenden Wellen iſt alles glatt; da liegt eine Art von hellem Sand, eine weite, unendliche Fläche bis zum äußerſten Horizont.

Aus den Tiefen, über die Berge ſteigen Geiſter. Aus verdeckten Höhlen kommen ſie hervorgekrochen.

Ein langer Zug von Seelen, von Menſchen, die geſtorben ſind. Der tote Leib hängt locker an den letzten Fäden. Deutlich ſind noch die Linien und die Schatten zu erkennen.

So ſteigen ſie langſam auf, gebückt und ermattet wie von langer Wanderſchaft, Männer und Weiber, verwelkte Greiſe und kleine, magere Kinder.

Auf allen Geſichtern iſt noch vom letzten Augenblick des Lebens die ratloſe Angſt, und jämmerliches Stöhnen geht von ihnen aus, klägliches Wimmern, verzweifeltes Gelächter und alle Laute der innerlichſten Schmerzen.

Sie gehen, wahllos neben einander gedrängt, jeder in die eigne Qual verſunken; ſie wandern ohne Blick für die, welche neben ihnen leiden.

Es giebt Männer unter ihnen von ſtarkem, wildem Ausſehen, die klaffende Wunden tragen, Wunden von Hieb und Stich aus der Schlacht und Jünglinge, die mit ge-

krallten Fingern in der Luft nach flüchtenden Phantomen taſten.

Dann giebt es Mädchen mit dem Ausdruck gieriger, enttäuſchter Liebe. Die jungen, kaum erblühten, weinen und preſſen die Hände auf das zermarterte Herz. Andere, deren Fruchtbarkeit mit dem Alter verkümmerte, ſchütteln ihre flachen Brüſte, während der Speichel ihnen von den Lippen tropft.

Viele trotten dahin wie Herden-Vieh, wenn es von der Weide getrieben wird, in Mißmut und ſtumpfer Unzufriedenheit. Ähnlich die Greiſe und die alten Weiber, die murrend und keifend ihre Straße ziehn.

Am erbarmungswürdigſten aber erſcheinen die Kinder. Ihre ſchwachen Körperchen ſind gekrümmt von Mißhandlung und ihre Geſichter verzerrt von unaufhörlicher Angſt.

Das ſteigt nun alles hervor aus den Nebeln der anderen Welt und klettert durch die felſige Einöde hinab, dem Waſſer zu.

Doch am Giſcht der Gefälle ſchaudern die Menſchen zurück. Der letzte Reſt von Mut und Kraft geht da verloren. Niemand wagt freiwillig den ungewiſſen Schritt.

Aber gewaltſam werden ſie hineingeſtoßen. Eine unerbittliche Macht, die hinter ihnen ſteht, treibt an und drängt und ſchleudert endlich die Wankenden von Fels zu Fels in die Tiefe, bis die breiten Ströme ſie verſchlingen und das Gebrüll der Wogen ihr Winſeln erſtickt.

Nun brauſen die Fälle noch mächtiger empor. Von allen Seiten ſtürzen ſie aufeinander, umſchlingen ſich mit hochgeſchwungenen Strahlen und wallenden Güſſen, daß Luft und See eins wird, ein Ungetüm, das zwiſchen

Bergen lagert und Millionen klarer Perlen nach der Sonne wirft.

Und so verschlingt das Element die abgestorbnen Leiber, schleudert sie von Fels zu Fels, schleift und zermalmt wertlose Fetzen eines überwundenen Lebens, bis sie zu Atomen auseinanderstäuben und die vom Fleisch befreiten, nackten Seelen untertauchen im unendlichen Meer.

Dann allmählich läßt die Wut der Gewässer nach. Eintönig rauschen sie ihre alten Bahnen weiter.

Aus den Fluten aber, aus dem klaren Spiegel der besänftigten See heben sich langsam neue Wesen, helle schaumgeborene Leiber, die mit den Wogen auf- und niedergehen und sich auf den Kämmen schaukeln wie badende Tritonen.

Sie treiben dem Ufer zu. Sie steigen an's Land. Indem sie staunend einander betrachten, reichen sie sich die Hände, stützen und führen sich, als hätten sie so liebe Gefährten nie zuvor gesehen.

Junge Körper von unbeschreiblicher Schönheit, die kein Makel und kein Gebrechen mehr schändet, sind den verwandelten Seelen zum Geschenk geworden, Glieder in ebenmäßiger Vollendung, deren zarte Linien wie Silberfäden leuchten, frei von Zwang, befreit von jedem Alter und vom Geschlecht.

Wie ein Zug seliger Kinder, voll Ehrfurcht und reiner Freude betreten sie die fremden Welten. Anbetend werfen sie sich nieder und küssen den heiligen Sand.

Dann blicken sie einander wieder und wieder an, als wolle jedes schon den Genossen seiner neuen großen Liebe suchen. Zu Gruppen gelagert, in süßer Schlaffheit

ausgestreckt, beginnen sie zu reden, eine fremde, stille Sprache voll sanfter Gebärden.

Doch ich erkenne eine Seele, die einsam bleibt. Niemand beachtet sie, obwohl sie an Formen edler und vollkommener erscheint als alle übrigen. Ich habe sie zuvor im Zuge nicht entdeckt und weiß nicht, ob sie früher Jüngling oder Mädchen war.

Noch immer liegt sie auf den Knieen, die feinen Hände vor der Brust gefaltet. In sich versunken neigt sie das Gesicht tief über ihre schmalen Schenkel, sodaß das lange, lockige Haar wie ein Mantel um die schimmernden Hüften fällt.

Nun richtet sie sich doch empor und lauscht, als ob weit in der Ferne jemand nach ihr riefe. Dabei nimmt ihr Auge ein seltsames Leuchten an, und die Grazie des verklärten Leibes entfaltet sich zu einer hohen verführerischen Pracht.

Aber sie bleibt allein, in unverstandnem Reize. Es mag wohl niemand geben, der ihr sich ebenbürtig fühlt.

Ach, wer doch folgen könnte, wenn diese Schönste einsam ist und ruft!

Inzwischen erwacht bei all den Andern die Erinnerung. Das überwundene Leid und auch die spärlichen Genüsse des vergangenen Daseins beleben schattenhaft, wenn sie erzählen, ihre Züge.

Und immer strahlender wird der Ausdruck ihrer Seligkeit, je mehr sie dessen gedenken, was hinter ihnen liegt, jenseits des Wassers und der finstren Schluchten.

Doch jetzt steigt unvermutet am Horizont der weiten sandigen Fläche ein gelber Schein empor wie das Licht

einer anderen Sonne, die den Smaragd erbleichen läßt.

Die Schar der Verklärten erhebt sich und wendet sich dem neuen Glanze zu. Eine Stimme geht aus von der Welt, die hinter dem Sande liegt und ruft die Seelen zu einer Wanderschaft, die mehr verheißt als Ruhe und Erinnerung.

Darum fassen sie sich freudig bei den Händen und gehen der neuen Sonne entgegen als Wandrer hoher Ziele. Sie reden nicht mehr von dem, was war. Aber mit hellen, jauchzenden Stimmen singen sie ein Lied voll übermütiger Zuversicht.

Nur die Schönste, die einsam blieb, geht zögernd und still.

Zuweilen blickt sie sich um nach einem Freunde, der noch immer nicht kommen will."

III.

Die Pädagogik als Wissenschaft gleicht doch vielfach den Stillen im Lande, die sie als Geschäft betreiben. Bald redet sie griesgrämig und klug wie ein Dorfschulmeister, bald fromm und behäbig wie der Herr Pfarrer; auch mit unfehlbaren Grundsätzen ist sie immer bei der Hand. Ihr ältester und darum heiligster Grundsatz aber lautet: „Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται," zu deutsch: „Schindet den Menschen so lange, bis er brav wird!" oder mit einem anderen Citate: „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er".

Nach dieſem Dogma wurde auch Erich von Lüttwitz erzogen, bis in ſein fünfundzwanzigſtes Lebensjahr.

Dabei konnte er noch von Glück ſagen, daß es ihm nicht erging wie mir, an deſſen Natur eine theoſophiſche Mutter, zwei atheiſtiſche Onkels und ein patriotiſch-orthodoxes Knaben-Alumnat ihre Kraft erprobten, ſondern daß er allein unter der Rute ſeines Vaters ſtand, der ſchon den Knaben zum königlichen Staatsbeamten proteſtantiſch-konſervativer Richtung beſtimmte und alle gegneriſchen Einflüſſe ſorgfältig fernhielt.

Die alte Exellenz, vor deren Zorn einhundertundfünfzig Räte zitterten, hatte ſich den Willen ſeines weichherzigen Jungen bald völlig unterworfen. Er behielt ihn unter ſtrengſter Aufſicht im Hauſe, bis zum Maturitäts-Examen, ließ ihn bei den Garde-Reitern dienen, ſchickte ihn dann nach Heidelberg auf drei Semeſter in's Corps Vandalia und andere drei nach Leipzig in's Corps Misnia. Im ſiebenten Semeſter ward pünktlich das erſte Staats-Examen mit der „zwei" beſtanden und eine vorgeſchriebene Route durch Italien abſolviert, „die den Blick des jungen Mannes erweitern ſollte".

Auf dieſer Reiſe lernte ich Erich kennen.

In Neapel, im Grand Hôtel Hauſer ſah ich ihn zum erſten Male. Dort ſtand er am Ofen des großen Lichthofes und wärmte ſich. Er ſprach mich an, um mir ſein Herz auszuſchütten, das über dies ſonnige Italien voller Enttäuſchung war. Für Monat März fand er es doch gar zu kalt und ſtürmiſch, vermißte auch die maleriſchen Trachten und die Kunſtgenüſſe, von denen er geleſen hatte. Getreulich war er mit dem Baedecker durch alle ſehens-

werten Kirchen und Museen gelaufen, ohne ein anderes Gefühl erzielt zu haben, als das der Beschämung, wie langweilig doch diese viel gerühmte Schönheit ihm vorkam.

Ich versuchte, anzudeuten, daß alles Genießen von Kunstwerken, zumal das von historischen, mühsam gelernt und geübt sein wolle. Sehr bereitwillig und verständig ging er auf den Gedanken ein und gestand mir endlich, nachdem wir uns näher kennen gelernt und die Reise zusammen fortgesetzt hatten, daß es ihm mit der Dichtung und mit der ästhetischen Erkenntnis des menschlichen Körpers ebenso erginge. Nur die Musik, in der er dilettierte, bereitete ihm Vergnügen.

Wir wurden bald intime Freunde, nicht in dem längst verschollenen Sinne, daß einer für den andern sich hätte opfern mögen, sondern nur in der höchsten Bedeutung eines herzlichen Umgangs, der sich auf Berufs- und Interessengemeinschaft gründet, wobei die Interessenten sich ergänzen, das heißt erwünschte Eigenschaften, die ihnen abgehen, am andern genießen.

Mir behagte an Erich seine ausschließlich auf den menschlichen Verkehr gerichtete Wohlerzogenheit, seine unerschütterliche Liebenswürdigkeit und sein subtiler Takt, der sich durch Laune oder Leidenschaft niemals beirren ließ.

Er verstand, unterhaltend zu plaudern und im richtigen Moment zu gehen. Kleidung, Haltung und Bewegung thaten das übrige, mir den angenehmen Eindruck einer formvollendeten, geselligen Persönlichkeit zu verschaffen, auf die man sich außerdem noch verlassen konnte.

Dagegen mochte er wohl in mir das Stimulans finden, deſſen ſein ſchwerfälliger Ernſt bedurfte. Denn immer waren es Anregungen zum Nachdenken oder zum Erleben, die er von mir verlangte. Neugierig fragte er mich über Lebensſphären aus, die ſein Erziehungsgrundſatz ihm verſchloſſen hatte und konnte oft ſtaunend wie ein Kind die Hände zuſammenſchlagen. —

Eines Abends, kurz vor Faſtnacht dieſes Winters, ſuchte ich ihn, wie ſo oft, in ſeiner Wohnung auf.

Er lag auf dem Sofa, etwas blaß und verſtimmt, ohne Beſchäftigung.

„Guten Abend! Was treibſt du denn?“ fragte ich ihn.

„Nichts, wie du ſiehſt. Oder weißt du vielleicht etwas Beſſeres für mich?“

„Na, die Gewerbe-Ordnung zum Beiſpiel, das neueſte Reichs-Geſetzblatt oder dergleichen. So was könnte dich doch fördern.“

Er richtete ſich auf und lachte mir mit einer grimmigen Bitterkeit in's Geſicht:

„Es lohnt ſich nicht, mein Junge; es lohnt ſich nicht, das weißt du ſelbſt am beſten.“

Sein Lachen, das immer krampfhafter wurde, erſchreckte mich.

„Na, hör mal,“ ſagte ich, „du haſt doch wahrlich keinen Grund, dich zu beklagen. Dir macht doch die Karrière wenigſtens noch Spaß.“

„Im Gegenteil, ſie plackt und ſchindet mich, mit ihrer widerwärtigen Spekulation auf Eitelkeit.“

„Dann verſuch' es mit deinem ſtarken Pflichtgefühl.“

„Was iſt denn für mich Pflicht? Wenn ich das erſt herausbekommen hätte! Etwa die Arbeit hier für eine Staatsraiſon, an die kein Menſch mehr ehrlich glaubt? Du biſt ja ſtets ſo nett geweſen, mir meinen Glauben dran zu laſſen . . .“

„Erlaube mal . . .“

„Na ja, weil du meinteſt, er machte mir Spaß. Aber ſchließlich gehen einem die Augen von ſelber auf.“

„Ich verſtehe nur nicht . . .“

„Wie das ſo plötzlich kommen kann? — Ich denke, es muß ſich immer ſchon heimlich vorbereitet haben. Losgebrochen iſt es ſeit dem Tode meines Vaters. Damals, in den Tagen nach dem Begräbnis, ſtieg das ungewohnte Gefühl in mir auf, daß ich ja nun mein eigener Herr wäre und das Leben nach meinem Geſchmack leben könnte. Sogar eigene Anſichten durfte ich haben und die Menſchen von meinem Standpunkt aus betrachten. — Und nun geſchah das Unheimliche, daß ſich auf einmal, in wenigen Wochen die ganze Welt vor mir verwandelte. Je mehr ich dachte, je mehr ich las, deſto mehr verzerrte ſich das Bild der Verhältniſſe, in denen ich lebte. Die Herren Kollegen zum Beiſpiel waren mir bisher ſtets als die überzeugten Diener Seiner Majeſtät, als die felſenfeſten Stützen von Thron und Altar erſchienen. Jetzt wurden ſie zu griesgrämigen, widerwilligen Handlangern, die entweder gedankenlos in ihr unvermeidliches Amt ſich ſchickten, ohne zu wiſſen, daß es beſſere Dinge giebt, oder zwar herausmöchten, aber doch ſeufzend die Karre weiterſchieben, weil ſie Gehalt und Titel nicht entbehren können.

Und dann ich selbst! In dem Berufe, der mein ganzes Leben ausfüllen soll, ein Wust von Phrasen und Widersprüchen, der sich durch Akten und Referate weiterschleppt, eine Praxis offizieller Anschauungen, die niemand mehr auf ihre Wahrheit hin zu prüfen wagt, Abgründe von Dünkel und Ignoranz! Da klebe ich nun tagelang und vergleiche Innungs-Statuten mit dem Gesetz, eine Arbeit, die jeder Schulbube verrichten könnte, während es die Spatzen von den Dächern pfeifen, daß das Handwerk zu Grunde geht. Oder ich sitze in den städtischen Kollegien stolz als Vertreter der Regierung und muß erleben, wie meine und des Bürgermeisters Weisheit von den Argumenten beschränkter Unterthanen so zerpflückt wird, daß unsere Königliche Regierung dasteht wie ein Hanswurst. Das ist nun mein Beruf: mich nicht verblüffen lassen, weiterschreiben, weiterdekretieren und referieren, bis ich alt und stumpf werde und den Albrechts-Orden kriege."

Erich, der korrekte, wohlerzogene Assessor ging, vollkommen außer sich, mit hastigen Schritten auf und nieder. Sein ganzes Wesen, ja selbst der Ausdruck seiner Stimme hatte sich derart verändert, daß ich einen Fremden, einen verbitterten Schwärmer vor mir zu sehen glaubte. Und doch fand ich beim besten Willen kein Wort der Widerlegung. Nur auf die tausend Anderen konnte ich ihn verweisen, die mit ihrem Bündel juristischer Kenntnisse einziehen in die Bedientenstube, und schließlich doch sich alle daran gewöhnen, die Sonne nicht mehr zu sehen.

„Ja, die Anderen!" rief er. „Die mögen sich wohl selber so gebettet haben, wie sie jetzt liegen. Es giebt ja Ehrenmänner genug, die zu nichts Besserem zu gebrauchen

ſind, als zum Gehorchen. Aber zu denen, wahrhaftigen Gott, zu denen gehöre ich nicht. Ich hab' ſchon einmal ſo einen gewiſſen Lebensmut gehabt, ganz früher einmal als Junge — das fällt mir jetzt erſt langſam wieder ein —, und es hätte auch etwas aus mir werden können, vielleicht ein tüchtiger Kerl, der ſchaffen und genießen kann, wenn ich mir meine Wege ſelber hätte ſuchen dürfen. Aber niemals haben ſie mir was anderes gezeigt, als ihren engen Horizont; hinterrücks haben ſie mich eingeſchnürt in meine Zwangsjacke, in meine Uniform als Gentleman und Leutnant der Reſerve, ehe ich überhaupt zur Beſinnung kam . . ."

Er ſchwieg, wie über ſich ſelbſt erſchrocken; es fiel ihm ein, daß er ſchon an die Heiligtümer ſeiner Stellung taſtete und Läſterungen ſprach, die ihm den Hals hätten brechen können, wenn ich ſie weitertrug. Darum biß er ſich auf die Lippen und ſtrich etwas verlegen ſein blondes, hochgebundenes Bärtchen, ohne mich anzuſehen.

Schließlich begannen wir zu rauchen, zwei, drei Cigaretten hinter einander. Unſere Blicke folgten dem Rauch und die Gedanken den armſeligen Zielen unſrer Bildung und Thätigkeit.

So fand ſich Erich vorläufig wieder in ſeine Beſcheidenheit zurück. Weichherzige Träume gewannen über den Ingrimm Oberhand. Nur eine ſchmerzliche Spannung an den Augen-Lidern ging nicht mehr vorüber und ließ erkennen, daß ſein Grämen in der Tiefe ſaß.

Am Schreibtiſche, zwiſchen den Akten und dem Bücherbrett ſtand ein Cello, wie eine Erfriſchung, die immer zur Hand ſein muß, wenn jemand läſtige Arbeit thut.

Das nahm sich Erich auch diesmal vor. Ohne weitere Einleitung rückte er sich das Instrument zurecht und begann nach einigen tastenden Strichen das prachtvolle Händelsche Largo.

Obwohl er kein geübter Künstler war und nur soviel von Musik sich angeeignet hatte, als zum geselligen Talent gehört, wußte er doch viel eigenes in das Spiel hineinzulegen. All das verkümmerte Hoffen und die geknickte Kraft, die einstmals frisch in seiner adligen Natur gewesen war, die ließ er zu mir reden wie eine laute Klage. Die Scheu des Mannes, der innerste Leiden selbst dem Freunde nicht offenbaren möchte, fand hier halb unbewußt Ausdruck in den Tönen des frommen Meisters aus einer fröhlicheren Zeit. Er spielte leise und zögernd und nickte dazu nachdenklich mit dem gesenkten Kinn den Takt, als wolle er die ganze Schwermut seiner schläfrigen Stunden ausklingen lassen in Melodie.

Ich stand hinter ihm und empfand für seine stille Art eine noch wärmere Zuneigung als bisher. Eine fast sinnliche Freude überkam mich, als dieses sonst so schamhafte Fühlen vor meinen Ohren sich entkleidete. Denn immer war es mir Lust und Genugthuung, meine Neugier an den Reizen fremder Seelen zu befriedigen, beim Freunde nicht anders als bei der Geliebten. Wo aber der Schmerz in die Seele einzieht, da schillern immer neue, herrliche Farben. —

Auf dem Konsol des Spiegels bemerkte ich die Bilder von Erichs Eltern. Ich nahm das seiner Mutter, um es auf Ähnlichkeit mit dem Sohne hin zu prüfen. Unzweifelhaft war diese Ähnlichkeit vorhanden, nicht zum Vorteil

meines Freundes; denn die Züge dieſer alten ſchwarzſeidenen Dame waren leer, affektiert und in abſichtliche Falten gelegt. Und doch lag etwas darin, das längſt verklungene Saiten in mir wiederklingen ließ, ein Blick voll Zärtlichkeit und Toleranz, der von viel Sorgen und unermüdlicher Liebe zu erzählen weiß, der Blick, den alle Mütter haben.

Als Erich bemerkte, daß ich dies Bild betrachtete, ließ er ſein Spiel und trat zu mir. Mit einer Vertraulichkeit, die ihm ſonſt fremd war, ſchob er ſeine Hand unter meinen Arm; ſo ſtanden wir wie zwei Brüder vor der alten Frau. Einer hielt den andern feſt, grübelnd über die Bedeutung leerer Züge.

„Sie hat doch vieles, was andere nicht ſo ſehen," ſprach Erich. „Freilich bin ich Partei, aber ich glaube, wenn du ſie kennen würdeſt, könnteſt du ſie auch bald lieb haben, zuweilen wenigſtens, wenn ſie zu Hauſe und ganz einfach iſt."

„Du hängſt noch ſehr an ihr?"

„Ja, ſie iſt vorläufig alles — alles für mich; das heißt, ich bin gewohnt, alles auf ſie zu beziehen, weil ich niemanden außer ihr beſitze — zum lieb haben."

„Du ſollteſt dir . . ."

„Nein, ſage nicht ſo etwas, Juſt. Du meinſt — die Frauenzimmer; und das iſt ganz verſchieden von dem, was ich meine. Für die werde ich niemals etwas übrig haben Gegen die iſt man eben gewiſſenlos. Bei der Mutter aber . . .! Da müßte doch noch mancherlei dazwiſchenkommen, ehe ich die mit gutem Gewiſſen überſehen könnte."

„Mein Gott," rief ich, „du bist aber in den Jahren, wo man anfängt, für sich selbst zu leben."

„Ja, wenn ich könnte!" antwortete er. „Wenn mir nur je in meinem Leben etwas begegnet wäre, das ich wichtiger, heiliger hätte finden können als meine Mutter. Aber ich habe ja immer nur sie vor Augen gehabt. So wie das Bild hier, hat sie mit ihrer zärtlichen Erwartung mich immer angeschaut, ob ich mein Leben auch ganz so einrichte, wie es für den Sohn sich schickt, der ihr ganz gehört. Ängstlich und eifersüchtig hat sie meine Liebe überwacht, ob sich nicht jemand fremdes einschleicht; denn sie wollte auch nicht das kleinste Stück von meinem Herzen mir zur eigenen Verfügung überlassen. So ist es nun gekommen, daß ich immer noch ihr ganz allein gehöre. Ich bin vernarrt in sie und — ja, ich kann wohl sagen, ich bete sie an."

„Und wenn du's weniger thätest? Wofür würdest du dann leben?"

„Dann? — Ja, dann würde ich vor allem meine Bedientenstube hier verlassen und mir die Welt ansehen, ja — und — dann lernen, nachholen, arbeiten . . ."

„So thu's doch! Thu's jetzt! Versuch es wenigstens!"

„Du kennst sie nicht, meine Mutter. Wenn sie so einsam zu Hause sitzt und ihre armen Gedanken sich immer nur mit mir beschäftigen. Sie hat ja nichts mehr als die Zukunft ihres Sohnes. Seit ihr Mann gestorben ist und sie keine Rolle mehr spielt, träumt sie immer nur von den glänzenden Ehren, mit denen ihr Sohn einmal überschüttet wird. Sie zählt meine Vordermänner und sucht Partien für mich, aus den besten Familien des Landes.

Und wenn ich ſie beſuche, wird ſie krank vor Freude, ſodaß ſie mich ſitzend im Lehnſtuhl empfangen muß. Dann fragt ſie aufgeregt nach meinen Vorgeſetzten, ob ich mich gut mit jedem ſtehe und ob die alten Damen liebenswürdig zu mir ſind. Oder ſie ſtreicht mir mit ihren ſchönen, zitternden Händen über's Haar und flüſtert mir in's Ohr: ‚Nicht wahr, Juſti, du holſt dir noch einmal das Portefeuille, oder gar . . . oder gar . . . warum ſollteſt du nicht einmal — Kanzler werden?‘ — Wenn man ſo etwas immer und immer wieder erlebt, dann wird man mürbe in den vernünftigſten Entſchlüſſen; ja, dann habe ich doch immer nur das eine Gefühl, die Torheit ſolch einer Mutter zur Weisheit werden zu laſſen; denn ſchließlich ſteckt doch etwas hinter dieſer Zuverſicht, das einem das Herz im Leibe zuſammenſchüttelt.“

Seine Worte riſſen mich mit in dieſelbe Stimmung ſchmerzlicher Skepſis, für die ich jederzeit empfänglich war, in der man vor ſich ſelber flüchten möchte, aus dem Willen heraus in die zerſtreuende Welt der Vorſtellung. Dies fruchtloſe Wühlen in der eigenen Kraftloſigkeit mußte ein Ende finden. Auch waren wir ſchon gewohnt, Geſpräche derart, wenn ſie quälend wurden, abzubrechen.

Wir mochten den Abend nicht zu Haus verbringen, am wenigſten jeder allein. Darum beſchloſſen wir, irgend wo auswärts uns herumzutreiben, unter Menſchen, deren Anblick erhebend wirkt, weil wir uns ihnen immerhin noch überlegen fühlen. —

Alſo etwa in's Schauſpiel! — Mit Taxameter-Droſchke nach dem „Alten Theater“, wo vor einem dankbaren Publikum leichte Stücke geſpielt werden. Wir nahmen eine der kleinen Logen, dicht am Proſcenium. Sie haben

den Vorzug, daß man dort hinter einem Schirme sitzt und ungesehen Parkett und Ränge überschauen kann. Deshalb werden sie auch häufig recht ungeniert als chambres séparées benutzt und stehen in entsprechendem Rufe. Diesmal waren wir allein. Nur den zweiten Vorderplatz hatte, wie der Kassirer sich ausdrückte, ein Herr Offizier bereits erworben. Erich kannte ihn und stellte uns einander vor. Ein Leutnant von Fiedler vom 107. Regiment, dessen Vater mir auf dem Gymnasium den Homer hatte beibringen wollen Als ich dies bei meiner Anrede erwähnte, berührte es ihn sichtbar peinlich. Im übrigen, wie es schien, ein guter Kerl, der seine hohe Nummer mit einer gewissen Verlegenheit trug und sich nicht erst Mühe gab, den Chick der vornehmen Regimenter nachzuahmen.

Man spielte die berüchtigte „Renaissance" der Herren Schönthan und Koppel-Ellfeld. In der Hosenrolle glänzte eine Diva, die bei den Leipzigern ihrer schönen Beine wegen sehr beliebt war und durch eben diese in der Entkleidungs-Scene der „Cirkusleute" vor kurzem lauten Beifall geerntet hatte. Der Zuschauerraum war stark gefüllt: in den vorderen Reihen des Parketts der zahlungsfähige Mittelstand, zum Teil mit Weib und Kind, darunter eine beträchtliche Anzahl kleiner jüdischer Familien, die übrigens selbst hier den intelligenteren Teil des Publikums darstellten, weiter hinten Commis mit Bräuten und Studenten zu ermäßigten Preisen; im ersten Range Damen, welche sich reich und bunt zu kleiden lieben. Alle die braven Leute waren von dem Kunstgenusse außerordentlich befriedigt und hatten thatsächlich den Ausdruck, den Kinder zur Schau

tragen, wenn sie verzuckerten Himbeer-Schmarren mit Schlagsahne verzehren.

Da ich das Stück zur Genüge kannte, so blieb mir Muße, an jedem Einzelnen beschaulich mich zu freuen.

Dies also war das Völkchen, dem starkgeistige Schwärmer baldige „Renaissance" in Aussicht stellen, freilich eine Renaissance anderer Art, als ihm dort auf den Brettern vorgelogen wurde. Ihr lieben Schwärmer, seht euch das Material doch an, aus dem ihr neue Arten züchten wollt! Versprecht ihm bunte Lappen, schöne Worte und etwas Lüsternheit, dann wird es euch vielleicht gelingen. Nur dürft ihr nicht erwarten, daß aus Vereinsstudenten der allseitige Mensch oder aus meinem Leutnant von Fiedler ein Condottiere auferstehe. —

In der Pause begann Herr von Fiedler ein Gespräch mit mir. Da ich ihm offenbar in mehr als einer Beziehung verdächtig vorkam, pürschte er sich erst mit vorsichtigen Phrasen an mich heran. Endlich hatte er das neutrale Gebiet gefunden, auf dem sich Herren verschiedenster Gattung stets verstehen und erörterte nicht ohne Witz die körperlichen Vorzüge beliebter Leipziger Damen. Ganz unvermutet, wenn auch naturgemäß, geriet er dabei auf Alice.

Er rühmte ihren Nacken, den ich zufällig selbst niemals gesehen. Als ich die Bälle noch besuchte, war sie ein Kind gewesen, ohne das Recht, sich zu dekollettieren. Nun lag mein Eigentum in aller Händen. Jeder durfte sie mit seinen Blicken bestreichen, soweit es die Mode der Saison gerade bestimmte. Mir gehörte die Puppe, aber die Anderen durften damit spielen.

Mit grimmiger Renommage ging ich auf die Würdigung des Nackens ein. Besonders erwähnte ich den flaumigen Schimmer der Haut und die leicht eingesenkte Rinne des Rückgrates. Wenn man dieser Rinne, so erklärte ich, mit den Augen folge, so könne man bei günstiger Gelegenheit und einiger Anstrengung etwa über der Mitte der Wirbelsäule ein kleines Muttermal entdecken, dessen Anblick besonderen Reiz gewähre. Herr von Fiedler geriet über meine Enthüllung in täppisches Entzücken und versprach, auf dem Gewandhaus-Balle darnach suchen zu wollen.

Mir aber stieg das Blut zu Kopf über meine Rechtlosigkeit gegenüber der Geliebten, die als verheißungsvolle Ware so sich prüfen, rühmen und erwerben ließ. Dazu gab es kein Mittel, mich ihrer zu versichern. Selbst wenn ich sie vom Standesbeamten mir hätte gesetzlich zusprechen lassen wollen, wäre ich nicht besser daran gewesen. Dann war sie vollends vogelfrei und durfte, wenn galante Augen sich über ihren Nacken beugten, sogar noch lächeln und drohend flüstern: „Ei, ei, Herr von Fiedler, was suchen Sie? mir scheint, Sie haben schlimme Gedanken!“ —

Mit einem Male fand ich die Gesellschaft dieser Menschen ganz unerträglich widerwärtig. Flüchtig empfahl ich mich und zog Erich, der gleichgiltig meinen Einfällen folgte, hinter mir her. Der verdutzte Leutnant blickte uns nach mit einer grenzenlosen Bewunderung für dieses neuste Tip-Top, sich im Theater nur zwei Akte anzusehen.

Erich hatte Appetit auf Variété bekommen. Sein Mißmut schlug um in krampfhafte Ausgelassenheit, die alle Sinne zugleich beschäftigen möchte, um nur das unbequeme Denken zu betäuben. Ich hatte keinen Anlaß, ihm zu wider-

ſprechen. Denn warum ſollte man nicht in's Variété gehen? Man kann immer dort ſitzen und den bunten Blödſinn aus allen möglichen Gründen an ſich vorüberziehen laſſen. Jedermann denkt ſo, wenn er fürchten muß, ſich anderswo bedrückt zu fühlen. Deshalb ſind dieſe Fleiſch-Paläſte auch ſo beliebt und überfüllt. Wir nahmen uns ein Billet für die Alberthalle des Kryſtall-Palaſtes und beſtellten einen ſchlechten Wein, dem ſich Erich ſofort mit Eifer widmete.

Er ſchwatzte krauſes Zeug zuſammen, halbverſtandene Brocken ſeiner letzten Lektüre, eindeutige Scherze über die Sängerinnen, anfechtbare Betrachtungen über das Daſein und ſeinen tiefſten Sinn. Ob man nicht verſuchen ſolle, ſich ſelbſt im Stile des Variété ganz auszuleben, wie manche es ſchon von der Kunſt verlangen, gedankenlos zu tändeln und dem Tode mit Purzelbäumen entgegen zu ſpringen, als Bajazz mit Colombine?

Nein, ich für meine Perſon mußte das ablehnen. Bei mir verſchlugen die Narrenspoſſen nicht mehr. Das Tanzen that mir weh und ſtrengte mich an. Und beim Anblick der Anderen ſtieß das Abſichtliche mich ab, der verzerrte Leidenszug, der unter der grotesken Schminke mir überall entgegengrinſte.

„Aber iſt es nicht merkwürdig," fragte Erich, „daß ſich in dieſem Geſchmacke endlich einmal Künſtler und Volk zuſammenfinden?"

„Weil gerade jetzt die reifſten Künſtler und die ſchlimmſte Bürger-Crapüle Verächter des Intellektuellen ſind, allerdings aus ganz entgegengeſetzten Gründen?"

„Sie wollen das Körperliche endlich einmal ganz auskosten. Das ist es doch?“

„Die Künstler? Ja, sie versuchen es wenigstens. Aber mich ekelt vor dieser Vergötterung des Biceps und der Clitoris. Vorläufig verstehe ich es noch, meine spärlichen Lustwerte aus der Einbildung hervorzuholen.“

„Bis sie ausgeschöpft ist.“

„Ja, dann muß man neue Kräfte sammeln, irgendwo.“

Das war der wundeste Punkt, den Erich da berührte, meine beständige, qualvolle Angst. Ich wußte nicht, was aus mir werden sollte, wenn ich die letzte kleine Freude ausgekostet hätte und dann wunschlos vor meiner Zukunft stünde.

Indessen flogen über mir wie zum Hohne die Equilibristen in ihren abscheulichen Trikots von einem Trapez zum andern, um mit der langweiligsten aller Geschicklichkeiten uns über die Zeit hinwegzutäuschen. Dann traten noch fünf gut geschulte Mädchen auf, die in der Barrisonschen Art mit ihren Hüften jene gespreizten Linien zogen, die unsre Zeichner so hübsch zu übertreiben wissen, daß der Kenner sie wirklich als Grazie zu empfinden glaubt.

Freund Erich wurde vom Weine aufgeräumt. Ein ganz neues Wesen ward hinter seinen Formen sichtbar; es schoß gleichsam empor wie ein Springbrunnen, dem man die Hähne aufgedreht; er sprudelte nachdenklichen Widersinn und wonnige Albernheit. Er predigte und randalierte, vergaß die Würde seines Amtes und ulkte benachbarte Damen an. Das Leben kam ihm auf einmal nicht mehr so mißgünstig vor, sondern eher als ein widerspenstiger Schatz, den man sich durch erzwungene Liebkosungen gefügig

machen muß. Sein zappelnder Geist ward unzufrieden mit der Scenerie und verlangte von diesem Abend noch möglichste Mannigfaltigkeit.

Unsere Wünsche trafen sich leicht in dem Gedanken an ein kleines Schlemmer-Essen, bei dem die Einbildung des physischen Genießens immer noch am täuschendsten gerät. Demnach suchten wir das Wein-Restaurant von Staacke, Abteilung der Nischen, auf, ließen Pommery frappieren und bestellten Seezunge mit Caviar-Sauce, getrüffellten Fasan mit Sauerkraut und gebackenen Austern. Ringsum, in den dicht verhängten Logen, kreischten und kakelten die Pärchen. Sie bewarfen sich unbekannterweise über die Wände weg mit Propfen, riefen sich Prosit zu oder wurden einander grob. An Stelle der Luft war der Geruch von Menschen, deren Cigarren und Parfums getreten. Aber die Luft behagte uns; denn sie betäubte. Ja, wir schwuren, daß solch ein Souper das höchste der Gefühle sei; wenn wir die Austern schluckten, so unterbrachen wir die Rede und richteten das Augenmerk nach innen, dem Magen zu, damit nur jeder vom andern glauben solle, dessen Kraft zur Freude sei noch ungebrochen.

Nachdem wir uns auf diese Weise gesättigt und angeheitert hatten, suchten wir weiterhin die „Gute Quelle", ein Tingel-Tangel niederer Gattung auf, wo der beste Kern des Bürgerstandes, der kleine Handwerksmeister und der Subalternbeamte mit Frau und Töchtern vertreten war. Sie erholten sich von ihrer Tages-Arbeit, anspruchslos befriedigt.

Da wir auch dieses Lokales überdrüssig wurden, begaben wir uns nach einer Lagerbierkneipe und trafen dort

wiederum dieſe ſelben Vertreter von gutem Kern. Nur, daß hier die Männer, weil ſie Skat und Doppelkopf ſpielten, gar wichtige Mienen zeigten, während die Gattinnen aus ehelichem Pflichtgefühl etwas ſchläfriger daneben ſaßen. An den Wänden aber prangten die Photographien von Bismarck und Moltke herab, die man dem deutſchen Patrioten ſo gern in die Heimſtätten ſeiner Gelage und viehiſchen Brünſte hängt, damit er ſeine paar ſchönen Gefühle ſtets traulich beiſammen habe.

Nach Mitternacht endlich ſtrandeten wir in einem Weinlokal der Ritterſtraße, wo ſich um dieſe Zeit ein Kreis zuſammenfand, der ſich „Rotte der Nörgler“ nannte.

„Es ſind Leute,“ erklärte ich Erich, „von denen du ſagen wirſt: ſie gefallen mir nicht. Aber es mag gut für dich ſein, ſie einmal kennen zu lernen.“

Erich brannte darauf und dankte mir in den verbindlichſten Ausdrücken für meine Vermittlung.

In einem tapezierten Bretter-Verſchlag ſaßen etwa zehn Mann bei ſaurem Brauneberger in überlautem, fanatiſchen Streit, unter ihnen Dimitri und Doktor Tönnies, die Erich auf's herzlichſte begrüßten. Aber auch die übrigen nahmen ihn freundlich auf. Sie ſchienen über ſein Weſen genügend aufgeklärt, um ſich an dem Beamten-Titel nicht zu ſtoßen.

Dimitri und zwei Redakteure der „Volkszeitung“ nahmen Erich ſofort in Beſchlag und verwickelten ihn in einen Diſput über Staats-Sozialismus, den der Unglückliche gerade in dieſen Tagen mit ſich herumtrug. Ich ſetzte mich ans andere Ende des Tiſches neben Doktor Tönnies

und einen Litteraten, Namens Worms, ein mir befreundetes und besonders interessantes Exemplar.

Dieser Herr Worms war gerade dabei, die geschäftlichen Vorteile, die er von dem Import einer neuen Pariser Richtung erwartete, fachkundig und anschaulich auseinanderzusetzen. Da er wußte, daß seine Kniffe mich nicht entrüsten konnten, daß ich vielmehr verschwiegen alle Gaunereien ihre fruchtbare Straße ziehen ließ, so störte es ihn nicht, daß ich zuhörte, wie er mit halblauter Stimme auf Tönnies einredete. Sein kleines verschlagenes Gesicht saß etwas schief zwischen den hohen Schultern und begleitete jeden seiner Gedanken mit ausdrucksvollen Grimassen. Es waren Gedanken, die weit in die Zukunft griffen und doch den realen Boden nie verließen, wohldurchdachte, weitverzweigte Pläne einer Monopolisierung des gesamten Schrifttums. Und er, der kleine, unangenehme Worms, wollte alle Fäden in seiner Hand halten, er wollte Autor, Verleger, Kritiker in einem einzigen, groß angelegten Geschäftsbetriebe sein und dadurch, daß er mit anderen Unternehmungen derart heimliche Kartelle schloß, dem Publikum Wert und Preis der geistigen Nahrung vorschreiben, wie es die Großhändler mit Getreide und Petroleum pflegen. Natürlich sprach er selbst dem arglosen Tönnies gegenüber dies nicht so unumwunden aus. Der war mit seiner Zeitschrift „Atlantis" nur ein unbedeutendes X in seiner Rechnung, aber ein X, hinter dem sich einflußreiche Größen bargen. Doktor Tönnies sollte, so schlug Worms ihm vor, die neue französische Richtung, zugeschnitten auf deutschen Geschmack, in seinem Blättchen vertreten, auch einen Verlag damit verbinden und womöglich

einen Stamm eingeſchworener Mitarbeiter in Leipzig vereinigen. Später könnte man damit vielleicht noch einen litterariſchen Verein und eine Leſehalle verknüpfen, wie dies ſchon anderwärts gelungen war. Um das Geld keine Sorge, das würde Worms ihm geben, Worms, der ſich die Leitung des ganzen Betriebes vorbehielt. Tönnies war ganz Ohr und, wenn er auch nicht alles begriff, ſo zeigte er doch großen Reſpekt vor dem gewandten jungen Mann, der die Grundſätze kritiſchen Schaffens ebenſo ſicher beherrſchte wie die des Geſchäftslebens und der geltenden Rechte, der ſogar zuweilen ganz unterhaltſam zu dichten verſtand. Dann würde der arme Tönnies endlich auch ſeine Manuſkripte drucken können, er würde unabhängig und ſeine „Atlantis“ mächtig werden! Und doch konnte er ſich nicht entſchließen aus Scheu vor der Kaltherzigkeit dieſes Handels. Er hatte das unbeſtimmte Gefühl, daß man ſein Beſtes ihm ausſaugen und ſeine Zeitſchrift, die er mit der Zärtlichkeit eines Vaters liebte, ihm entreißen, entweihen oder gar in ein Familienblatt verwandeln könnte. So blieb er eigenſinnig trotz aller Vorſtellungen von Ruhm und Dividenden, die Worms ihm vorzuzaubern ſuchte.

Die übrigen achteten nicht auf das Geſpräch. Vielleicht war ihnen auch manches von jenen Plänen bekannt, die der ſozialen Doktrin ſo ſtracks zuwiderliefen. Doch duldeten ſie in ihrem Kreiſe jeden, deſſen radikale Geſinnung wenigſtens feſtſtand. Und Worms ſchwur auf den Radikalismus; denn er hielt ihn für die erfolgreichſte Richtung der nächſten Zukunft.

Ein überlautes, fanatiſches Streiten ſchwirrte durch unſeren Winkel. Wie die Wogen einer aufgeregten See, ſo

prallten die Gedanken gegeneinander, so vermengten und überschlugen sie sich in willkürlichen Sprüngen. Viel unsinniges und phantastisches Gerede sprang aus der Flut hervor; aber es war eine Flut mächtiger, übervoller, überquellender Gedanken, eine Fülle freier, intellektueller Kräfte, die so nach Ausdruck rang. Jeder Kopf hier eine Persönlichkeit, jedes Herz voll Tapferkeit und wild auf Thaten und alle einig im Haß gegen das Bestehende, Feinde des Staates und der Gesellschaft, bewaffnet bis an die Zähne. Hier, in dem rauchigen, heißen Winkel verarbeiteten sie durch einander die Probleme der Marx und Krapotkin, die Ideen von Stirner, Darwin und Stuart Mill; selbst Lagarde und der Rembrandt-Deutsche spukten zuweilen; denn jeder Gedanke war willkommen, der unbefangen, unbeeinflußt aus sich selbst erwachsen war. Bald strömte Rede und Gegenrede zu einem brodelnden Gischt zusammen, daß keiner mehr den andern hörte und verstand, bald lösten sich die kühleren Gruppen los und führten den Disput verständig nach allen Regeln der Kunst, bald wieder sprach ein Einziger, wie ein Redner vor dem Volke, mit flammenden Blicken und geballter Faust und entzündete mit seinem Grimm und seinen utopischen Bildern von neuem die Leidenschaft der Genossen.

Dimitri allein saß schweigend, mit wahrhaft olympischer Ruhe, zwischen den Streitern. Aber sein Geist war allerorten; Auge und Ohr wanderten von einem zum andern; kein Wort entging ihm, keine Miene. Wie ein Feldherr, der seine Truppen mustert, so durchdrang er Mann für Mann mit seinen kleinen, blitzenden Augen oder spottete wohl auch mit dem verkniffenen Lächeln, das einer schmerz-

lichen Narbe glich. Hin und wieder warf er eine Bemerkung dazwischen, wo ein Begriff unklar oder die Debatte abzuirren schien, oder er sprach selbst das erlösende Wort, das dem Redner nicht gelingen wollte.

Nur ein Mal ward er heftig, ohne doch den Humor zu verlieren, als ein hitzköpfiger Student Majestäts-Beleidigungen sprach, die an Deutlichkeit und Schärfe nichts zu wünschen übrig ließen.

„Zum Teufel, Herr," fuhr er ihn an, „was soll das verwünschte Geplauder über Gott und die allerhöchsten Herrschaften. Ich dächte, unsre Meinungen darüber wären doch genügend festgelegt, als daß wir sie noch zu beschwatzen brauchten."

Der andere wollte sich damit entschuldigen, daß ihm die Galle häufig überliefe.

„Das soll sie eben nicht," antwortete Dimitri. „Sie geben ja dem Staate selbst die beste Waffe in die Hand, wenn Sie die geltenden Gesetze übertreten. Überlassen Sie doch ruhig die ohnmächtige Wut unseren Gegnern. Aber ich finde das bei euch noch überall, daß ihr den Haß nicht zu konzentrieren versteht; ihr verzettelt euch mit Kleinigkeiten, mit Symptomen, anstatt die Wurzel anzupacken.

Niemand widersprach. Nur bezweifelten die Partei-Sozialisten die Möglichkeit, das Staatswesen gegenwärtig anders als mit kleinen Mitteln zu bekämpfen. Das führte auf Fragen der Taktik, die den Sturm heftiger als zuvor entfesselten.

Dimitri aber war durch keinen Einwand mehr zum reden zu bewegen. Er horchte und verglich das, was sich festzuhalten lohnte. Hinter seiner breiten Stirn stapelte er

die Gedanken wohlgeordnet auf; mir war, als hörte ich das Räderwerk in seinem Hirn gleichmäßig surren und die eisernen Speichen der Logik in einander greifen, um den Stoff zu liefern, mit dem man Staaten in Luft und Staub zersprengt. —

Erst als nach zwei Uhr die Lampen ausgelöscht und das Lokal geschlossen wurde, ließen die Gegner ihre Meinungen begraben sein, und wanderten als vertraute Genossen unter lustigem Geschrei und trunknen Späßen heimwärts.

Sowie der herrliche Winterfrost mich umfing und ich in dem gedämpften Licht der Straße mich einsamer und freier fühlte, schlug meine Stimmung unvermittelt um in einen Widerwillen vor jener brutalen Kampfeslust, die ich soeben noch bewundert hatte. Das Ringen der Ideen schien mir ein lächerliches Spiel für eitle Träumer, und alle Kraft des Denkens, aller Zorn nutzlos vergeudet an eine Wirklichkeit, die sich noch nie an menschliche Berechnung kehrte: da sinnen, streiten, schaffen diese Burschen so siegesbewußt für ihr System, und schon ist irgendwo der Stein im rollen, irgendwo der Mensch geboren, mit dem der Zufall alles durcheinander wirft und neues baut, ganz anders als wir wünschten und erwarteten. Wozu also sich regen, wozu teilnehmen an dem Zickzack, den sie Entwickelung nennen möchten?

Nein, lieber noch erstarren, eiskalt und stille werden wie die Toten, wie die erstorbene Natur, die so strahlend und feierlich ist in ihrem Frost. Nicht mehr nach der Sonne blinzeln, sondern die Augen in den finsteren, unergründlichen Himmel bohren und die Sterne zählen, nur um das Leben zu vergessen.

Dorthin ſich retten, wo Frieden iſt, wo Denken aufhört und Andacht beginnt, wo das blaſſe Gefühl des Glaubens unſre Sinne ſtumpf macht und uns mit frommen Märchen in Schlummer wiegt, dorthin ſich retten — zu Gott und ſeiner mächtigen Kirche, die noch immer auf dem Felſen thront, ehrwürdig und heilig wie der Leichnam eines greiſen Königs.

Wie gern wollt' ich doch Gott das Opfer meines Intellektes bringen, um aus den Händen der ſeligſten Madonna das Geſchenk zu nehmen, das ſie dem Gläubigen bietet — Reinheit!

So hing ich meinem Hoffen auf Geneſung nach. Mechaniſch folgte ich dem Rufen und Lachen der Genoſſen und ſah gerade noch, wie ſie in eine der verrufenen Gaſſen bogen, die uns am Wege lagen. Doch plötzlich ward es ſtill vor mir, als ob die Mauern ſie verſchlungen hätten. Nur einer war geblieben und kam mir entgegen: Dimitri Teniawsky.

IV.

Seit jener Nacht verfolgte mich der religiöſe Taumel unabläſſig. Fromme Gemüter hätten glauben können, Gott habe mich auserwählt, mir ſeine heiligen Gnaden aufzudrängen. So überrumpelten und knechteten Gefühle des Glaubens und der Aufopferung meine nachgiebige Vernunft. Verhöhnt von einer Welt, die über die letzten, drohenden Dinge unlösbare Rätſel aufgiebt, bedrückt von einer Zeit, die niedrig und brutal weder zum Handeln noch zum

Genießen lockt, in einem Kreuzfeuer kommender, ſchwindender Lehren und Forderungen, ſo hieß ich jede Macht willkommen, die meine zweckloſe Urteilskraft, mein läſtiges Denken, meinen Trieb zum Genuſſe mir zu zerſtören verſprach.

Nicht die lutheriſche Confeſſion meiner Kindheit war es, von der ich das erhoffte. Die hatte niemals auf mich gewirkt. Ihrem Rationalismus und ihren eigennützigen Anfängen hatte ich ſtets mißtraut. Vielleicht konnte ſie in pietiſtiſcher Geſtalt befriedigen. Doch auch der Pietismus ſteht bei aller Innerlichkeit auf ſchwachen Füßen. Ohne Norm, ohne Autorität iſt er von Kindern für Kinder erfunden.

Aber die Kirche Petri, die ehrwürdige, übermächtige Zwingburg, von Chriſtus ſelbſt auf dem Felſen gegründet, mit einer Vergangenheit ohne gleichen, mit einer Gewalt ohne gleichen, einer Gewalt zu herrſchen, zu ſtrafen, zu tröſten und zu lieben, dieſe Kirche, die greifbar und lebendig iſt wie eine Perſönlichkeit, die hatte es mir angethan. Der brauchte ich nur zu winken, ſo nahm ſie mich auf mit ihren ſtarken, weichen Armen, lehrte und ſchützte mich. Und ich brauchte um nichts mich zu zermartern, brauchte nicht proteſtantiſch zu „forſchen", brauchte nur zu gehorchen, meinen kraftloſen Willen zum Glauben zu zwingen, unter die Gnaden mich zu beugen und in Erfüllung milder Pflichten auf das Ende, das nun Lohn bedeutete, zu warten.

Die hohen äſthetiſchen Werte, die den katholiſchen Glauben vor allem auszeichnen, hatten mich von jeher für ihn eingenommen, aber nicht ſowohl die äußeren Formen und Gebräuche mit ihren Effekten für Auge und Ohr als vielmehr diejenige Schönheit, die wir jetzt überall vergeblich

ſuchen, die huldvolle Würde und das ſtolze Gleichmaß der Macht gewordenen Ideen. So überwältigend in ſeiner einheitlichen Größe, in ſeiner Unbeſiegbarkeit ſtand dieſer Glaube vor mir, daß ich auf Unterſuchung ſeiner Wahrheit gern verzichten mochte und leicht blindlings das anzunehmen bereit war, was er als Wahrheit anbefahl. Auch den Grundgedanken jeder eigentlichen Religion, den der Askeſe, der Selbſtentäußerung aus Abſcheu vor der materiellen Welt, fand ich nur in der römiſchen Kirche folgerichtig durchgeführt; ſie allein bietet der vom Denken geſchändeten Pſyche eine Heimat abſeits von der Wirklichkeit.

Das waren die Vorſtellungen meiner einſamen Stunden. Die Hoffnung, daß ich doch noch den Ausweg aus dieſem unerträglichen Ueberdruſſe finden würde, war mir noch beſſere Erholung als der Schlaf voll unruhiger Träume. Nur heraus, heraus aus dieſem fragwürdigen Leben, deſſen Zwecke die unabhängige Kritik bis auf den letzten Reſt zerfaſert und vernichtet hat! Heraus ſelbſt aus dieſer Kritik! Den leeren Raum der Skepſis mit irgend etwas füllen, mit Thaten oder mit dem Tode, mit Lügen oder auch mit Religion! — Und mit Religion füllt er ſich immer noch am leichteſten.

So oft ich von dem arbeitſamen Müßiggange meiner Berufsgeſchäfte kam, vergaß ich alles, was mit der verhaßten Wirklichkeit zuſammenhing und wühlte meine Phantaſie in jenen Kreis von Vorſtellungen, der ſie zu überwinden ſtrebt. Ich las die kanoniſchen Schriften und die heiligen Symbole, die Martyr-Akten, die Liturgien und die Tradition der Kirchenväter, vor allem aber die „Nachfolge Chriſti“ des St. Thomas a Kempis, an

deſſen ekſtatiſcher Andacht ſelbſt die Herzen der Gottesleugner noch zu überirdiſchen Leidenſchaften ſich entzünden. Und oft verließ dabei meine Betrachtung das Buch und ſpann, ſich ſelber unbewußt, aus eigner Seele die Gebete weiter, die bereits gläubig waren wie von einem Bekehrten.

Doch war es meiſt nur abends, daß ich meiner Müdigkeit derart erlag. Erſt mußte ich wieder zwölf Stunden lang des Tages Lärm und Nichtigkeit erfahren haben, ehe ich mit den abgeſpannten Nerven vor ihm flüchten konnte.

Die Morgen indeſſen weckten mich noch immer zu Luſt und Mut auf allerhand kleine Freuden oder ſogar auf Wandlung in mir ſelbſt. Der Schlaf, der anſtatt Vergeſſenheit zu bringen, mich in wüſten Träumen das Leben weiterführen ließ, vermochte den Körper doch ſo weit zu ſtärken, daß der phyſiſche Wille zum Daſein ungebrochen blieb. Mein Körper, deſſen Friſche ich mit peinlicher Sorgfalt überwachte, wurde mit Fechten, Turnen, Schwimmen ſcharf trainiert, damit er wenigſtens bewahrt bliebe vor Schlaffheit und Verfall. Deshalb erhob ich mich ſtets in aller Frühe und brachte mit Bädern und Maſſage die erſte Tageszeit gar nicht ſo übel hin.

Dann kamen die Zeitungen, mit Ungeduld von mir erwartet; denn immer hoffte ich, endlich einmal etwas Großes, Unerhörtes darin zu finden, das wert erſchiene, ſich darüber zu ereifern, dafür einzutreten, aber immer vergebens. Immer noch der aufgewärmte Kohl der letzten zwanzig Jahre, wie er ſich durch Parlaments-Verhandlungen und durch Leitartikel träge hingeſchleppt. Alle ſchrieen ſie mir ihre Meinung zu gleicher Zeit in's

Ohr, das ich jedem gerne lieh, immer bereit zu lernen und mich mit ihnen zu erregen. Nur stand mein Herz leider auf Seite derer, die mich am wenigsten überzeugen konnten, auf Seite der Ultra's, der Junker und der Sozialisten. Das wenige, das sie positiv verlangten, hatte einen schönen Klang, einen unglaublich schönen Klang; die Mittelparteien aber, die das Mittelmäßig-Mögliche sich gerade noch mit Not ertrotzen konnten, waren mir zuwider wie das Bürgertum, das sie vertraten.

Dagegen las ich einen Abschnitt immer mit eifriger, gewissermaßen schamhafter Affenliebe: die Hofberichte. — Gewiß, sie sind langweilig; das, was sie erzählen, ist nichtssagend und abgeschmackt; ihre officiell trocknen Redensarten kennt man auswendig. Für mich aber waren sie gar keine Berichte, sondern nicht mehr und nicht weniger als Kundgebungen einer edlen, vielversprechenden Realität und sie erfreuten mich wie ein bedeutungsvoller Gruß. Was Monarchen einstmals waren, stand zwischen den Zeilen; und was sie wieder werden könnten, wenn Einer den rücksichtslosen Zorn besäße, das träumte ich hinein. Denn auch beim Anblick alter Mauer-Reste kann man noch von den Burgen träumen, die da standen und wieder erstehen könnten. Ja, wenn Einer den Zorn besäße und den Mut zur Tyrannis und auch die Majestät der Geistes-Kräfte, die den revolutionären deutschen Königen immer eigen war, Heinrich dem Sechsten oder dem großen Friedrich von Hohenzollern! Wenn es noch möglich wäre, daß ein kaiserlicher Tyrann Feindschaft säte zwischen sich und den Parvenüs vom dritten Stande, die jetzt lüstern nach Herrschaft sind, wenn er an der Spitze des Adels oder meinetwegen

auch des Proletariats, wenn er sie als Soldaten-Kaiser doch zerschmetterte, diese Herren Abgeordneten und Stadtverordneten, es müßte wahrlich eine Lust sein, ihre breiten Schädel samt den Zipfelmützen mit der Waffe zu bedrohen! Da würde manche gute Kraft sich gerne regen, die man verdorben glaubte, weil auch von ihr der allgemeine Sumpfgeruch ausströmte. „Wo aber würde die Kraft der „Patrioten" bleiben . . .?"

So etwa sahen meine unmaßgeblichen Morgenphantasieen aus. Es waren keine Wünsche, geschweige denn Pläne sondern nur das müßige Gedankenspiel eines resignierten Zeitungslesers.

Einmal aber, in den letzten Tagen des Februar kam noch ein auserlesener Morgen; ich durfte ein kleines, holdes Abenteuer genießen, das um so reicher sich entwickelte, als es mir zu gelegener Zeit und Stimmung kam. Es war ein Sonntag, und ich hatte mich gewöhnt, die Sonn- und Feiertage durch Versenkung in das sonnige Heidentum festlich zu begehen. Diesmal hatte ich, schon am Abend zuvor die Alexandrinischen Idylliker, den „Blumen singenden, Honig lallenden" Theokrit und seine Nachfolger Bios und und Moschos zur Hand genommen, um die Gefilde der seligen Hirten mit ihnen zu durchwandeln, den schönen Daphnis zu lieben und die Nymphe Amaryllis zu suchen; auch Erzählungen der Historiker Diodor und Justinus aus der sicilischen Urgeschichte las ich und betrachtete dazu reproduzierte Bilder von Meistern unsrer Zeit, die sich auf den keuschen Zauber jener Mythen so zart verstehen, Zeichnungen von Klinger zu den „Ovidischen Opfern" und Ludwig von Hofmanns weiches Pastell „Daphnis und Chloe."

Mit Eindrücken derart ſchuf ich mir leicht einen luſtigen Garten, in dem ich ſelbſtvergeſſen unter den glücklichſten Menſchenkindern lebte:

„Singe ich denn Amaryllis ein Lied! Am Abhang des Berges weiden die Ziegen indes, und Tityros treibt mir die Herde. — Nymphe mit lieblichem Blick, ölglänzende, du mit den ſchwarzen Augenbraun! O, nah' deinem Hirten doch, neige die Lippen! Auch in dem nichtigen Kuß iſt unausſprechliche Wolluſt!"

In der Sehnſucht nach Amaryllis ſchlief ich ein, und Amaryllis beſuchte mich im Traume. Die fremd duftenden Blumen vom Ätna und das Getön der Syrinx waren um mich die ganze Nacht und ſtörten mir oft den leichten Schlaf, von dem ich friſch und doch noch ganz verträumt erwachte. Sorgfältig ſammelte ich die erlebten Phantome, malte ſie weiter aus und ſpielte mit Schäfer und Schäferin wie ein kindiſcher Junge mit ſeinen Marionetten.

Draußen fiel, wie ich bemerkte, ein naß-kalter Nebel. Deshalb ließ ich die Jalouſien des Zimmers geſchloſſen und zündete die Lampen an. Über das ſeidene Feiertags-Hemd warf ich den Schlafrock, ein wunderbar molliges und, ich darf wohl ſagen, koſtbares Gewand. Alſo erwartete ich, nach genoſſener Toilette, die Senſationen der nächſten Stunden, in ſeltener Behaglichkeit. Und ſie kamen in ſeltener Fülle. —

Es klingelt. Die Haushälterin öffnet und ruft, da ſie auch das geringſte Ereignis mir zu melden hat, durch eine Spalte meiner Thür:

„Eine Bettlerin."

„Laſſen Sie eintreten!" antwortete ich. Denn mein Herz iſt der Wohlthätigkeit geneigt.

„Wie meinen Sie, Herr Referendar?“ fragte sie verblüfft.

„Sie sollen das Weib hereinführen. Ich wünsche ihr wohlzuthun.“

Kopfschüttelnd verschwindet meine Alte und führt das Weib, wie befohlen, herein.

Aber welch' ein Weib! Ein blutjunges Mädel, eine Mignon, trotz ihrer schmutzigen Lumpen so zierlich und reizvoll, daß sie fast verkleidet erschien wie eine Schauspiel-Prinzessin. Und doch war sie als Kind der Armut unverkennbar: ihr kleiner, magerer Körper fiel vor Schwäche ganz in sich zusammen, und aus dem abgezehrten Köpfchen blickten mich die Augen verängstigt von der Seite an. O, die Augen waren das allerschönste an ihr, große, klare Lichter mit sammetner Iris und langen, schwarzen Wimpern, ganz anders als die von Alice, ernster und tiefer.

„Nun, du armes Kleinchen,“ fragte ich sie, „was verlangst du denn von mir? Willst du Suppe, willst du Kleider, oder bist du mit Gold zufrieden?“

Natürlich schwieg sie und drehte verlegen ihre zerrissene Schürze:

„Bist du hungrig? Willst du zu essen haben?“

Sie nickte.

„Schön; aber was denn gleich? Trinkst du Schokolade gern?“

Jetzt dachte sie, ich wollte vielleicht schlechte Scherze mit ihr treiben und machte eine rasche Bewegung nach der Thüre, wie zur Flucht, blieb aber doch noch zweifelnd stehn.

„Nein, du," rief ich ihr zu, „ich meine es ganz ernſt. „Du ſollſt hier wirklich kriegen, was du willſt."

Sie zögerte immer noch, ſchien aber beruhigt.

„Siehſt du, heute Morgen bin ich beſonders gut gelaunt; da habe ich ausnahmsweiſe alle Menſchen lieb und ganz beſonders ſolche arme hübſche Mädelchen wie dich."

Nun guckte ſie mich prüfend von unten herauf ſo an, ob ich denn wirklich nicht bösartig wäre und mit ſichrem weiblichen Inſtinkt erkannte ſie, daß ſie mir wirklich außerordentlich gefiel; von einem ſüß-verſchmitzten Lächeln wurden ihre Züge endlich hell.

„Alſo willſt du Schokolade haben mit Kuchen dazu?"

„Ja," ſagte ſie und nickte nun ziemlich energiſch.

„Aber du mußt ſie hier an meinem Tiſche trinken, damit ich mich freuen kann, wenn dir's ſchmeckt!"

Darauf wieder ein prüfender Blick, ein Erröten, ſogar ein freundliches Lächeln.

Dann aber mußte ſie an ihre Lumpen denken; denn ſie ſtrich verlegen den Rock entlang und drehte ſich hin und her.

Ich gab ihr recht; die Lumpen gehörten nicht unbedingt dazu, auch war ein Bad empfehlenswert. Gewänder der verſchiedenſten Art hatte ich vorrätig; ein Bad aber wagte ich kaum vorzuſchlagen. Indeſſen ging ſie ſofort bereitwilligſt auch darauf ein. Sie ſchien die Gelegenheit ſogar dankbar zu begrüßen.

So ließ ich ihr denn von meiner Schaffnerin das Bad bereiten, beſtellte Schokolade und Kourabièdes und gebot, den Gaſt mit ausgeſuchter Güte zu behandeln. Meine brave Alte ſträubte ſich auch keineswegs. Sie war in den

fünf Jahren unseres Zusammenlebens schon schlimmeres von mir gewöhnt, ohne daß sie es je für nützlich befunden hätte, den seltsamen Diensten zu widerstreben oder auch nur das Schweigen darüber zu brechen, das ich ihr mit gutem Lohn vergalt. In manchen Dingen dämmerte ihr schließlich eine Art Verständnis, das sie mir dann stolz zu beweisen suchte. Diesmal mochte sie wohl an ein schlau vorbereitetes Rendez-vous denken. Auf leisen Sohlen schlich sie umher und benahm sich gegen die arme Kleine geradezu ehrfurchtsvoll.

Flüsternd fragte sie mich, ob die Dame das „Bäblon" kriegen solle, ein griechisches Frauen-Gewand, das schon öfters Verwendung bei mir gefunden hatte. Ihre Ahnung war richtig gewesen. Ich hatte thatsächlich an das Peplon gedacht. —

Als meine junge Freundin wieder eintrat, war sie, vom Staube ihrer Bettlerschaft befreit, entzückend anzuschaun. Vom Hals bis an die Knöchel fiel ihr die weiße Wolle mit dem Pupursaume gar züchtig in langen Falten, über der Schulter mit altsilbernen Spangen, an den Hüften mit Gürtel gerafft. Dazu hatte sie sich das dunkle Haar zu einem Knoten locker und natürlich aufgesteckt.

Eine törichte Maskerade blieb es bei alledem; das mußte ich mir wohl oder übel eingestehen. Kannte ich doch die ausgeklügelten Narrensprünge meiner Laune; der Aufwand, den sie trieb, stand zur Befriedigung selten im rechten Verhältnis. Mein Verstand liebte das zu bespötteln, diesmal glücklicherweise ohne Erfolg. Die Eindrücke kamen, der Analyse zum Trotz, kräftig und ungezwungen; ich hatte meine Freude dran.

Nicht zum wenigsten lag das an der Art, wie das Erlebnis auf meine Bettlerin wirkte. Ich konnte beobachten, daß ihr zaghaftes Seelchen darunter zusammenschauerte, wie unter einer Andeutung zukünftiger Herrlichkeiten. Das Befangene ihrer Haltung war verschwunden, war um so tiefer in's Innere zurückgekrochen und saß dort fest voll scheuer Spannung. Sie hatte im Bad ihre Gedanken nothdürftig sammeln können; es mußte ihr klar geworden sein, daß ihre Lage ebenso gefahrlos wie vielversprechend sei. Daher das Sichere, Abwartende ihrer Bewegungen, der leichte Herzschlag und die strahlenden Augen verhaltener Fröhlichkeit.

Zunächst versuchte ich nun, ihr Nationale so weit als möglich festzustellen, weil sich der rechte Ton geselligen Verkehrs dann leichter finden läßt. Den Namen wollte ich nicht erfahren; der war gewiß gewöhnlich und hätte nur gestört. Ich taufte sie statt dessen „Amaryllis", womit sie lächelnd einverstanden war. Sie fand auch, daß dies schön nach Blumen klänge. Die Worte gingen ihr jetzt leichter von statten; hell fielen sie, tropfenweise wie Perlen, von den gespitzten Lippen.

Sie lebte bei ihrer Mutter, die sich Geld verdiente; womit, war unbekannt. Früher einmal war sie mit ihr „auf der Walze" gewesen und auf den Jahrmärkten. Ungefragt erzählte sie mir, daß Mutter im Schwindel und Taschensuchen groß gewesen wäre, das hätte sie selbst auch lernen müssen. Aber der Land-Gensdarm hätte Muttern gefaßt. Wie sie das sah, wäre sie davongelaufen mit ihren flinken Beinen. Hei, da mußte sie heute noch darüber lachen! Aber schließlich hatte man sie doch aufgelesen und

in ein Heim für verwahrloſte Mädchen gebracht. Dort war ſie geblieben, bis Mutter frei kam, und nun ging ſie betteln, bis ſich was anderes fände.

„Wie alt ſie denn ſei?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber ein Kind biſt du noch?“

„Nein, bin ich nicht mehr; ſchon lange nicht!“

„Dann haſt du wohl ſchon einen Liebſten gehabt?“

„Ja, einen Handwerksburſchen aus Elberfeld.“

„Und wen dann weiter?“

„Dann noch einen: aber der war nur ſo.“

Das warf ſie mit dünnem verſchleierten Stimmchen ſo nachläſſig hin, als wäre es ja noch gar nichts und alles wichtige ſollte ſpäter erſt kommen.

Ihr Frühſtück nahm ſie mit niedlicher Grandezza ein, ganz als Dame, die gefällige Manieren für ſich ſelbſt erfindet. Die antike Taſſe ergriff ſie an den beiden Henkeln und ſchlürfte mit zurückgebeugtem Kopf ſehr langſam und ſehr graziös ihre Schokolade.

Die Finger, die ſie mit gezierter Anmut ſpreizte, waren merkwürdig klein und zart, von Arbeit nicht geſchändet. Wenn ich ſie auf Durchſuchung meiner Taſchen einſt hätte ertappen dürfen, ſo hätte ich ſie gern mit Reverenz geküßt. —

Auf den Thronſeſſel meiner Geliebten hieß ich Amaryllis, die Bettlerin, niederſitzen. War ſie nicht würdiger, Königin zu heißen? War ihre Schönheit nicht beſtrickender, ihre Zukunft freier und ſtolzer an Verheißungen?

„Warum knieſt du vor mir?“ fragte ſie mich.

„Weil ich dir dienen will für dieſen Tag.“

„Warum willſt du das? Warum thuſt du das alles?“

„Weil du mir fremd biſt, Amaryllis. Ich kenne genug ehrbare Damen und auch genug gemeine Dirnen. Ich kenne ſie zu genau. Darum ſtehen ſie unter mir. Aber du biſt ganz fremd für mich. Du biſt ſchön und du bettelſt. Ein Kind — ein verbrecheriſches Kind, nicht wahr?“

„Viel iſt es nicht, was ich verbrochen habe,“ meinte ſie und zuckte die Achſeln.

„Nein, aber ſpäter, ſpäter ſollſt du eine große Verbrecherin werden.“

Sie lachte ungläubig, ein glockenhelles Kinderlachen.

„Siehſt du, Amaryllis, ich bin reich, für deine Begriffe wenigſtens. Ich habe alles durchprobiert, was einem ſo Vergnügen machen kann. Nun bin ich dieſer Dinge überdrüſſig und langweile mich. Und wenn zufällig etwas neues mir begegnet, ſo etwas wie du, ſo freue ich mich daran. Ich nehme es wie eine ſeltene Blume, die ich in eine Vaſe ſtelle, bis ſie welk iſt. Kannſt du das nicht verſtehen?“

„O ja, ich glaube,“ ſagte ſie mit ſchelmiſchem Ernſt.

Wie ähnlich konnte ſie doch meiner Freundin Alice ſein, in der Ausdrucksweiſe beſonders und ihrer kindlichen Koketterie! Und doch, mit welch ſieghaften Mitteln war ſie der Geliebten überlegen, an der ich gleichwohl ſo ſchwerfällig hängen blieb.

Ein unbeſchreiblicher Zauber lag über dieſem Kinde der Niedrigkeit. Mit meiner nüchternſten Beobachtung war es unmöglich, den zu erklären. Er ging wohl vor

allem von den Augen aus, die nach innen gerichtet schienen und alle Dinge der Außenwelt dabei nur flüchtig streiften. Wenn die Hände, die unverhältnismäßig klein waren und zart gefesselt, sich bewegten, so bildeten sie steife, bizarre Linien mit Ecken und Kanten, wie man das wohl auf byzantinischen Gemälden findet. Es schien, als wollte diese Gemessenheit unruhige Absichten und erwachende Gluten verstecken. Zog ich dann noch die breiten Backenknochen und die schmalen, aufgeworfenen, blutroten Lippen in Betracht, so hatte ich den Typus der Salome vor mir, den der Dichter Wilde und der Maler Moreau als Sinnbild vampyrischer Liebe erfunden haben.

„Jetzt sollst du über mich befehlen, Königin Amaryllis. Überlege dir, was du für Wünsche hast."

„Daß ich noch nicht fort brauchte von dir."

„Nein, davon ist noch lange nicht die Rede. Vor allem sollst du nachher das Festmahl mit mir feiern, aber andere Wünsche will ich hören. Giebt es gar nichts, was du gern einmal haben möchtest?"

Sie dachte eine Weile nach und sagte dann zögernd:

„Etwas wüßte ich schon; das liebe ich sehr —: Gold!"

Ihre kleinen verbrecherischen Finger zuckten vor Erregung, wie sie das sprach und krampften sich dann auseinander, als wollten sie schon nach dem Golde tasten.

Ach, wie sie mich in diesem Augenblicke ganz bezwang!

„Das sollst du haben!" rief ich und holte mit Freuden aus altem, seidenen Futteral einen Hals-Schmuck, eine Kette von getriebenem Golde, die noch von meiner

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

längſt verblichenen Großmama herſtammte und in der Biedermaier-Zeit vielleicht ihr Stolz geweſen war. Für meine Bettlerin war ſie gerade gut genug. Selten hat eine Schenkung mir ſolch intenſives Luſtgefühl bereitet.

Und Amaryllis griff mit beiden Händen zu, gierig, außer ſich vor Entzücken und wog das Metall ſofort auf Wert und Echtheit hin. Als ich ihr dann ſelbſt die Kette um den Nacken legte, traten ihr vor Rührung ſchwere Thränen in die Augen.

Dann ſprach ſie von ihrer Armut und den Bettelkünſten, wie von gleichgiltigen Erinnerungen, fragte um ſo aufmerkſamer nach meinen Gewohnheiten, ließ ſich alles bis in's kleinſte ſchildern und wendete es in Gedanken hin und her. So kreiſten denn unſere Sphären um einander zu einer ſelten gehörten Harmonie.

Nach unſerem Mittags-Mahl war Amaryllis vom ſüßen Champagner animiert, ohne doch ihrer erhitzten Empfindungswelt in Reden freien Lauf zu laſſen. Die leiſen Worte dämpften ſich faſt bis zum Flüſtern. Nur vereinzelt ſtellte ſie noch Fragen nach den heimlichſten und allgemeinſten Lebensvorgängen.

„Biſt du nicht ein ſehr glücklicher Menſch, du Juſt?“

Eifrig beſtärkte ich ſie in dem Glauben.

„Meinſt du, daß ich's auch noch einmal werde?“

„Das kannſt du, bei Gott, Amaryllis, und du mußt es werden, wenn du nur klug biſt.“

„Wie ſoll ich klug ſein?“

„Mit der Schönheit, die du haſt und die ſich noch viel prächtiger entfalten wird, mußt du alles dir unter-

werfen. Nur, um Gotteswillen, nichts davon verschwenden, nichts für Handwerksburschen und auch nichts für brave Leute, die heiraten wollen! Amaryllis, geizen mit der Schönheit, ruhig warten, bis die großen Herren kommen! Und sie kommen sicher, Amaryllis, verlaß dich drauf. Dann erst recht damit geizen und wuchern und immer noch warten, bis du Mode wirst, bis die kleinen Prinzen nach dir betteln und die Geheimen Räte dir ihre Orden schenken. Dann wirst du lernen, was herrschen heißt und wirst auf ihre Orden speien und wirst immer höher steigen. Ich kann dir sagen, dann wird es dir Vergnügen machen, Kriege anzuzetteln und ganze Völker gegen einander aufzuhetzen. Du wirst die Macht dazu haben, du, Amaryllis, weil die großen Herren toll auf deine Reize sind, ja du, die kleine Bettlerin! Aber dann mußt du zuweilen auch an den armen Teufel denken, der dir's geraten hat, weil er's selber nicht konnte."

Sie horchte hoch auf und legte alles zu den Akten ihrer Zukunft, von der sie ebenso schwärmte, wie ein Backfisch aus guter Familie.

Sie hatte auch schon von Märchen gehört und liebte es, sich Geschichten erzählen zu lassen. Als sie müde wurde, bat sie mich darum. Da nahm ich einen Band von „Tausend und eine Nacht" und las ihr vor von Prinzen, von Palästen und von funkelndem Geschmeide, bis all die Herrlichkeiten ihr zu Kopf und Herzen stiegen und die arme, kleine Seele vor eitel Wonne sich nicht zu lassen wußte.

„O, wie müde ich davon geworden bin," seufzte sie.

„Willst du schlafen, Amaryllis?"

„Gute Nacht," ſagte ſie und ſtrich mit ihren Fingern über mein Geſicht. — — — —

‚Da küßte bebend meine Lippen mir
Dieſer, hinfort mein ewiger Begleiter,
Galeotto war das Buch und der es ſchrieb.
An jenem Tag laſen wird nicht weiter.'

* * *

Kurze Zeit nach dieſer Epiſode fand der Gewandhausball ſtatt. Ich ließ meinen Frack, dem ſchon Staub und Motten drohten, ſäubern und ausbügeln, legte die Lackſchuhe mit den ſchwarzen Schleifen, die weiße Weſte und die Battiſt-Cravatte an und ſträubte mir den Schnurrbart à l'empereur. Erich, einer der beſten und eifrigſten Tänzer unſres Landes, holte mich ab. Unſere Gemüter hatten wir in jene anſpruchsloſe Heiterkeit getaucht, die nicht allein erſte Bedingung zum angenehmen Schwerenöter iſt, ſondern zugleich als Schild dient gegen die abominabel fürchterliche Langeweile, die einen ſonſt entnerven, foltern und wahnwitzig machen müßte.

„Wie biſt du nur zu dem heroiſchen Entſchluſſe gekommen?" fragte mich Erich, dem neuerdings vor jeder Einladung die Kräfte zu verſagen drohten.

„Ich möchte den weiblichen Nachwuchs wieder kennen lernen. Vielleicht findet ſich doch 'mal eine, die ſich von den anderen unterſcheiden läßt."

„Na, da ſuche nur," meinte er und pfiff dann vor ſich hin, elegiſch wie eine Spottdroſſel.

Im Veſtibul des Konzert-Palaſtes drängten ſich bereits die Herren an den Garderoben, ohne doch die feierliche

Haltung zu verlieren, die der Leipziger Groß-Bürger von den hierher Eingeladenen unbedingt erwartet. Denn das Gewandhaus ist sein heiligster Tempel. Hier werden seine Dividenden in Thaten umgesetzt. Hier findet während des Winters an jedem Donnerstag die große Familien-Parade statt, zu der er sich die beste und teuerste Musik vormachen läßt; hier stellt er seine Töchter, seine Titel und Orden, sein öffentliches Ansehen aus; hier darf er sich mit dem Adel, ja zuweilen sogar mit Prinzen verbrüdern; hier wird das Bewußtsein dessen, was er sich alles leisten kann, zu einem sichtbaren Gott, dessen Glanz und Größe sein sonst verständiges Herz wahrhaft ergreift und zu andächtiger Verehrung stimmt.

Selbst die als Tanzbeine geladenen jungen Herren, die lieber anderen Göttern opferten, wurden wider Willen in diesen Bann erhabener Wohlanständigkeit gezogen. Nur mit halblauter Stimme wagten sie sich zu unterhalten, während sie die Finger nervös in die weißen Handschuhe zwängten. Wenn sie sich ihre Namen nannten, so machten sie noch steifere Verbeugungen als sonst. Ihre Mienen waren finster und gespannt, wie wenn eine bedeutsame Krisis in Aussicht stände. Besonders die Officiere schienen durchdrungen von dem Bewußtsein der Pflichten, die heute wieder ihrer warteten. Generäle würden kommen und Kameraden aus allen Regimentern; sie würden den strengsten Blicken und den verschiedensten Gesichtspunkten ausgesetzt sein.

Ununterbrochen rollten die Wagen vor und entluden sich der verhüllten Damen, die dann beschleunigten Schrittes vorüberrauschten und die Gesichter senkten, um von den be-

kannten Herrn in dieſem unvorteilhaften Zuſtande nicht begrüßt zu werden. Allmählich aber, nach wiederholter Toilette, fanden ſich Gruppen verſchiedenen Geſchlechtes zuſammen. Die jungen Leute begrüßten diejenigen ordentlichen Mitglieder der Gewandhaus-Geſellſchaft, denen ſie die Einladung verdankten und in deren Schwarm ſie über die Marmortreppe ihren Einzug halten ſollten. Je eleganter, reicher oder vornehmer dieſe jugendlichen Protegés, deſto höher der Ruhm ihrer Protektoren auf dem jeweiligen Ball.

Bald erſchien denn auch meine verehrte Tante in einem Kranz von jüngeren und älteren Mädchen, denen ich für dieſen Abend vorzugsweiſe das Tanzvergnügen zu vermitteln hatte, eine gar heimtückiſche Aufgabe, der meine Willenskraft keineswegs gewachſen war. Die verwickelte Ceremonie der Vorſtellung begann, begleitet von typiſchen Phraſen der Hochachtung und des Wiedererkennens. Dann zogen wir, beſchäftigt mit den krampfhaften Verſuchen, die erſte Unterhaltung in Fluß zu bringen, nach dem Saal.

Hier war ſchon alles damit beſchäftigt, zu engagieren und die Tanz-Karten zu füllen, wobei man die ewig gleichen jungen Damen ſich nur durch Eigentümlichkeiten ihrer bunten Kleidchen zu individualiſieren pflegte. Am eifrigſten zeigten ſich natürlich pflichtgemäß die Leutnants, während dagegen die Studenten der adligen Klubs es noch gar nicht eilig hatten, ſondern gleichmütig an den Wänden lehnten und mit ironiſchen Blicken das Getriebe muſterten. Sie hatten keine große Meinung von dieſen Feſten der „Lappen-Schlote.“ Gleichwohl kamen ſie gern, um das reichhaltige Buffet und das Souper mit den guten Weinen nicht zu verſäumen. Auch dem Geplauder mit jungen Damen

waren ſie im ganzen wohl geneigt, nur zogen ſie den Dresdener Hofton vor, der ihnen kleine Freiheiten und zweideutige Galanterien nicht ſo übel nahm als die ſtrenge Sitte des Leipziger Pfahlbürgers, deſſen Vornehmheit ihr höchſtes Ideal in dem findet, was „ſich gehört und ſchickt“.

Der ernſtliche Entſchluß, auch meinerſeits die Pflichten als Gaſt notdürftig zu erfüllen, ſetzte mich in Bewegung. Hier und dort hatte ich einen Händedruck mit Kollegen zu wechſeln, vor allem aber Familienhäupter, in deren Hauſe ich früher verkehrt, unterwürfig anzureden und mich zu entſchuldigen, daß ich noch immer nicht die Zeit gefunden hätte, ſie wieder aufzuſuchen. Hierzu gehörten Alices Eltern, denen ich mich zuvörderſt näherte. Wenn ich auch wußte, daß ſie nie etwas für mich bedeuten würden, ſo drängte es mich doch, an dieſem Abend wenigſtens gut mit ihnen zu ſtehen. Waren ſie doch die unſchuldige Urſache einer mir bedeutungsvollen Exiſtenz.

Die Mama betrachtete mich bei meiner Annäherung noch etwas froſtig durch's Lorgnon:

„Ah, Herr Referendar, ſieht man Sie auch einmal wieder!“

„Gnädige Frau, ich bin unglücklich, daß ich immer noch nicht die Zeit gefunden habe“ . . . etcetera.

Aber es gelang mir bald, ſie völlig zu verſöhnen. Durch Alice wußte ich von ihren kleinen Intereſſen. Sie ſchwärmte hauptſächlich für das „Sinnige“ in der Muſik und ſang mit einem klapprigen Sopran Lieder von Abt und Laſſen. Indem ich mit Enthuſiasmus auf eben dieſes Genre zu ſprechen kam, gewann ich ihre Gunſt im Fluge. Außerdem erwähnte ich — was mir nicht ſchwer wurde —

ihr Töchterchen voll diskreter Verehrung, bemerkte Nuancen der duftigen Toilette, obwohl ich sie noch immer vergebens im Getümmel suchte. Den Gatten unterhielt ich von seinem Gespann, auf das er besonders stolz war und lauschte aufmerksam den Erklärungen, die er mir bezüglich der Streu und des Futters gab.

Endlich entdeckte ich Alice, umschwärmt von Offizieren und drängte mich zu ihr hinüber. Ein Leutnant vom 134. Regiment ließ alle seine Gaben vor ihr leuchten. Sein Witz war unerschöpflich, ihre Heiterkeit über alle Maßen.

„Also gnä's Fräul'n," neckte er, „ich sage Ihnen nichts weiter als die Regiments-Nummer: hundertundsieben."

„Aber ich weiß wirklich nicht, was Sie damit meinen." Dabei wollte sie sich ausschütten vor Lachen.

„Gnä's Fräul'n, mehr kann ich beim besten Willen nicht sagen."

„Ach, bitte, sagen Sie dazu nur noch ein vernünftiges Wort."

„Was, wollen gnä's Fräul'n andeuten, daß ich unvernünftig rede?"

„Ja, wenn Sie mich immer so aufziehen . . ."

Schnell stimmte ich meine Intelligenz auf diesen anmutigen Plauderton und trat dazu:

„Ach Sie allerärmstes gnä's Fräul'n, warum lassen Sie sich denn immer aufziehen?"

Einen Augenblick war Alice starr, als sie mich erblickte. Dann aber fand sie sich sogleich zurecht.

„Ah, der Herr Referendar! Wo kommen Sie denn her?"

„Ja, nicht wahr, gnä's Fräul'n, lange nicht gesehen? Wann war's doch zum letzten Male? Vor anderthalb Jahren, richtig, vor anderthalb Jahren, beim Tennis. Nein, wie gnä's Fräul'n seitdem gewachsen sind!"

Sie errötete — was ich früher noch nie an ihr bemerkt —, schämte sich dessen und ward noch röter, stand überhaupt nicht auf der Höhe dieser kritischen Begegnung. Um ihr zu helfen, nahm ich die Tanz-Karte und fragte, ob sie denn noch eine Tour für mich übrig habe.

„Aber ja," antwortete sie in höchster Verwirrung, „den Kotillon, erinnern Sie sich nicht? ich habe Ihnen doch den Kotillon schon längst versprochen; damals, vor anderthalb Jahren, beim Tennis versprach ich Ihnen den Kotillon für den nächsten Ball, wo ich Sie treffen würde."

„Ah, natürlich, damals! Wie konnte ich das nur einen Augenblick vergessen!"

Die umstehenden Herren gerieten in eifersüchtige Verwunderung. „Hm," dachten sie, „das geht wohl nicht mit rechten Dingen zu." Ich aber war ernstlich gerührt über dies Zeichen heimlicher Verehrung. Denn der Kotillon ist ja das Höchste, was eine junge Dame zu verschenken hat, und wenn er gar einem minder bekannten Herrn „aufgehoben" wird, so bedeutet das eine Auszeichnung, die auf mancherlei schließen läßt.

Einige mir bekannte Tänzer, darunter Leutnant von Fiedler traten zu uns und wechselten mit Alice Eindrücke von früheren Bällen, die für mich ohne besonderes Interesse waren. Ich verließ daher die Gruppe und konnte gerade noch beobachten, wie Alice an einer Schilderung, die Herr von Fiedler mit ungeschickt gezierten Gesten vortrug, sich

lebhaft ergötzte. Er selbst war von seinem Witze so geblendet, daß er bei jedem Satze sich den wackelnden Kneifer wieder auf seiner Nase festklemmen mußte, auf einer Nase, die — jetzt spreche ich ohne Eifersucht — lang und dick unter blöden Augen sich ausbreitete, sodaß Herr von Fiedler einem Hammel ähnlich sah. —

War ich nicht hier, um mit ihm und den anderen zu konkurrieren? Aber um wen? Doch nicht um jenes Püppchen dort in himmelblau, zwischen den übrigen, die rosa oder hellgrün waren? Als Kavalier im gleichen Tone um sie näseln, damit ich ihr gefiele? — das war nicht die Geliebte meiner Dämmerstunden, die ich mir erhalten wollte; dies aufgeputzte, leere Wesen war mir fremd, hätte mich weder jetzt noch irgend-sonstwo reizen können. Ärgerlich war es nur, daß ich die Täuschung nicht voraus gesehen hatte. Die Lasten dieses Abends, die klägliche Bemühung, hier Ersprießliches zu wirken oder zu erkunden, wäre mir erspart geblieben. Höchstens war noch zu untersuchen, ob ich nicht zwischen dieser Alice und jener anderen noch eine Brücke schlagen, etwa Erinnerung an den verbotenen Genuß der andern erwecken könnte, der dieses abgestempelte Vergnügen hier beschämen müßte. Dann würden vielleicht die mir günstigen Triebe ihrer Natur noch oberhand gewinnen. — Ach, wie solch höhnische Erwägungen mich peinigten! Wie beschämend für mich, diese Gesellschaft samt ihren Sitten als eine Macht anerkennen zu müssen, mit der man um teure Güter zu streiten gezwungen ist.

Mangels angenehmerer Zerstreuung zog ich weiter bei den Damen herum, Tanzkarten zu füllen. Meine Anreden waren voll schalkhafter Herzlichkeit, meine Conversation die

eines gutmütigen, luſtigen Burſchen. Andere Herren dagegen fand ich verſtimmt, verbittert oder gar in giftigen Auseinanderſetzungen mit Damen, die beim Engagieren „gemogelt“ hatten. Ernſte Jünglinge von Grundſatz, die ſonſt weder Gott noch Welt aus ihrer Ruhe bringen konnte, gerieten vor ſolch einer Tanzkarten-Fälſchung in bösartigen Zorn. Natürlich behaupteten die Damen, die bei derartigen Gelegenheiten niemals auf den Mund gefallen ſind, ihr Recht und leiteten den Zwiſt auf die Rivalen über, wodurch die Sache ſich oft zum Ehrenhandel ſpitzte.

Nun drehte ich mich im Tanze gleichmäßig, ohne Unterlaß wie ein Planet. Während meine Lippen heiter ſchwatzten, zog die Seele ihre Fühler ein und ſchläferte. Eine Dame nach der andern faßte ich um das Korſett. Man hätte mir ein Modell aus dem Mode-Magazin in den Arm drücken können, ich hätte die Verwechslung nicht bemerkt. Zuweilen glitten bekannte Geſichter an mir vorüber, Erich, für den beſonders naive und muntere Fräuleins ſchwärmten. Sein friſches Junker-Antlitz war krebsrot und mit Schweiß bedeckt. Trotzdem lächelte er krampfhaft weiter. Noch hielten ihn alle Mütter für die vorzüglichſte Partie. Auch Alice ſah ich mit Leutnant von Fiedler eine Tyrolienne ſpringen. Jetzt ſuchte er gewiß das Muttermal über der Mitte ihrer Wirbelſäule, um mir nachher enttäuſcht zu ſagen, daß es verſchwunden ſei. Ah, mochte er doch! Was ging mich der entblößte Nacken dieſer fremden Tänzerin dort an! Ich hätte ihn ſelbſt zum Kuſſe jetzt nicht geſchenkt genommen.

In den Pauſen begab ich mich nach der ſogenannten Drachenburg, einem Podium am Ende des Saales, wo die

älteſten und würdigſten Matronen ihre Plätze hatten. Viele kannten und liebten mich noch. Durch die Fülle meiner verſteckten Komplimente, mit denen ich die alten wie die jungen gleichmäßig köderte, hatte ich mir von jeher die Gunſt der Damen in weit höherem Maße erworben, als die der Herren, die ſchon lieber Thaten ſehen möchten.

„Nein, wie die Zeit vergeht!“ riefen ſie. „Ich habe Sie doch ſchon gekannt, als Sie noch weiße Kleidchen trugen. — Ach, und Ihr ſeliger Papa, den ſehe ich ja leibhaftig vor mir! So oft hat der mit mir auf dem Gewandhausballe getanzt! Ach, und die ſelige Mama, das war doch meine beſte Freundin; die hat Ihnen gewiß von uns erzählt?“

Bei ſolchen Monſtre-Bällen ſchwelgten ihre guten Herzen in einer Vergangenheit, deren wichtigſte Ereigniſſe Bekanntſchaften, Sommer-Reiſen und Todesfälle geweſen waren. Jetzt ruhten ſie nun auf dem erheirateten Anſehen ihrer Gatten aus, das ſich nach Staffeln des Vermögens in Verbindung mit dem Alter der Familie regelte, das Reſultat eines Lebens, deſſen Zweck dieſe ſelbſtzufriedenen Gemüter niemals bekümmert hatte.

Es wurde zur großen Quadrille geblaſen, zu der ich eine junge Millionärs-Gattin führte. Sie liebte ſchöngeiſtige Unterhaltung, ſchwärmte für Zola und Arthur Zapp, aus deren Romanen ſie mit liſtigem Augenzwinkern pikante Stellen wiedergab. Mit gleicher Zungenfertigkeit verteidigte ſie den Naturalismus wie die Pariſer Toiletten, die Rechte des freien Weibes wie die religiöſe Toleranz. Ich erwarb ihre Gunſt, indem ich ſchweigend, faſziniert an ihren Lippen hing und nur zuweilen wißbegierige Fragen ſtellte. Neben uns tanzten in einem Karré die höchſten Behörden, der

Diviſions-General, der Kreishauptmann, der Reichsgerichts-Präſident und der Rektor Magnificus. Der Letztere ſchien das Parkett nicht recht gewöhnt und wäre wohl öfters niedergebrochen, wenn ſeine dicke Partnerin in violett ihn nicht gehalten hätte. Der General, obwohl ſtruppiert auf beiden Beinen, warf ihm mit Recht mitleidige Blicke zu. Dieſes vornehmſte Karré betrachtete ſelbſt der Leipziger Patrizier mit unterwürfigen Gefühlen.

Als allgemein erſehnte Unterbrechung erſcholl der Ruf zum Speiſeſaale, wo jede Familie ihre Gäſte an eigener Tafel bewirtete und nun noch einmal allerwärts erweiſen konnte, welch reizende Mädchen, welch nette junge Leute in ihrem Hauſe verkehrten.

Dann eröffnete der Souper-Walzer von neuem zahlreiche Touren, bis endlich der Kotillon, der die letzte Stunde des Balles füllen ſollte, mich aus meinem Nerven-Schlummer rüttelte.

Alice ſtand bei ihren Eltern. Dort machte ich ihr meine Verbeugung und ſprach das: „Darf ich bitten, gnädiges Fräulein,“ worauf ſie unter gemeſſener Neigung des Hauptes mir die Hand in den Arm legte und nach dem Kreiſe von Stühlen folgte, der in der Mitte des Saales gebildet war.

„Na, wie gefall' ich dir heute?“ fragte ich ſie.

Scheu blickte ſie ſich um, ob niemand die Vertraulichkeit gehört und bat dann flüſternd:

„Nennen Sie mich ‚Sie‘ um Gotteswillen. Wenn nun jemand auf uns achtete!“

„Aber liebſte Alice, Sie ſind doch ſonſt ein tapfres Mädel.“

„O, bitte, ſagen Sie nicht ‚Alice‘, ſagen Sie nicht ‚Mädel‘. Wollen Sie mich denn durchaus kompromittieren?“

„Gnädiges Fräulein, kein Menſch verſteht uns, wenn wir leiſe reden.“

„Es iſt immerhin gefährlich. Wozu auch?“

Damit nahmen wir im Kreiſe der anderen auf unſeren Stühlen Platz. Die Unterhaltung führten wir mit halblauter Stimme weiter, ſodaß davon bei dem Getöſe und Gewirr der Stimmen nur die Bewegung unſrer Lippen zu bemerken war.

„Sie finden es alſo wirklich ſchön hier, gnädiges Fräulein?“

„Gewiß, himmliſch finde ich es.“

„Freilich himmliſcher als — bei mir.“

„Aber das iſt doch ganz was anderes. Das gehört doch gar nicht hierher.“

Sie wollte alſo nicht daran erinnert ſein. Es war thatſächlich eine Fremde hier, die, ſelbſt wenn ich allein ihr gegenüberſtand, ſich nicht rückverwandeln konnte. Und doch war es abſurd, zu denken, daß eine Beziehung zwiſchen beiden nicht beſtände. Waren es nicht dieſelben Linien des Geſichtes, dieſelben Laute, an denen ich mich berauſchte, wenn ſie mir günſtig waren? Konnte denn ſolch ein Bündel eingewurzelter Gebräuche, wie dieſes öde Bürger-Feſt ſie pflegte, ſo tückiſche, unheimliche Gewalt beſitzen, daß es ein friſches, unbefangenes Weſen in zwei zerſpaltete und noch dazu den echteren Teil erſtickte? Das eigenſinnige Begehren, trotz alledem mir dieſes Weſen ganz, in jeder Faſer, zu unterwerfen, entflammte jetzt mein Blut von neuem, und meine gottserbärmliche Liebe griff blindlings ſelbſt

nach dieſer Puppe neben mir. Die Folge war, daß mir der letzte Reſt von Ueberlegenheit verloren ging. Meine Blicke und Worte verdunkelten ſich; ſie warben nicht mehr um die Neigung der kalten Schönen, ſie bettelten. Die Stimmung zwiſchen uns ward ſchwül und das Geſpräch befangen. Mit unvernünftiger Gewalt wollte ich der Geliebten meinen Gedankengang aufdrängen, wo ich doch wußte, daß er ihr läſtig war. Sie ſträubte ſich dagegen, ſchmollte wie ein gereiztes Kind, hüllte ſich in verbittertes Schweigen.

Während deſſen wurden die verſchiedenen Tänze des Kotillons vorſchriftsmäßig abgewickelt. Ich ward zur „Taſchentuch-Tour", Alice zur „Schornſteinfeger-Tour" befohlen. Orden und Blumen wurden ausgewechſelt, ſodaß wir nur durch Zufall noch gelegentlich neben einander ſaßen. Dieſe Lage, ſtatt ſie als Erlöſung zu begrüßen, ſuchte ich, verblendet, dadurch zu umgehen, daß ich vorſchlug, uns aus dem Zirkel vorläufig zurückzuziehen, um im Schwarme der Zuſchauer deſto ungeſtörter plaudern zu können. Mit verdächtigem Uebereifer ging ſie darauf ein.

So ließen wir uns auf einem der kleinen Sofa's nieder, in der Nähe derer, die gleichfalls Unterhaltung dem Tanzen vorgezogen hatten; aber auch jetzt wollte es mir nicht gelingen, Alice gefügiger zu machen. Bald ſprach ich bittend, bald beſchwichtigend, bald zärtlich auf ſie ein, verſuchte zu erzählen, verſuchte zu ſcherzen, kurz, ich ſpielte auf allen Regiſtern die alberne Rolle des ſchlecht behandelten Galans. Kaum noch „ja" oder „nein" war aus ihr herauszubringen.

„Gnädiges Fräulein," rief ich endlich in einem gräßlichen Mischgefühl von Widerwillen und Traurigkeit, „kennen Sie mich denn überhaupt noch, gnädiges Fräulein? Oder haben Sie alles vergessen — alles?"

Darauf beißt sie die Zähnchen zusammen; um die Lippen zuckt es ein paar Mal auf und nieder; dann, ehe ich noch die Komödie ahnen kann, springt sie auf, bricht in ein abscheuliches Schluchzen aus und stürzt nach der Thür, während ich und die beobachtende Mama ihr folgen.

Der Mama wirft sie sich draußen laut weinend an den Hals und klagt auf's jämmerlichste, daß ich den Kotillon, zu dem ich sie doch engagierte, nicht mit ihr tanzen wolle, daß sie blamiert sei, daß sie nach Haus müsse und andere rätselhafte Dinge mehr.

Da war ich denn, wie man hierzulande sagt, „gehörig in's Fett-Näpfchen getreten." Die mitfühlende Mutter antwortete auf meine ratlosen Entschuldigungen nur mit sprühenden Blicken, vermochte aber wenigstens ihr Töchterchen soweit zu trösten, daß dieses, als Leutnant von Fiedler erschien und eine Tour erbat, seinen Arm ergriff, lächelnd, als wäre nichts geschehen.

„Für den Rest des Kotillons, Herr von Fiedler, bin ich noch frei."

Das waren die letzten Worte, die ich von Alice an diesem Abend hörte.

Bedeutend abgekühlt, strich ich mir mit dem Zeigefinger erst die rechte, dann die linke Hälfte meines Schnurrbarts in die Höh', verbeugte mich vor der Mama

und begab mich in die Umgebung meiner Tante, um den dort verſammelten älteren Mädchen als charmanter Plauderer den Hof zu machen.

V.

Wie ich zu dem Entſchluß der Konverſion gekommen bin? Ohne Begründung und doch nicht ohne Grund. Der Boden war bereitet. Einflüſſe, verborgene wie offenbare, trieben ihr Spiel. Wer darf ſich anmaßen, das Ergebnis all dieſer Einflüſſe, all der Triebe, denen man unterworfen iſt, ſeinen Entſchluß zu nennen! Wenn ich in meiner Entwicklung ſtöbern wollte, könnte ich vielleicht dieſen oder jenen Grund aufdecken. Von Natur mit einem Heißhunger nach Klarheit, Einheit und Kraft begabt, mit kritiſchen und polemiſchen Gelüſten erblich belaſtet, mußte mir der proteſtantiſche Glaube ſchon dadurch verleidet werden, daß die Erziehung mir ſeine Schwächen gefliſſentlich verſchwiegen und ihn mir anbefohlen hatte. Weil meine Voreltern ſich, Gott weiß aus welchen Gründen, dafür entſchieden oder entſcheiden mußten, ſollte ich verpflichtet ſein, mich ihnen anzuſchließen. Wären ſie Buddhiſten geweſen, müßte mir demnach Buddhas Lehre als Wahrheit gelten. Schon dieſer Gemeinplatz vom angeſtammten Glauben genügte, mich zu Mißtrauen und Empörung zu reizen. Hierzu trat nun die Sehnſucht, mich zu unterwerfen. Die hierarchiſchen Mächte, deren Gnadenmittel Halt und Troſt gewährten, ſollten wahrhaft über mich gebieten. Nicht zu denen mochte ich gehören, denen eine fremde Kirche beſſer behagt, als die

eigene, die aber aus uneingeſtandener Bequemlichkeit den faktiſchen Uebertritt für unerheblich halten. War doch die thatſächliche und rechtliche Zugehörigkeit zur katholiſchen Kirche gerade Bedingung und Weſen meiner Zuverſicht. Denn nur der Bekenner empfängt die Gnaden. Und dann, welche Freude, endlich einmal Gedanken in Handlung umſetzen zu können! Geſtalt, lebendiges Symbol zu finden für die armen, ſchwindſüchtigen Gedanken, die wie Proletarier zwecklos und verbittert ſich herumtreiben! Ja, es bereitet eine ſtolze Genugthuung, Demonſtration zu ſchaffen für Gedanken, die niedrig im Preiſe ſtehen, weil bei der Überproduktion niemand ihrer begehrt. Alles Handeln aber, ſelbſt wenn es dürftig ausfällt, hat den Wert der Seltenheit.

Des impulſiven Handelns war ich ganz entwöhnt. Auch dem unbedeutenſten Schritte gingen Bedenken, Zweifel, Erwägungen voraus. So wurden mir wider Willen die Einzelheiten meines nichtigen Lebens zu Ereigniſſen aufgebauſcht, die Bedeutung wahrhaft ernſter Dinge dagegen herabgedrückt. Die Sehnſucht nach der religiöſen Knechtſchaft hatte mich immer bewegt, der Entſchluß aber, ſie zu verwirklichen, ſprang eines Tages fertig hervor, unvermutet, unwiderruflich wie eine Entladung. Und kalten Blutes that ich die geſetzlichen Schritte.

Ich ſuchte meinen zuſtändigen Paſtor auf, der mir den Austritt aus der Landeskirche zu vermitteln hatte. Es war ein kleines, bewegliches Männchen von der Sorte der ſympathiſchen Eiferer, mit liſtigen Augen und jener vom übermäßigen Reden vergröberten Mundpartie, an der man den Prediger von Beruf erkennt. Er empfing mich im

unvermeidlichen Kanzelton, aber immerhin verbindlich, mit biederen Manieren.

„Herr Paſtor, ich habe Ihnen anzuzeigen, daß ich entſchloſſen bin, zur katholiſchen Kirche überzutreten.“

Sein ausdrucksvolles Geſicht legte ſich ſofort in gramvolle Falten. Er bot mir die Sofaecke an und ſagte nach einer Pauſe:

„Wollen Sie mir, bitte, die Gründe nennen.“

Offiziell hätte ich ihm angeben können, daß die Gründe dunkel und kaum vollſtändig aufzuzählen ſeien. Da er ſich indes perſönlich zu intereſſieren ſchien, ſo ſuchte ich alle Schwierigkeiten zu umgehen, indem ich einfach antwortete:

„Der katholiſche Glaube flößt mir höhere Achtung ein. Ich möchte das mit der Konverſion zum Ausdruck bringen.“

Höflicher konnte ich mich nicht faſſen. Aber er fühlte ſich doch ſchon ein wenig in ſeiner Vertreter-Stellung gekränkt.

„Das verſtehe ich nicht,“ ſagte er, „weshalb höhere Achtung?“

„Aus allen dogmatiſchen, hiſtoriſchen, pſychologiſchen Gründen. Es würde zu weit führen, die näher zu erörtern. Für das Protokoll genügt ja meine Antwort.“

„Aber Sie werden ſich doch meinen Gegengründen nicht verſchließen wollen?“

„Die kenne ich bereits, Herr Paſtor. Dagegen giebt es wieder katholiſche Repliken und gegen dieſe proteſtantiſche Dupliken und ſo weiter. Darüber könnten wir ſtreiten bis an's Ende der theologiſchen Wiſſenſchaft.“

„Wie wollen Sie ſich aber eine Ueberzeugung bilden?“

„Pardon, Herr Paſtor, das will ich nicht. Ich habe kein Vertrauen zu ſolch' einer ſelbſtgebildeten Ueberzeugung."

„Das Vertrauen werden Sie erlangen, wenn Sie mit Gottes Hilfe redlich forſchen."

„Gottes Hilfe und redliche Forſchung nimmt jede Religion für ſich in Anſpruch."

„Und in der katholiſchen meinen Sie die Wahrheit gefunden zu haben?"

„Ich glaube an keine Wahrheit, Herr Paſtor. Ich glaube nur an Befehle."

„Wie wollen Sie dann an das Dogma glauben?"

„Indem ich gehorche, Herr Paſtor."

Verwundert, faſt erſchrocken ſtarrte er mich an. Endlich ſagte er leiſe:

„Sie armer Menſch!" Ein boshaftes und kluges Wort, wie man es ſelten von Paſtoren hört.

Nun erkannte er auch, daß ſeine Bekehrungsverſuche fruchtlos waren. Mit kalter Würde, aus der zu meinem Bedauern perſönliche Gereiztheit ſprach, nahm er das Protokoll für's Konſiſtorium auf. Als Grund des Übertrittes gab er nun doch irrtümlich die „Überzeung von der Wahrheit katholiſchen Glaubens" an. Die Begriffe ſteckten ihm einmal im Blut. Ich ließ es ſtehen, wie es da ſtand und unterſchrieb. Was ging mich das Protokoll für's hohe Konſiſtorium an!

Endlich gab mir der Herr Paſtor für die einmonatliche „Prüfungszeit" noch die üblichen Wünſche mit. Sein Abſchiedsgruß aber war emphatiſch finſter. Er ſchmollte wie ein Kind. Freilich war zu bedenken, daß ſolch ein ehrlicher Dogmatikus mit ſeiner „Ueberzeugung" allzu eng

verwachsen ist, um deren Ablehnung nicht auch persönlich zu empfinden.

In den vier Wochen, die nun folgten, sammelte ich die kärglichen Überreste all der Verehrung und Zärtlichkeit, die mich einstmals für das Göttliche entflammten. Mein letztes seelisches Vermögen, eine überreizte, eigensinnige Energie, stellte ich in den Dienst des Idols: mich aufzulösen für die Wiedergeburt im Glauben. Und bald ergab sich, daß meine ganze bisherige Vorstellungs-Welt, jede einzelne Anschauung, meine Art zu denken, zu fühlen, zu reden, von Grund aus umgestürzt werden mußte. Wonach mich verlangte, mußte ich entbehren, was mir zuwider gewesen, nun täglich pflegen. Aber gerade das war es ja, was ich ersehnte: Die Verneinung des Bestehenden, vor allem in mir selbst. Das war nicht schwer für einen, dem jede Meinung gleichgiltig, unmaßgeblich, zweifelhaft erschien. Lästig ward es nur dann, wenn der Geschmack dazwischen kam, der selbst den Zweifler tyrannisiert. Banalitäten, die man seit lange keines Blickes mehr gewürdigt hat, nun wieder ehrfürchtig als Weisheit hinzunehmen, Sprüchwörter und gute Lehren nachzustammeln, das ist das häßlichste solch einer frommen Kur. Auch die fast vergessenen Imperative der Ethik mußte ich wieder als ewige Gesetze ehren und befolgen. Und obwohl mein Lebenswandel noch ganz erträglich war und ich selten genug mit der landesüblichen Moral in auffälligen Widerspruch geriet, kam es mir doch wie eine Farce vor, daß sie nun wieder Richtschnur werden sollte. Doch es gelang gleich allen anderen Zumutungen, die ich meiner gefügigen Psyche stellte. Die Annahme des gesamten katholischen Glaubens

durch den einen Willensakt, den Gehorsam, vollzog sich rasch und überwältigend. Wie der Sieger von der verlassenen Burg, so nahm der Glaubenswille Besitz von meinem leeren Herzen. Sein durchgreifender Einfluß, seine Vorstellungen und Gebote erstickten hinfort alle widerspenstigen Triebe. Ja, die Logik und der wackre Menschenverstand bäumten sich wohl zuweilen noch gegen den heiligen Mythos auf, der ihnen Wahnsinn schien. Dreieinigkeit, Erlösungswerk und Wunderglaube, Reliquien- und Heiligenkult, wie ging das alles dem wohlerzogenen Gehirn so bitter ein! Doch war mir's eine Lust, dies undankbarste der Organe mit ärgstem Widersinne zu mißhandeln. Da ward Unsinn Vernunft — was lag auch daran, wenn Unsinn sich hilfreich erwies und in der Ewigkeit das letzte Wort behielt!

Immer von neuem nahm ich die starren Glaubenssätze vor, sagte ja und Amen dazu und prägte sie mir ein, blind, willig wie ein Kind, das sein gebotenes Pensum lernt, ohne daran zu deuten und zu mäkeln. Was da für eigentümliche Dinge auch behauptet wurden, ich nahm sie unbesehen als Wahrheit an; ich lauschte auf die Lehren der erprobten Kirchenväter und richtete meinen Wandel darnach ein. Versprach mir doch allein schon die Veränderung meiner schal gewordenen Sitten frische Kraft. —

Und zwischendurch fast stündlich die Gebete: bald die pflichtgemäßen, wohlgefügten Litaneien der Breviere, bald ein spontanes Betteln um Kraft und Gnade, dann wieder alte Lieder und Betrachtungen, unterbrochen von Klagen und Seufzern der forcierten Reue und Ave Maria's in unzähliger Menge.

Wenn nun auch dieſe Kaſteiungen meine Natur nicht umzuwandeln vermochten, mir Kinderſinn und Herzensgüte nach wie vor verloren blieben, ſo erwies ich mich doch als eifriger Chriſt den ſtrengſten Anforderungen gewachſen. Die letzten Beziehungen, die mich mit der verbotenen Weltluſt noch verknüpften, wurden abgebrochen, ſündiges gemieden, ſelbſt der lockere Verkehrston gründlicher Reinigung unterworfen. Ausſprüche und Scherze, ſoweit ſie geiſtigen Wert beſaßen, verſtießen meiſtens gegen irgend eine Vorſchrift. Am beſten war's daher, mir jeden eigenen Gedanken abzugewöhnen und eine Verdumpfung zu züchten, die wenigſtens erlaubt und, wenn ſie ſich mit Andacht paarte, Gott wohlgefällig war.

So empfahl es ſich, die wenigen Freunde noch mehr zu meiden, oder wenn ich doch mit ihnen zuſammentraf, in mir den alten Adam ſtreng zu überwachen. Sehr zu ſtatten kam mir das letzte Erlebnis mit Alice, die mich ſo bitter enttäuſchte, daß ich mich ſchon ernüchtert glaubte. Sie hatte nichts wieder von ſich hören laſſen. Bisweilen litt ich darunter, aber der kraſſe Umſchwung meines Innenlebens drängte die Erinnerung an ſie zurück. Ich kannte mich zu gut, um nicht zu wiſſen, daß ich ihrer noch ſehr bedurfte. Dieſe gefährlichen Kämpfe ſollten jedoch jetzt vermieden werden. Später erſt würde ſich die ſittliche Kraft einſtellen, auch hierin zu überwinden.

Einſame Spaziergänge traten jetzt an Stelle meiner Morgen-Träumereien. Ich wollte den Naturgenuß lernen, der ja auch von der Geiſtlichkeit als wohlthätig und läuternd empfohlen wird. Man ſoll „die Größe Gottes in der Natur bewundern", „den Schöpfer in ſeinen Werken

loben.“ Den Satz, daß jedes Ding einen persönlichen und bewußten Urheber haben müsse, daß also der Schöpfer aus dieser Natur zu folgern sei, diesen Satz als selbstverständliche Wahrheit hinzunehmen, ward mir sauer, aber schließlich brachte ich auch ihn kopfschüttelnd unter. Nicht weniger strengte mich die geforderte Bewunderung an. Hier that ich mir wieder einmal ehrlich leid. Denn mit dieser Art von Übersättigung verkümmert bereits die Fähigkeit überhaupt noch zu empfinden. Wer sich der Freude am Künstlichen und Künstlerischen maßlos ergiebt, wird bald der Natur, selbst wenn er möchte, nichts mehr abgewinnen. So sehr Böcklinsche Schluchten mich entzückten, am Wege gefunden würden sie mir kaum aufgefallen sein. Die Vorstellung allein, daß sie natürlich wären, hätten meine Teilnahme ertötet. Nur bizarre Kleinigkeiten konnten mich noch fesseln, das Zittern der Gräser oder eine verkrüppelte Blüte. Auch auf die Laute horchte ich gern, die niemand nachzubilden versteht, auf das Rauschen der Bäume und das Vogel-Gezwitscher. Meine Gedanken stockten dabei, und das that mir wohl. Wenn ich dann heimwärts ging, prüfte ich mich auf religiösen Zuwachs. Doch war die Ausbeute niemals groß. Nur konnte ich, wenn ich jetzt mich fragte: „wozu arbeitest du auf dem Gericht?“ getrost antworten: „zu Gottes Ehre.“

Einmal, in den ersten Tagen des April, trieb es mich, Esther wieder aufzusuchen. Bei ihr war es immer so traulich und feiertags-froh, daß man aufatmete von Schwierigkeiten und gesündere Hoffnungen schöpfte. Wer vor sich selber flüchtete, wußte sich dort willkommen; wer sich verabscheute, empfing dort Liebe. Dort wurden Rätsel

gelöst, Auswege beraten; arme Herzen wurden dort gespeist, mit Geduld und Treue und zärtlichem Verstehen. Es konnte wohl nicht Sünde sein, diese Gemeinschaft weiterhin zu pflegen. Kannten mich doch die Ungläubigen zu gut, um mich meinen frommen Entschließungen abwendig zu machen.

Als ich eintrat, sah ich Esther inmitten einer Schar von Kindern am Boden sitzen. Auf dem Schoße hatte sie eine Mappe mit Holzschnitt-Bildern, die sie herumzeigte und erklärte. Knaben und Mädchen beugten sich eifrig darüber, Einige blätterten selbstständig in illustrierten Werken, andere spielten mit Baukästen oder formten Figuren aus Thon oder nahmen auch nur an den Gesprächen und Scherzen teil, die Esther unermüdlich anregte und leitete. Es wurde viel gelacht, aber auch viel gestritten und erzählt. Dabei schienen sich alle prächtig zu vertragen; ja, die jüngsten und die ärmlichen mit abgeschabten Röckchen wurden von ihren Kameraden mit besonderer Freundlichkeit ausgezeichnet. Sie lagen in der Mitte, wurden geliebkost und ehrfürchtig bedient. Ich erinnerte mich, dies drollige Bild hier schon einmal erlebt zu haben: es waren Esther's Dissidenten-Kinder.

Zusammen mit Doktor Tönnies, der in einer anderen Ecke des Zimmers vor Schülern und Schülerinnen leidenschaftlich agierte, hatte Esther ein paar Stunden wöchentlich festgesetzt, in denen sie Kinder zwischen zehn und vierzehn Jahren zum unentgeltlichen Unterricht bei sich aufnahm. Die Idee stammte von Dimitri Teniawsky. Er hatte Adressen von Eltern, die bereit dazu waren, angegeben. Er schlug auch Plan und Ziele des Unterrichts vor und beschaffte das erforderliche Material.

Die Kinder kamen regelmäßig und pünklich. Denn ihr Aufenthalt in Esthers behaglichem Heim glich so gar nicht der Schule, in der sie geplagt und gescholten wurden. Hier klangen alle Lehren wie munteres Gespräch. Hier gab es Bilder, die sie still betrachten und Musik, der sie nur träumend zuzuhören brauchten. Gehen und liegen durften sie, wie sie wollten. Wenn man sie ansprach, so war es kein Befehl, sondern ein Entgegenkommen, aus dem sie die persönliche Teilnahme wohl zu erkennen wußten. Am meisten aber wurden sie von der Lehre selbst gefesselt, von der leichten und doch eindringlichen Art des Vortrags. Da waren die Lehrer eins mit ihrer Rede, ganz durchdrungen von Wert und Wirkung jedes Satzes. All ihr Dichten und Trachten, die Liebe und der Groll, die Zuversicht, die diese beiden versonnenen Menschen lange in sich reifen ließen, schäumte nun hervor in heißen, überzeugten Worten.

Ein paar Jungens, die mich von früher her kannten, sprangen mir entgegen und begrüßten mich mit vergnügtem Geschrei. Esther streckte mir von ihrem bequemen Sitze aus die Hand entgegen und wies auf den Lehrstuhl an der Wand. Tönnies nickte nur zerstreut mit dem Kopfe. Er war tief in der Weltgeschichte drin, die er, wie ich bald herausbekam, als eine Entwicklung vom Despotismus der Massen zur Freiheit des Einzelnen behandelte.

„Nun, was ist denn Freiheit?“ rief ich einem der älteren Jungens zu.

„Wenn die Anderen mich nicht zwingen können, dann bin ich frei.“

„Die Anderen sind aber immer stärker als du?“

„Nein, wenn ich mich mit Genoſſen verbinde, die klug und mutig ſind, ziehen ſich die Anderen ſchon zurück.“

„Wer ſollen die Anderen eigentlich ſein?“

„Die mich zu irgend etwas zwingen wollen, das ſind eben immer die Anderen.“

„Wenn du nun aber jemandem etwas verſprochen haſt, zum Beiſpiel: eine Arbeit zu übernehmen, dann muß er oder eine Behörde dich doch dazu zwingen dürfen?“

„Natürlich; aber wenn ich etwas verſpreche, zwinge ich mich ſchon ſelbſt.“

Tönnies wurde aufmerkſam und rief den Knaben zu ſich.

„Von dem dort,“ ſprach er, auf mich deutend, „darfſt du dich nicht irre machen laſſen. Das iſt ein lieber Kerl, aber er hat immer unrecht.“

„Iſt das wahr?“ fragte mich treuherzig der Junge.

„Kann ſchon ſein,“ gab ich zur Antwort.

„Oh, warum?“

„Weil er mehr tot als lebendig iſt,“ ſagte Tönnies und nahm ſeinen Vortrag wieder auf.

Mehrere Kinder blickten ſich nach mir um, als ob es ſie intereſſierte, einen Sterbenden zu ſehen. Ein Zwillingspaar kam auf mich zu. Das Mädchen flüſterte ihrem Bruder etwas in's Ohr. Der ſah mich mit großen traurigen Augen lange an und ſagte endlich:

„Wirſt du geſund werden, armer Juſt?“

„Ja, ſpäter vielleicht, wenn ihr groß geworden ſeid.“ Mir waren von dieſem Kinder-Mitleid die Thränen nahe. Ich legte den Arm um den Knaben, das Schweſterchen nahm ich auf meinen Schoß und plauderte mit ihnen über das, was ſie werden wollten.

Esther und Tönnies hatten es ihnen angethan mit ihrer Kunst. Sie wollten dasselbe wirken, er als Lehrer, sie als Lehrerin. Alle Kinder sollten ganz vernarrt in sie sein. Viel wissen, meinten sie, sei nicht so nötig, aber alles, was sie wüßten, das sollten die Kinder auch erfahren. „Vor allem müssen sie tapfer und lustig bleiben," sagte der Knabe; „die Faulheit möcht ich austreiben können und die Feigheit!" „Und ganz von selber muß alles gelingen," fügte das Mädchen hinzu, „ohne daß sie merken, was ihnen geschieht."

Und ich bestätigte:

„Ja, Kinder, ja, so muß es werden!"

Doch im stillen empfand ich schmerzlich lächelnden Widerspruch. Mir bangte vor der Zukunft dieser Kleinen, vor den Enttäuschungen, den Verfolgungen, die sie erleiden mußten, wenn sie den edelsten Besitz behaupten wollten. Während ich mit ihren zarten Händen, mit den blonden Locken spielte, erblickte ich, der Seher aller Finsternisse, den Mann im Gefängnis und das Weib betrogen, das Schicksal derer, die freiheitsdurstig und voll Vertrauen sind. — — — — — — — — — — — — — —

Nach beendigtem Unterricht rief Esther ihren Bruder herbei. Mit raschen, sicheren Schritten kam er daher und sang sich ein Liedchen zu lustiger Melodie:

„Der Winter mit seiner Not
ist nun vergangen,
wunderbar hangen
die Blumen rot . . ."

Ihm nach flog ein zahmer Cardinal, setzte sich auf seine Schulter und pfiff. Gottfried sah frischer aus denn je.

Seine Augen blickten klar und munter. Am Fenster ließ er sich nieder und betrachtete durch die Scheiben aufmerksam zwei Katzen, die draußen, auf dem keimenden Rasen, mit einander spielten.

Tönnies fragte, ob ich nicht mit Gottfried tauschen möchte. Unbedenklich antwortete ich: „Ja!"

„Er ist so immer noch besser," sprach er „als fromm!"

„Das darf ich Ihnen jetzt nicht mehr zugeben, Tönnies. Gott schenkt seinen Frieden so oder so."

„Gottfrieds Frieden ist nicht Gottes Frieden," scherzte Tönnies mit einer sehr traurigen Miene.

„Gottfried ist Gott!" rief der Geisteskranke dazwischen und lachte. „Und du bist Gott," sprach er zum Cardinal, „gelt, du bist Gott?" Der Vogel sprang auf seinen Finger, schlug mit den roten Flügeln und pfiff. „Ihr seid Gott," rief der Geisteskranke uns zu, „alles ist Gott!" Und sein Gelächter wollte kein Ende nehmen.

„Ja, du hast recht, mein Junge," beruhigte ihn Esther, uns aber bat sie, nur leise zu reden von solchen Dingen. „Übrigens," fügte sie hinzu, „am besten gar nicht von dem, was doch keiner vom andern versteht. Vielleicht ist solche Selbsterniedrigung der beste Weg zu neuen Kräften."

Tönnies schüttelte unmutig seinen schweren Lockenkopf:

„Nein, wem einmal vom Priester die Flügel beschnitten worden sind, dem wachsen sie im ganzen Leben nicht wieder. Entschuldigen Sie, Just, aber aus Ihnen hätte was werden können, wenn Sie hundert Jahre früher zur Welt gekommen wären."

„Dann wäre ich romantischer Dichter oder Jacobiner geworden. Ist das was Schöneres?"

„Keineswegs. Aber an Ihre Sache hätten Sie geglaubt und wären Ihres Lebens froh geworden. Ich bin doch gewiß ein Mann, der an die Wand gedrückt wird wie nur irgend einer, aber von meinem relativen Werte bin ich felsenfest überzeugt. Ich glaube sogar, daß ich für die Zeit, die nun nächstens anbricht, absolut notwendig bin."

„Sagen Sie, Esther," fragte ich, „bricht sie wirklich an, die Zeit?"

Da nahm sie meine beiden Hände und umklammerte sie wie beschwörend. Ihre schönen, finsteren Augen flammten auf in begeisterter Zuversicht:

„Ja und tausendmal ja! Glauben Sie, glauben Sie doch nur daran! Warten Sie eine kleine Weile noch und Sie werden die Zeit mit Händen greifen — Ihre Zeit!"

Einen Augenblick war mir, als müßte ich mich von ihr bezwingen lassen. Dann aber sprach ich mit dem alten Zweifler-Lächeln:

„Ich glaube an Gott!"

Sie stieß meine Hände von sich. Um dieser Bewegung willen begann ich sie zu lieben.

Teuer und wert war sie mir stets gewesen; um sie sinnlich zu betrachten, nahm ich sie viel zu ernst; was mir jetzt aufstieg, war vielmehr der Wunsch jener engen, geistigen Vereinigung, die auch der Gipfel innigster Freundschaft ist, bei der man sich sehnt, die eigene Seele ganz dahin zu geben, die andere dafür ganz in sich aufzunehmen, sich psychisch aufzusaugen zu gegenseitigem höchsten Gewinn. Ewig sollte Esther meine Hände halten, den Segen ihres Gemütes in mich überströmen, von mir aber inne werden, daß auch in meinem Wesen noch Kräfte verborgen lägen,

keimfähig und thatenschwanger, die einst lebendig werden könnten, vereint mit den ihrigen und zu ihrer Genugthuung. Das deutete auf eine neue Art von Liebe, daß Blut und Nerven hier unbeteiligt waren und doch eine leidenschaftliche Hoffnung mich bewegte, die Wärme ausstrahlte und ermutigend schimmerte wie ein Leuchtfeuer im Nebel. —

Dimitri Teniawsky steckte den Kopf zur Thür herein:

„Der Schulinspektor!“ meldete er sich mit Persiflage an. Dann schob er den langen Körper hinterdrein und begrüßte jeden einzelnen umständlich und ausdrucksvoll. Man sah ihn schon nicht mehr anders, als in der vergnügt betriebsamen Laune, mit der der Geschäftsmann zur Weihnachtszeit schmunzelt: ‚Mein Weizen blüht!‘

Er bedauerte, die Kinder nicht mehr angetroffen zu haben, mit denen er gern plauderte, um sich persönlich von ihren Fortschritten zu überzeugen, vor allem auch zu hören, wie sie sprächen; denn er hielt darauf, daß alle gewandt und fließend reden lernten und schon frühzeitig Dialektik übten, die er als Grundlage jeder Agitation betrachtete.

Aus den Taschen seiner Joppe zog er nun allerhand Manuskripte hervor; wie sich schließlich herausstellte, einen verbesserten Lehrplan und den Entwurf seines socialen Katechismus.

„Wenn's euch recht ist,“ sagte er, „beraten wir die Sachen gleich 'mal durch und zwar zunächst das Heftchen mit der ‚Gesellschaftslehre‘, dann den Abriß von den ‚geltenden Rechten‘, den ich, wie ihr sehen werdet, ganz ausreichend populariſiert habe, den Lehrplan endlich zuletzt. — Mit den Sozi's bin ich über die Abänderungen

endlich noch einig geworden. Natürlich wollten sie durchaus ein paar ihrer altruistischen Redensarten drin haben, womöglich Konstruktionen von Marx, Verstaatlichungs-Wünsche und dergleichen. Das ist nun glücklich alles noch weggeblieben. — In einer Beziehung aber sind wir uns sehr lebhaft entgegen gekommen. Darum möchte ich euch nun zugleich im Namen der Herren dringend bitten: der Unterricht soll scharf polemisch geführt werden! Die Kinder sollen keinen Augenblick vergessen, daß die Anschauungen, in die wir sie einführen, grundsätzlich verschieden und unversöhnlich sind mit denen, für die man sie in der öffentlichen Schule dressieren will. Und ferner: die Überzeugung von der Unmöglichkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung muß nicht nur ihren Intellekt ganz ausfüllen, sondern auch so stark als möglich Empfindungs-Sache werden, das heißt also Begeisterung und andererseits Haß. Wenn die Jungens dann in's Gymnasium kommen, und die Mädchen in ihr Lyceum, dringt gewöhnlich so viel fremdartiges auf sie ein — gelegentlich sind dort auch geschicktere Lehrer vorhanden —, daß ihre Widerstandskraft schon vollkommen entwickelt sein muß. Einer oder der andere wird ohnehin umfallen. — Was nun die kurzgefaßte Rechtslehre anlangt, so muß selbstverständlich vor der geringsten Übertretung der nun einmal geltenden Strafgesetze gewarnt werden. Die Lücken sind da jedem klügeren Kinde so offensichtlich, daß die Umgehung an der richtigen Stelle sich von selbst ergiebt. —"

Die einzelnen Abschnitte wurden darauf durchgesprochen. Wir saßen bei dieser fanatisierenden Arbeit bis spät in die Nacht.

All meine guten Vorsätze vergaß ich darüber. Erst auf dem Heimweg kam es mir so vor, als ob ich in diesen Stunden gegen manches Gebot meiner christlichen Ethik verstoßen hätte.

* * *

Vier Wochen nach meiner Abmeldung beim protestantischen Geistlichen stand ich im Arbeitszimmer des katholischen, um mich für dessen Glauben anzumelden. Eine ziemliche Weile mußte ich warten, was heiligem Enthusiasmus bekanntermaßen nie zuträglich ist. Die Umgebung, in der ich mich sah, that das übrige, mich zu ernüchtern. Ein fader Geruch von Schweinefleisch mit Sauerkraut erfüllte Korridor und Stuben. Von der Küche her drang Tellergeklirr und das Keifen einer Magd. Das Arbeitszimmer selbst hatte viel von einem Bureau: Register standen an den Wänden, Fahrpläne und Verordnungsblätter lagen umher, auf dem Schreibtisch breitete sich eine riesige Steuer-Liste aus. Stahlstiche, die Szenen aus dem neuen Testament darstellten, und ein geschnitztes Kruzifix konnten den amtlichen Charakter des Ganzen nicht verwischen.

Endlich erschien der Herr Pfarrer, eine Grützner'sche Gestalt, wohlbeleibt, jovial, mit rotem Apoplektiker-Gesicht. Offenbar hatte ich ihn im Mittagsschlaf gestört; denn er strich sich noch die Haare aus der Stirn, blinzelte mit den Äuglein und unterdrückte ein Gähnen.

Als ich ihm den Zweck meines Besuches nannte, blickte er mich verwundert und etwas mißtrauisch von der Seite an. Die Verwunderung stieg, als er vernahm, daß ich

„aus Überzeugung“ übertreten wolle. Der Entlassungsschein sei noch nicht eingetroffen, meinte er zweifelnd. Ich beruhigte ihn: er müsse in diesen Tagen eintreffen. Meinen endgiltigen Entschluß hätte ich bereits gestern dem protestantischen Pfarrer mitgeteilt. Nun fand er sich allmählich in die Situation und fragte, ob ich etwa in meiner Familie auf Widerstand stoßen würde oder sonst von irgend einer Seite Schwierigkeiten zu erwarten seien. — „Nein, auf keiner Seite.“ Eltern und Geschwister besäße ich nicht mehr. — „So, so; das ist gut, das ist gut,“ meinte er befriedigt und ließ sich nunmehr auf die geschäftlichen Einzelheiten ein.

„Ja, da müssen wir wohl den Unterricht vornehmen,“ sagte er, indem er sich nachdenklich die Nase rieb.

Die Vorbereitungsstunden wurden also festgelegt, jeden Abend von acht bis neun Uhr. Dabei glaubte er, in sechs Wochen voraussichtlich fertig zu werden. Anzuschaffen seien der „kleine Katechismus Romanus“ und ein „Lehrbuch der katholischen Religion für die Gymnasien in Bayern“.

Darauf sah er nach der Uhr, entschuldigte sich, weil er notwendig hinüber müsse nach der Schule, und hoffte, mich abends acht Uhr wiederzusehen. Indem er noch eilig murmelte, der Herr möge meinen Eingang segnen, oder dergleichen, entließ er mich unter wohlwollendem Händedruck.

So wurde denn der Unterricht in der vorgeschriebenen Zeit abgewickelt wie ein apologetisches Praktikum. In weiser Selbstbeschränkung unterließ es mein Pfarrer, mir Empfindungen zu suggerieren, er beschränkte sich vielmehr darauf, an der Hand jener leichtfaßlichen Lehrbücher mir die Glaubenssätze vorzutragen und sich zu erkundigen, ob

mir etwas unklar geblieben wäre, worauf ich die Einwendungen der Philosophen und Naturforscher brachte, die er dann wiederum mit den bekannten Repliken zu entkräften suchte. Hierauf schwieg ich, und wir gingen zum nächsten Paragraphen über.

Beim besten Willen konnte ich jedoch nicht dazu gelangen, die Argumente der Theologen stichhaltiger zu finden; sie erschienen mir im Gegenteil häufig wie Ausflüchte, schwächlich oder gar absurd. Gleichwohl prägte ich den Stoff meinem widerwilligen Gedächtnis ein. Kam es doch jetzt nur darauf an, zu glauben, nicht zu verstehen. Auch bemerkte ich, daß hartnäckige Einwände meinen Pfarrer nervös machten. Zwar wußte er auf alles seine Antwort, aber bei komplizierten Gedankengängen kamen doch mitunter kleine logische Lapsus vor; der Schweiß brach ihm dann aus, und überdies ging Zeit damit verloren.

Diese Vorbereitung auf den heiligen Glaubenseid und die Sakramente beeinflußte daher meinen eigentlichen religiösen Zustand nur wenig. Derselbe wurde keineswegs dadurch gefördert, sondern schien sich eher zu vergröbern; er wurde bequemer und näherte sich bereits der Gewohnheit. Dies schloß indes nicht aus, daß Zweifel mich überfielen und Regungen irdischer Gesundheit mich von der Askese abzulenken suchten.

Allmählich stellte sich heraus, daß meine Liebe zu Gott um so inniger war, je mehr ich mich meiner Feigheit und Erbärmlichkeit ergab, daß dagegen Augenblicke kamen, in denen ich meinen Glauben widerwärtig finden und hassen konnte. In eben diesen Augenblicken wollte es mir scheinen, als ob es doch noch edle, lebenswerte Güter

gäbe, Güter und Herrlichkeiten von dieſer Welt . . . . . Solche Vermutungen konnten mich in meiner Sehnſucht nach Frieden faſt irre machen.

VI.

Am Südende der Stadt hatte Dimitri Teniawsky ein par Räume gemietet, in denen er während der Frühſtunden allerhand Korreſpondenzen und Geſchäfte erledigte. Nach unſerer letzten Zuſammenkunft bei Eſther forderte er mich auf, ihm doch an Stelle meines Spazierganges gelegentlich dort guten Morgen zu ſagen und den Thee mit ihm zu trinken. Denn abgeſehen vom gemeinſchaftlichen Mittagsmahl, ſahen wir uns faſt nie.

Eines Tages, es war nach ſechs Uhr, ſtieg ich hinauf. Aber gleich das erſte Mal ſchien ich ungelegen zu kommen: auf mein klingeln hin fixierte er mich zuvor durch das Guckloch der Flurthür und zögerte mit dem öffnen. Endlich aber hieß er mich doch willkommen und führte mich in eine kahle Arbeitsſtätte, die kaum mehr als einen roh gezimmerten Tiſch, Stühle und ein Wand-Regal enthielt.

Ein Mann, dem Äußeren nach abgeriſſen und kränklich, ſprang bei meinem Eintritt unter allen Zeichen der Furcht und Verlegenheit beiſeite.

„Thatſächlich ein Gerichtsbeamter!“ rief ihm Dimitri lächelnd zu, beruhigte ihn dann aber, indem er mich als „Genoſſen“ vorſtellte. Zu mir gewendet ſagte er nur:

„Eine verbotene Exiſtenz!“

Darauf ſchob er mir ein Glas hin.

„Hier haſt du vorläufig einen Grog, und nun entſchuldige noch zehn Minuten, bis ich unſrem Freund ſeine Papiere geordnet habe.“ Damit ſah er verſchiedene ſchmutzige Briefe durch und ſetzte ſich endlich ſelbſt noch an die Schreibmaſchine.

„Ja, es iſt, glaub' ich, das beſte,“ ſagte er dann wieder zu dem Fremden, „wenn wir Sie ſofort abſchieben. Sechs Uhr fünfundvierzig geht der Schnellzug über München nach Verona. Den können Sie gerade noch benutzen . . .“

„Aber da komm' ich ja eben her!“ unterbrach ihn der Fremde verzweifelt.

„Gerade deshalb! — Dort werden Sie nicht mehr geſucht. Schnell, ziehen Sie ſich um, den Anzug dürfen Sie behalten —, raſieren Sie ſich das Kinn und hier, wenn Sie wollen, können Sie ſogar die ſchönen, blonden Koteletten bräunlich färben.“

Schweigend machte ſich der Fremde an die Umgeſtaltung ſeiner verdächtigen Figur.

„In Verona,“ fuhr Dimitri fort, „ſteigen Sie um nach Turin und dort werden Sie wohl wiſſen, wohin Sie ſich zu wenden haben. Aber dann kommen Sie mir nicht wieder und ſagen Sie auch gefälligſt Ihren Freunden, daß ich nicht das geringſte mehr von ihnen hören will! Ich habe den Pariſer Revers unterſchrieben und bin damit alle Verpflichtungen losgeworden.“

Er verſchloß die Briefe zuſammen in einem großen Kouvert, legte eine Banknote darauf und übergab ihm beides:

„Hier, nehmen Sie! — Wenn das Central-Comitee will, kann es mir die Summe erſetzen; wird ſie aber wohl

nicht anerkennen, denke ich. — Und nun müssen wir eilen, daß wir rechtzeitig zum Bahnhof kommen. — Just, willst du uns begleiten?"

Ich war einverstanden, und wir gingen.

Der Verfolgte warf mir noch immer argwöhnische Blicke zu.

„Sind Sie wirklich Genosse?" fragte er, „Genosse von Dimitri Teniawsky?"

„Nein," erwiderte ich, „vorläufig noch nicht . . ."

„Eigentlich doch wohl," bemerkte Dimitri mit listigem Augenzwinkern.

„Wieso?"

„Weil ich das unverschämteste Vertrauen zu dir habe. Und das beweist für mein Gefühl die Übereinstimmung."

Da wagte ich nicht zu widersprechen. Dimitris Meinung wollte mir fast schmeicheln. Oder sollte sie mir Ermutigung bedeuten?

Der Heimatlose aber, der nun von neuem seine gefährliche Wanderschaft antreten sollte, ließ noch einmal seinem Ingrimm freien Lauf.

„Nun, mein Herr Gerichtsbeamter," rief er mich flüsternd an, „vielleicht sehen wir uns schon heute Abend wieder, wenn Ihre Gensdarmen mich eingefangen haben. Dann werden Sie mich doch wohl verhören und einsperren lassen. Aber das sage ich Ihnen jetzt schon: ich bin unschuldig gewesen bis zu dem Tage, wo die Hetze losging. Nur weil mein Name mit auf der Liste gestanden hat, haben sie mir wollen den Prozeß machen. Und wie ich davon gegangen bin, haben sie meine Frau in's Arbeitshaus gesteckt und meine Kinder haben sie weggebracht, irgendwohin;

Digitized by Google

daß ich sie nicht wiederfinden soll. Dann haben sie mich durch alle Länder gehetzt, ausgewiesen und eingesperrt und wieder ausgewiesen. Nichts haben sie mir nachweisen können. Nur weil sie sich nicht sicher fühlen, dichten sie einem schon das allerschlimmste an. Und das sollen sie nun haben, wenn sie's nicht besser wollen, die Schufte! Für mich ist jetzt doch nichts mehr zu verlieren. Jetzt wart' ich nur auf die beste Gelegenheit, dann kratz' ich ab mit meinem Luder-Leben. Aber nicht allein! Darauf könnt ihr euch verlassen. Nicht allein! Wenn's so weit ist, dann muß noch jemand mit! So jemand von Bedeutung, der's verdient und dem wir's alle wünschen!"

„Schweigen Sie!" unterbrach ihn Dimitri. „Das sind alles thörichte Gedanken, die uns nichts angehen. Was Sie thun, ist Ihre Sache; aber bilden Sie sich nicht ein, daß Sie unsrer Sache damit helfen. Hitzköpfe können wir nicht brauchen Die gehen am besten ihren Weg allein."

„Wir sind schon noch genug für uns."

„Um so schlimmer!" erwiderte Dimitri.

Schweigend setzten wir darauf unseren Weg fort, bis wir am Bahnhof waren.

Unser Schützling wurde nach einem Coupé zweiter Klasse gebracht, benahm sich dort sehr unbefangen und korrekt und machte ganz den Eindruck eines wohlsituierten Fabrikanten, der zur Erholung nach dem Süden reist.

Wiederholt drückte er noch Dimitri fast zärtlich beide Hände und sagte leise:

„Teniawsky, ich danke Ihnen. Sie können sich auf mich verlassen, in allen Dingen."

Dann lüftete er höflich gegen mich den Hut und fuhr mit dem Zuge davon. —

Wir kehrten zurück nach dem Arbeitszimmer.

„So trifft man also diese Freunde wieder," bemerkte kopfschüttelnd Dimitri. „Ich hab' mir's auch nicht anders vorgestellt."

„Eine Terroristen-Freundschaft?"

„Jawohl, von den schlimmsten Tagen meiner Kinderkrankheit her."

„Scheint dir aber doch nahe gestanden zu haben."

„Wie man's nimmt. Ich verdank' ihm wenigstens meine beste Erfahrung. Er hatte nämlich . . . er ist da mit einer Episode verknüpft, mit einer thörichten Episode, von der ich eigentlich ungern rede. Wer mich nicht recht versteht, hört Motive heraus, die gar nicht drin liegen oder nimmt die Geschichte zu ernst und findet sie dann abgeschmackt. — Übrigens, da du den Mann nun einmal kennst . . . zu den Beschränkten will ich dich auch nicht rechnen . . . Die Sache war also folgende:

„Vor zehn Jahren lebte ich als Studio hier in Leipzig. — Meine tollste Zeit! Von den Eindrücken, die überall im Ausland mich überfallen hatten, war ich noch völlig verzaubert und übermütig wie ein Betrunkener. All die heißen Köpfe, zu denen es mich hinzog, nahmen mich mit Enthusiasmus auf und wollten schon den künftigen Führer in mir sehen. Dabei gelang mir die Wiederherstellung der alten Beziehungen zwischen Moskau und Paris überraschend leicht. In Zürich gewann ich die tüchtigsten Frauen für unsere Sache: kurz ich fühlte mich bereits als Mann der Thaten. In Leipzig aber stieß ich mit einem Mal auf die Frage:

Was nun? — Ich war hergekommen, die bekannten Juriſten und Volkswirthſchaftler zu hören. Aber einmal wurden auch hier die umſtändlichen Herren nie mit ihrem Thema fertig, andererſeits hatte ich die Theorien gründlich ſatt und ging nur zuweilen noch repetendo in's Kolleg. Aller Wiſſensdrang war zum Teufel. Ein Ziel wollte ich endlich ſehen und es womöglich im Sturmſchritt nehmen. Welches Ziel? — Zerſtörung! — Gut, aber was zerſtören? — Alles! — Gut, aber mit welchen Mitteln? — Hier ſaß ich feſt. — Zerſtört man die Geſellſchaft mit leeren Konſpirationen, mit Central-Comitee's und Verbindungen, mit Proteſt-Meetings und Straßenumzügen. Dieſe leeren Demonſtrationen hatten mit einer Propaganda der That nicht das mindeſte zu thun. Ich verlangte nach mehr; aber ebenſowenig wie den Genoſſen fiel mir eine Unternehmung bei, die uns dem Ziele auch nur einen Schritt hätte näher bringen können. Ich durchforſchte die Geſchichte der Revolutionen, ich las Bakunin und Moſt, ohne etwas anderes zu entdecken, als daß wir den Regierungen immer noch machtlos gegenüber ſtünden. Und darum warf ich endlich allen Bücherkram beiſeite, ſteckte das grübeln und konſtruieren wütend auf und ſtürzte mich zunächſt mal wieder in den Trubel der feineren und roheren Genüſſe. Dazu muß ich indes bemerken, daß der eigentlichen Sinnlichkeit ſchon damals keine hervorragende Rolle zufiel. Ich nahm zwar das Gute, wo ich es fand, trieb auch gelegentlich verfängliche Scherze mit den jungen Frauen der Patricier-Klique, in der ich viel verkehrte, aber keine dieſer Neben-Empfindungen vermochte mich ganz auszufüllen, geſchweige denn die Lebensluſte zu befriedigen, die, ſchlimmer als Sinnlichkeit, in mir kochten.

Ja, mein ganzer Organismus lag wie in Flammen. Jetzt, wo die Reflexion endlich Ruhe genoß, wurden die Triebe lebendig; alles, was ich rings erlebte oder woran ich zufällig mich erinnerte, setzte sich sofort in glühendes Empfinden um, und dies Empfinden war meiner ganzen Erfahrung und Lebensrichtung nach der Haß. Das, was ich zerstören wollte, fing ich recht eigentlich jetzt erst zu hassen an. Die Zustände im Klassenstaate, in der Gesellschaft wie im öffentlichen Leben, die ich tausendmal wahrgenommen, gebucht und verarbeitet hatte, begann ich jetzt erst plastisch, gleichsam in Fleisch und Blut, mir vorzustellen und meine Sinne davon zu berauschen, bis mir die Leidenschaft das Blut zu Kopfe trieb und mir die roten Funken vor den Augen flimmerten. Dieses Gefühl, das blind und brutal wie der Jähzorn war, pflegte ich mit Entzücken und freute mich daran, wie es täglich wuchs. Zuweilen setzte es aus, um dann mit doppelter Gewalt zurückzukehren und konnte mich, wenn ich in rechter Stimmung Abgründe der bourgeoisen Widerwärtigkeit erblickte, mit wahrer Satyriasis erfüllen. Wer immer zum Jähzorn neigt, der kennt auch das herrliche, befreiende Gefühl, das einem aufsteigt in dem Augenblick, wo man alle Rücksichten von sich wirft, damit nur die Bestie Persönlichkeit Raum gewinnt. Nun war mein Haß nichts anderes als chronisch gewordener Jähzorn, und dem entsprechend blieb auch seine Wonne dauerndes Lustgefühl. So froh, so stolz, so überglücklich habe ich seitdem nie wieder hassen können. Ich ging wie im Taumel umher, ohne Blick für die Einzelheiten des Lebens, meinen ausgelassenen Zorn immer nur auf's Ganze gerichtet, auf den Inbegriff unserer Kultur.

Daher waren mir auch die Gegner als Individuen gleichgiltig, ja, ich hatte sie im geselligen Verkehr zu Zeiten gern, oder sie rührten mich auch in ihrer unverschuldeten Gemeinheit. Ich behandelte sie freundlich, ließ mich auf ihre kleinen Sorgen ein, hielt es nicht der Mühe wert, sie aufklären oder bessern zu wollen. Sie waren offenbar auch alle mit mir einverstanden, luden mich zu ihren Festen ein, die Damen schwatzten mich an, die Herren pokulierten mit mir und erzählten mir ihre Zoten. Ich war für sie der bekannte excentrische Russe, im übrigen aber ein ganz fideler Kavalier. Von meinem Vorleben und meinen Anschauungen, von meiner bedrohlichen Gemütsverfassung hatten sie selbstverständlich keine Ahnung, zumal auch den Behörden nichts nachteiliges darüber bekannt geworden war. Mit den Genossen war der Verkehr so ziemlich eingeschlafen. Versammlungen, die selten stattfanden und dann belanglos waren, besuchte ich nicht. Nur von zwei oder drei vernünftigen Männern ließ ich mich gelegentlich in meiner Wohnung treffen. Zu ihnen gehörte auch Kettler, unser Schützling von vorhin. Er war damals Werkführer in einer Fabrik ätherischer Oele, besaß außerdem eine recht annehmbare Kopf- und Herzensbildung. Diese Leute hingen durchweg am Kommunismus, ein Idol, das ich übrigens damals schon überwunden hatte. —

„Nun kam also der Abend, mit dem mein Erlebnis beginnt. Es war im Gewandhaus-Konzert, dem vorletzten des Winters. Eingeladen von einer bekannten Familie, saß ich in deren Loge, vor mir die Mama mit den Töchtern vom Hause in ihren neuen Wiener Toiletten, neben mir der behäbige Vater, ein General-Konsul oder dergleichen.

Der alte Kapellmeiſter Reinecke dirigierte in gewohntem Tempo irgend etwas von Mendelsſohn, der damals wieder einmal Mode war. — Die Muſik fing ausnahmsweiſe an, mich zu langweilen. Bald entging mir Takt auf Takt, ich verlor den Faden und gab es ſchließlich auf, zu folgen. Meine Augen gingen nun in dem glänzenden Saal ſpazieren und muſterten das Publikum, das ſich ſo elegant und ſelbſtbewußt dort zuſammenfindet. Aber je länger ich mir die Leutchen betrachtete, um ſo lebendiger wurde mein Denkprozeß, bis er ſich angelegentlichſt mit ihnen beſchäftigte. Endlich bedachte ich ſie nicht allein, ich empfand ſie ſogar. Meinen innerſten Vorgängen wurden ſie unheimlich nahe gerückt. Dieſe bekannten Typen bekamen urplötzlich einen univerſalen Sinn für mich; ſie traten zu meiner Weltanſchauung in reale Beziehung, das heißt ich erkannte, daß ſie ja der Gegenſtand meines erbittertſten Haſſes waren, ſie allein. Dieſe ſatten, phlegmatiſchen Männer mit den materiellen Geſichtern, mit ihrem plumpen Klaſſenbewußtſein und ihrer unausrottbaren Borniertheit, dieſe aufgeputzten, geiſtig zurückgebliebenen Weiber, die nur leben, um ſich zu ſpreizen und zu beklatſchen und ihre Töchter zur eigenen Eitelkeit heranzuziehen: das waren ſie ja, denen ich nachſpürte mit meiner geheimen Wut! In ihnen wurde alles Erbärmliche der Zeit thatſächlich Fleiſch und Blut; ſie waren das Gefäß von jenem widerwärtigen, zähen Brei, den ſie ſittliche Ordnung nennen. Schöner konnte ich ſie ja gar nicht wieder beiſammen haben als hier, wo ſie die Muſik zum Vorwand nehmen, um ſich zu begaffen und „Bildung“ zu zeigen. Sie ſaßen kerzengerade auf ihren rot-ſammetnen Polſtern, eifrig bedacht, ſich nur ja keine

Blöße zu geben, aber ihre Gesichter waren stumpf und leer; sie gaben sich den Anschein, als wären sie ganz Ohr; wer sie dann aber reden hörte, der erkannte, daß auch die Musik, die einzige Kunst, die sie doch für vornehm halten, keinen Weg zu ihren Schädeln fand. Außer ein paar Kritikern und Konservatoristen, die einzigen, die es auch nicht verschmähen, gelegentlich über Musik zu lesen, waren gleichwohl Herren wie Damen samt der klavierspielenden Meute der Töchter ihres Kennertums sicher und froh. — Mir aber wurde heiß und heißer zu Mute. Wie wenn aus einer körperlichen Konstitution unversehens sich eine Krise entwickelt, so fühlte ich, daß mein latenter Ingrimm jetzt an die Oberfläche trat und schon wie Rachsucht sich gebärdete. Und auch die Wollust, die stets den Haß begleitet hatte, fand ich wieder, nur daß sie sich hier als Wollust der Vernichtung deutlich enthüllte. Unser altes Kennwort: „Écrasez le bourgeois!“ klang mir fortwährend wie eine Lockung in den Ohren, berauschte mich wie ein Schlachtruf und entzündete, während ich mich ohne Widerstand dem hingab, die echte bestialische Blutbegier. — Ja, ich wollte mir ein Fest geben mit der Vernichtung dieser schädlichen Figuren, ein herrliches, blutiges Fest, hier an der Stelle, wo sie mich empörten. Keine Gelegenheit war günstiger, den großen Schlag zu führen. Hier waren sie beisammen, gleichsam der Typus aller Bourgeoisie, das Symbol der sozialen Erbärmlichkeit. Eine Bewegung meiner Hand und ein gewichtiges Urteil würde wieder einmal vollzogen sein, ich würde die That haben, nach der ich begehrte und die Welt ein Schauspiel, an das sie lange denken sollte. — Zunächst war es freilich nur ein Spiel, das ich mit dem

Gedanken trieb. Die Vorstellung des Wurfes, der Explosion und deren Wirkung ließ mich vor Lust und Kraftgefühl erschauern. Immer wieder rief ich sie hervor, drehte und wendete sie wie einen bestechenden Gegenstand, dessen Formen man ganz auskosten möchte und bemerkte gar nicht, wie aus der Lust der Wille kam und aus dem Willen endlich der Entschluß. — Als ich mich dann nach Haus begab, war ich bereits so weit, die Ausführung des Planes auf alle Möglichkeiten hin zu prüfen. Nur fehlte mir dabei natürlich noch jede Selbstbeherrschung. Meine Gedanken, Wünsche und Befürchtungen zuckten wirr und verwirrend hin und her. In maßloser Aufregung rannte ich verkehrte Wege, zitterte und war in Schweiß gebadet, wie es einem so geht, wenn man die Entscheidung über Tod und Leben heraufbeschwören will. Die Nacht über blieb ich schlaflos, angekleidet vor meinem Schreibtisch und wühlte fieberhaft in unseren „Berichten über Erfolge und Mißerfolge der Propaganda." Das war eine nüchterne, eingehende Statistik aller politischen Attentate aus den letzten dreißig Jahren, von einem Enquête-Ausschuß im Auftrage des Londoner Central-Comité's abgefaßt. Nicht allein Ort und Zeit, Objekt und Material der Ausführung waren dabei berücksichtigt, sondern auch die psychische Anlage und Entwickelung des Thäters unterlagen genauer, teilweise anatomischer Untersuchung. Auf jeden einzelnem Abschnitt folgte eine Zusammenstellung der Resultate. An diesem Maßstab prüfte ich nun meinen Plan und fand mit bebender Freude, daß er, wenn ich nur besonnen zu Werke ging, gelingen müsse, sogar unter Rettung des eigenen Lebens. — Die

nächsten Tage waren ausgefüllt von diesem einzigen Gedanken. Ich war bereits meiner Sache völlig sicher, aber immer von neuem ging ich die feinsten Einzelheiten durch, berechnete und erwog alle Lagen und eventuellen Störungen. Von Furcht und Ingrimm war nichts mehr zu spüren, selbst die fanatische Erregung war verflogen; statt dessen erfüllte mich ein sonniger, begeisterter Uebermut, der sich am liebsten zu Indianer-Tänzen mit Kriegsgeheul gesteigert hätte. Nur wegen des Materials, auf dessen Beschaffung ich mich nicht verstand, mußte ich mich noch mit einem Genossen in Verbindung setzen und wählte als den geeignetsten dazu den Werkführer Kettler, der mir als unternehmungslustig bekannt war. Anfangs starrte er mich bloß ungläubig an, dann aber, als er merkte, daß die Sache ernst gemeint war, geriet er plötzlich in Feuer und Flamme und erklärte seine volle Bereitschaft, zumal er nach der ganzen Anlage des Planes für sich selbst nur wenig zu befürchten hatte. Mit Chemikalien, die sich leicht aus seiner Fabrik entwenden ließen, wollte er mir eine sogenannte Bomba verde herstellen, von der ihm bereits früher kleine Modelle gelungen waren. Sie wurde in Kugelform mit einer Hülle von leichter Pappe gebildet. Die Explosion bereitete sich, ähnlich den Schüttelbomben, durch den Wurf schon vor und erfolgte bei jeglichem Aufschlag. Die Wirkung erstreckte sich auf das neunzigfache der Peripherie, konnte also, da wir einen Durchmesser von zehn Centimetern festsetzten, schon eine ziemliche Verwüstung anrichten. Später kamen wir noch überein, lieber zwei kleine als eine große anzufertigen, damit nicht bloß die Herrschaften im Parkett, sondern auch die Logen-Inhaber, denen es besonders

zu gönnen war, etwas abbekämen. Als Arbeitsstätte bot ich Kettler hier diese Zimmer an — sie dienten schon damals unseren Zwecken — er meinte indes, in seiner eigenen Wohnung sichrer zu sein. — Die Sache sollte sich dann folgendermaßen abwickeln: am Donnerstag würde ich wieder als Gast in der Loge meines getreuen General-Konsuls dem Konzert von Anfang an beiwohnen. Nach Schluß der großen Pause aber, wenn die Symphonie begann, würde ich das Haus verlassen und draußen, in der Dunkelheit, auf Kettler stoßen. Er würde mir die Dinger, unter einem seidenen Damen-Tuch verhüllt, übergeben und sich davonmachen. Ich würde, etwas verspätet, die Loge mit dem Tuche in der Hand, betreten und im geeigneten Moment beide Bomben gleichzeitig werfen. Wenn ich nicht Unglück hatte, mußte mir bei der Verwirrung des Publikums die Flucht durch das Treppenhaus gelingen. Binnen einer Minute würde ich in einem bestimmten Thorweg der Harkortstraße verschwunden sein und von dort aus zunächst Kettlers Wohnung, dann verkleidet und mit entstellter Maske noch den Berliner Schnellzug erreichen. — Die nächsten Tage verliefen mir wie ein langer, etwas sentimentaler Traum. Ohne anderes zu thun, als mich planlos herumzutreiben, genoß ich doch den Sinn des Lebens noch einmal in seligen Zügen. Die wunderbaren, brutalen Kräfte mit denen es uns ausgestattet hat, flößten mir Bewunderung für die Natur und für den Menschen ein, der doch immer frei ist, wenn er sich nur den Mut zur That erhält. Am meisten aber beglückte mich der Stolz auf meinen unerhörten Vorsatz, daß ich es wagte, die tollkühnste der Ideen, die Idee der grundsätz-

lichen Zerstörung zum Ereignis zu gestalten. Was die rabbiatesten Köpfe sich nicht getrauten, das wollte ich vollenden wie ein Spiel. Da begann ich die Welt noch einmal von Herzen zu lieben, dieses freundliche Jammerthal, das so reiche Gelegenheit zur Entfaltung bietet; und sogar die kleinen, dummen Bürger, die, selbst wenn sie wütend sind, den Missethäter heimlich bestaunen, die schloß ich gerührt und beinahe zärtlich an meine Brust; sie konnten ja nichts dafür, daß sie so kläglich waren und zu nichts anderem gut, als in die Luft gesprengt zu werden. — In diesen Tagen hörte ich auf, Pessimist zu sein; es wurde mir klar, daß Weltanschauungen nur relativen Wert haben je nach dem Temperament und den Erlebnissen des Menschen. Die Vorstellung, daß ich vielleicht doch in kurzem ein toter Mann sein könne, wäre mir früher bald peinlich, bald erlösend gewesen, jetzt berührte sie mich kaum, ich dachte nicht einmal daran, die üblichen letzten Vorkehrungen zu treffen. Vor der Befriedigung des heftigsten meiner Instinkte verloren alle anderen Interessen, verlor ich selber meinen Wert.

„Am Donnerstag Abend suchte ich vor dem Konzert Kettler noch einmal auf, um mich zu vergewissern, ob auch alles bereit sei. Ich fand ihn etwas bleich und aufgeregt, aber von großem Thatendurst beseelt. Er spielte, wie er das gern thut, den Bramarbas, indem er unser Unternehmen als das Werk einer finsteren Rache feierte. Die Geschosse lagen, bereits sorgfältig eingehüllt, in einem Handkorb, unscheinbare braune Bälle, durch zwei Haken vorläufig mit einander verbunden."

„„Also pünktlich ein viertel neun Uhr am seitlichen Ausgang!"" rief ich ihm noch zu.

„„Jawohl, pünktlich. Also, auf Wiederſehen!““

„Damit trennten wir uns.“

„Im Gewandhaus nahm ich meinen gewohnten Platz ein, den letzten Stuhl der Loge. — Und wieder ſah ich dasſelbe Bild wie vor acht Tagen, ſteife, geputzte Herrſchaften mit ſtumpfen Geſichtern. Mir kam es vor, als ſäße ich noch vom vorigen Male hier, als wäre dieſe Karrikatur der Vornehmheit das unvergängliche Konterfei unſerer Kultur, und nur ein gütiges Geſchick drückte mir eben erſt die Waffe in die Hand, ein wenig davon auszukratzen. Wieder ſtieg die Empörung auf und der Abſcheu vor dieſer Verkrüppelung menſchlichen Weſens. Aber ſchon folgte auf die Brunſt des Haſſes unmittelbar Befriedigung. Das Schauſpiel, das ich mir binnen einer Stunde geben wollte, ſpielte bereits mit grellen Effekten in meiner Phantaſie. Jede Bewegung ſah ich plaſtiſch vor mir: wie ich mit heimlichem Griff die beiden Kugeln unter dem Tuche von einander löſte, wie ich ſie dann in beide Hände nahm und ſchleuderte, beide zugleich nach den Verhaßten! Und ich hörte den betäubenden Knall und das Geſchrei, das Wimmern und Stöhnen und empfand das heroiſche Entzücken, getötet zu haben, was des Lebens nicht würdig war. Dabei konnte ich mich einer ſteigenden Nervoſität, die naturgemäß auftrat, nicht erwehren Es war die gewöhnliche phyſiſche Beklemmung, der nun einmal jedes Lebeweſen unterworfen iſt, wenn es ſich in Gefahr begiebt. Sie bewirkte körperliches Unbehagen, ohne jedoch meinen göttlichen Rauſch zu ſtören. Die Orcheſterſtücke und das darauf folgende Klavierſpiel irgend eines Soliſten zogen ſich hin wie eine Ewigkeit. Endlich die Pauſe, die ich

noch gedankenlos plaudernd im Foyer verbringe. Dann nach dem Glockenzeichen, steige ich die breite Treppe abwärts, nehme an der Garderobe meinen Hut und gehe hinaus an die verabredete Stelle. — Ich blicke mich um, nach rechts, nach links: Kettler ist nicht gekommen! Ich warte noch fünf Minuten, zehn Minuten, eine Viertelstunde. — Kettler bleibt aus. Mein erster Gedanke ist, daß er Dummheiten gemacht hat und verhaftet worden ist. Ich stürze nach seiner Wohnung. Sie ist verschlossen, und niemand öffnet. Dann eile ich zurück nach dem Gewandhaus und blicke mich noch einmal nach ihm um. Vergebens! Jetzt erst erfaßt mich eine trostlose Verzweiflung, ein Gefühl von Scham und lächerlicher Erniedrigung, daß ich mich hätte prügeln mögen wie einen ungeschickten Buben. Was nun auch geschehen sein mochte, ob ich getäuscht worden war oder entdeckt oder auch nur verlassen, gleichviel: vor mir selber war ich jetzt nichts weiter als einer von den vielen Schwachköpfen, die es versucht und nicht vollendet haben. — Und da ich nun doch nichts weiter zu thun hatte, warum sollte ich nicht wieder hineingehen, mir das Konzert zu Ende anzuhören und dann, wie sich's gehörte, mich bei den gütigen Wirten zu bedanken? Das that ich denn auch, und wie zum Hohne empfing mich der Chor mit dem Triumph-Gesang der neunten Symphonie: „Freude, schöner Götterfunken . . .!" — Die Herrschaften aber saßen wieder vor mir, so selbstzufrieden und sicher, als könne überhaupt kein Thor ihren Untergang beschließen.

„Dann ging ich nach Haus in einer Verfassung, die man als ganz gewöhnlichen Katzenjammer bezeichnen könnte, wenn nicht allmählich eine tiefere Erkenntnis daraus er-

wachsen wäre. Zunächst zwar raste ich noch gegen mich selbst und gegen den Lumpen, der mich im Stich gelassen hatte. Die Nacht über heulte ich wie ein abgestraftes Kind. Als aber der helle Morgen vor den Fenstern stand, nahm ich meine Sinne zusammen und begann einen langen Denkprozeß, der viel, viel später erst seine Früchte trug. Vor allem zog ich durch meine bluttriefende Doktrin einen dicken Strich und verwies Temperament, Instinkt und Triebe in den alleräußersten Winkel meines Herzens. So ward ich zusehends vernünftiger und schon nach ein paar Tagen gründlich abgekühlt. Von Kettler vernahm ich vorläufig nichts. Nur durch Zufall traf ihn noch einmal auf der Straße. Da entschuldigte er sich unter großer Verlegenheit: ‚bei Anfeuchtung der Bomben wären sie ihm in's Wasser gefallen'. So oder ähnlich lautete der Vorwand für seine ganz erklärliche Angst. Ja, wer weiß, ob ich selbst den Wurf noch gewagt hätte! Denn der letzte, entscheidende Augenblick ist bekanntlich immer der schwierigste. Darum schied ich auch von dem braven Kettler verständnisvoll lächelnd und ohne Groll."

Damit schloß Dimitri seine Erzählung. Sehr zufrieden lächelte er mich an und trank dann mit Behagen seinen kalten Thee.

„Nun," fragte er nach einer Weile, „meinst du nicht auch, daß so etwas genügt, die Propaganda der Gewalt einem zu verleiden?"

„Das schon!" erwiderte ich ihm. „Nur verstehe ich nicht, daß du die Unsicherheit dieses Menschen bei deinen feinen Kombinationen nicht mit in Betracht gezogen hast."

„Aber du neunmal nüchterner Verſtandesmenſch, das iſt es ja gerade, daß ich in aller Leidenſchaft den raffinierten Verſchwörer ſpielen wollte und mich dabei im Einmaleins der Menſchenkenntnis ſofort verrechnete. Das iſt eben der faule Punkt dieſer Gewalttheorie, daß ſie ohne Raſerei und wütende Inſtinkte gar nicht denkbar iſt und doch zugleich eben daran ſcheitert. Weder auf Freunde noch auf ſich ſelber kann man ſich da verlaſſen. Die Stimmung ändert ſich — und die Bombe fällt in's Waſſer."

„Ihr habt aber auch Exempel von recht kaltblütigen Hallunken, Kommuniſten etwa, die aus politiſchen Erwägungen handeln."

„Die ſind ſehr in der Minderzahl. Nimm doch die Attentate durch. Meiſt ſind es Werke der Rachſucht oder einer pathologiſchen Blutgier, die an Sadismus grenzt. In dieſer Beziehung kann man es beinahe mit Lombroſo halten. Oder auch unterdrückte, oft ſogar verſchüchterte Naturen wollen ſich durchaus zur Geltung bringen, indem ſie der Geſellſchaft ihre imaginäre Macht aufdrängen. All das ſind abnorme Einzel-Erſcheinungen, die man unmöglich zu vernünftigem Syſtem, etwa des „Anarchismus" zuſammenfaſſen könnte. Die par kaltblütigen Fanatiker aber, dieſe ‚Terroriſten' im urſprünglichen Sinne, die mit ihren zufälligen Gewaltſtreichen wirklich ein Geſamt-Intereſſe zu verfolgen glauben, indem ſie von der Geſellſchaft deren Umwandlung erpreſſen wollen, handeln nicht weniger planlos und können auf die Wirkung dieſer Propaganda ebenſowenig vertrauen. Im Gegenteil, meiſt wecken ſie nur die Reaktion, die man doch vernünftiger Weiſe lieber einſchläfern ſollte."

„Dich also rechneſt du zur Klaſſe der Pathologiſchen?“

„Damals! — Gewiß! Vielleicht ſpukte in mir die alte Tartaren-Grauſamkeit, durch Verkehr und Bildungsgang noch überreizt. Solch ein Erlebnis iſt dann die gute Kur, die einen zur Raiſon, zur Geneſung bringt. Man kommt auf ſoziale Inſtinkte zurück und fühlt wieder ſicheren Boden.“

„Oho! Das klingt ja bald nach ‚Volkswohl‘ oder ‚reinem Menſchentum‘?“

„Ob ich unwiſſentlich dazu beitrage, ſchert mich vorläufig wenig. Jedenfalls macht es mir Freude, ſo zu ſein, wie ich jetzt bin. Und kunſtvoll zu zerſtören, ſo zu zerſtören, daß überall zugleich die Fugen krachen — nicht bloß ein paar unſchuldige Schelme bluten — das iſt eine Luſt, das nenne ich die eigene Kraft vertauſendfachen; und je mehr die Welt davon profitiert, um ſo größer die Wirkung!“

Es reizte mich immer, Dimitri, wenn er in ſeinen Enthuſiasmus geriet, zu necken:

„Du biſt reif für die ſozialdemokratiſche Fraktion; ich glaube, du könnteſt in den „Vorwärts“ einwandfreie Leitartikel ſchreiben.“

Beluſtigt blickte er mich an:

„Na, du verſtehſt ſchon, wie ich über dieſe Frage denke. Ich bin Kapitaliſt und habe keine Veranlaſſung, mich zur Arbeiter-Partei zu ſchlagen. Auch an den heiligen Marx und an das Dogma von den verſtaatlichten Produktions-Mitteln würde ich nicht recht glauben können. — Aber im Ernſt geſprochen: die Sozialiſten werden es mir noch danken, daß ich meine eigenen Wege gehe. Im

Werke der Zerstörung sind wir einig. Und das erscheint schon manchem Führer vorläufig als das Wesentliche."

„Du meinst die Wandlung zur Reformpartei?"

„Reform? — Das wollen wir doch nicht hoffen. Nein, die Parole ‚Umsturz' geben sie so leicht nicht her. Gerade damit wirken sie ja weit über das Proletariat hinaus. Nur meine ich, daß ihre Stärke, ihre Zukunft viel weniger in ihrer anfechtbaren National-Ökonomik als in der Kritik des Bestehenden, in ihrer machtvollen Aggressive liegt. — — Und wenn man diese Aggressive nun verstärkte . . ."

Er hielt inne, zögernd, wie vor dem Verrate eines schönen Traumes, über den man spotten könnte. Seine Augen starrten indes leuchtend an mir vorüber.

Neugierig forschte ich:

„Wodurch verstärkte? — durch Waffen-Gewalt?"

„Nicht doch! Nur durch die Zahl der Unzufriedenen . . .! Wenn man die Wahlkartelle zur Basis nähme . . . ein großes Oppositions-Kartell über das ganze Reich . . .! Nein, unterbrich mich nicht — ich weiß es, der Gedanke ist bereits in manchem Kopfe; und das sind nicht die Dümmsten, die darüber brüten. — Waffenstillstand auf der ganzen linken Hälfte und dann gemeinsam vorwärts gegen den gemeinsamen Feind!"

„Bürger und Proletarier Hand in Hand?"

„Vorläufig gegen das Régime!"

„Dimitri, du bist doch ein Schwärmer. Das ist also deine tägliche Arbeit?"

„O, nein! Nur eins von den Zielen. Meine Arbeit beschäftigt sich zur Zeit mit einer Organisation, die dir noch viel Vergnügen machen wird."

VII.

Auf dem Gericht ſtand meine Verſetzung in die Abteilung der Grund- und Hypothekenbücher bevor, die ſelbſt den ſtrebſamen Juriſten nur mit gelindem Grauen erfüllt. Dort ſind die Amtsmienen noch finſterer, die Bureaugeſchäfte noch bureaukratiſcher als ſonſt. Dort wird die höchſte Regelmäßigkeit und die mindeſte Intelligenz verlangt. — Das ward Anlaß, meine amtliche Thätigkeit wieder einmal auf ihren allgemeinen Wert hin zu prüfen, und ich ſtellte feſt, was ich eigentlich ſchon wußte, daß ſie völlig ſinnlos ſei.

Man kommt gewöhnlich zum Staatsdienſt ohne recht zu wiſſen wie. Man läßt ſich etwas gehen und plötzlich iſt man Beamter. Man möchte ſtudieren, aber man weiß nicht recht was. Ein Freund ſagt: „Verſuchs mit dem Jus. Das kannſt du ſpäter überall brauchen.“ Und man verſucht es. Man belegt die vorgeſchriebenen Vorleſungen und begnügt ſich im übrigen damit, auf dem Wege der Lebens-Erfahrung nach innerer Reife zu ringen. Nach einigen Jahren möchte man dann gewiſſe Reſultate ſehen. Man läßt ſich „einpauken“ auf das Examen, beſteht es und kauft ſich dazu für fünfhundert Mark das Doktor-Diplom. Nun möchte man dieſes neugewonnene Recht doch auch benutzen. Man läßt ſich alſo anſtellen und bleibt ſchließlich dabei, weil es wohl zu ſpät wäre, etwas anderes zu beginnen. Dieſe Entwicklung von drei Viertel aller Juriſten war auch die meinige geweſen, nur daß mir jetzt der letzte Grund nicht mehr ein-

leuchten wollte. Ich sagte mir: Lieber nichts beginnen, als diese Dienste weitertreiben!

Die öffentlichen Verhandlungen mit ihren wechselnden Bildern, in denen Charakter und Milieus sich enthüllen, konnten mich bisweilen noch fesseln. Dagegen erschienen mir die eigentlichen Reize der amtlichen Stellung, als da sind: Titel, Gehalt und gesellschaftliches Renommee kaum so verlockend, als daß ich meine Unabhängigkeit noch länger darum hätte eintauschen mögen.

Ich wartete nur eine Gelegenheit besonderer Unlust ab, um mich endgiltig zu entfernen. — Ein auffallend starker Akten-Stoß, den mir der Richter auf mein Zimmer legte, hatte denn auch bald diese Wirkung. Ich blätterte darin mit dem frohen Bewußtsein, daß ich für meine Person ihn nicht mehr erledigen würde. Dann schob ich ihn säuberlich wieder zusammen und begann auch sogleich meinen Nachlaß zu regulieren. Nicht ohne mitleidige Rührung bedachte ich die beiden Kollegen, die mit mir das Zimmer teilten. Sie waren zufällig abwesend. Ich würde sie wohl niemals wiedersehen. Dem einen, der ernst und strebsam war — er bekleidete in der Freimaurer-Loge bereits eine hervorragende Stellung —, dem legte ich meinen Tintenwischer hin. Der andere erhielt die halbgeleerte Cognac-Flasche. Meine Bücher teilte ich in zwei Hälften. Ein par Romane, den Sueton und Bände von Voltaire nahm ich unter den Arm, die Gesetzbücher aber hinterließ ich samt den Formularen meinem Nachfolger zu beliebigen Zwecken.

Und alsbald begab ich mich nach Hause, reichte einen achttägigen Urlaub ein und in demselben Kouvert die Entlassung.

Selbſtverſtändlich vergaß ich nicht, dieſen Schritt auch vom religiöſen Standpunkte aus zu betrachten. Da mußte ich mir einerſeits zwar ſagen, daß der Menſch bekanntlich auf Erden ſei, um zu arbeiten zur Ehre Gottes und zum Wohle ſeiner Mitmenſchen, wie auch ſchon bei Sirach geſchrieben ſteht: „Gehe zur Ameiſe, du Fauler, ſiehe ihre Weiſe an und lerne.“ Andererſeits aber galt noch immer der alte Spruch: „Juriſten ſchlechte Chriſten!“ Lauheit und Widerſtand gegen die heilige Kirche zeichneten dieſen Beruf vor allem aus. Und wenn auch böſe Zungen mir nachſagten, daß ich nur deshalb konvertiere, um mit Hilfe des katholiſchen Hofes gute Karriere zu machen, ſo kam es doch nur zu oft vor, daß katholiſche Beamte im proteſtantiſchen Sachſen ſchwere Gewiſſens-Konflikte leiden mußten. Ich konnte mich alſo ſehr wohl bei meinem Entſchluſſe beruhigen, zumal mir der Gedanke nicht fern lag, ſpäter womöglich noch die geiſtliche Laufbahn einzuſchlagen, was vielleicht die glänzendſte Löſung für mein problematiſches Leben geweſen wäre. Ich würde vielleicht keinen üblen Jeſuiten abgegeben haben, jedenfalls aber einen betriebſamen und geſchmeidigen Prälaten, mit Lebensklugheit und Fanatismus wohl ausgerüſtet. Nun, das ſtand, wie mein Pfarrer mir ſagte, noch in Gottes Hand.

Vorläufig fühlte ich mich unendlich frei und befriedigt, daß ich mein läſtiges Joch endlich abgeſchüttelt hatte. Welch ein Geſchenk wertvoller Zeit, gerade dieſe Morgenſtunden, in denen ich noch Friſche und Thatkraft ſpürte! Wie konnte ich ſie, wenn ich das Herz nur auf dem rechten Flecke hatte, ausbeuten und ſchaffen, daß ich die totgeſchlagene Zeit bald vergäße!

Leider ging dieſes Gefühl zu raſch vorüber. Es gab ja nichts für mich zu thun. Bald fühlte ich mich wieder unnütz und verfiel der troſtloſen Langenweile, die mich bisher nur am Nachmittag quälte, jetzt auch des Morgens. Die einzige Bequemlichkeit blieb noch, daß ich nicht, wie auf dem Amt, über das Pult gebeugt, mechaniſch kritzeln mußte, ſondern wenigſtens auf meinem Divan ausgeſtreckt, träge mit Gedanken ſpielen konnte.

Nun wäre dies die beſte Gelegenheit geweſen, der Vollendung meines inneren Menſchen nachzugehen, mich mit Gebet und Andacht auf die heilige Handlung vorzubereiten. Das unternahm ich denn auch, jedoch nur ſelten noch aus rechtem Bedürfnis. Ich fand den Kreis frommer Empfindungen doch etwas eng und irrte darin unruhig hin und her wie das Wild im Käfig. Selbſt mit Hilfe der beſten Breviere war es mir unmöglich, neue Vorſtellungen oder Ausdrücke zu finden. Alles wiederholte ſich und ſtumpfte ſich ab. Und wenn ich betete, um Gnade oder um den Frieden, ſo entſchlüpften mir oft blasphemiſche Neben-Gedanken. Bisweilen glaubte ich gar die Stimme Gottes zu hören, der mir ärgerlich zurief, ich ſollte ihn doch endlich einmal in Frieden laſſen mit meinen Klagen; was ich verdiente, würde ich ſchon kriegen. Dann erhob ich mich reſignirt, wiſchte mir die beſtaubten Kniee ab und ſuchte Zerſtreuung.

Unter meinen Büchern gab es ja noch manches Intereſſante, Sätze, die mich verblüfften, Bilder, vor denen es ſich gut träumen ließ. Es konnte nichts ſchaden, ſo nebenbei daraus zu lernen. Oder ich lief ins Freie und ſchlenderte die Straßen der Stadt entlang. Die Menſchen

hatten merkwürdige Geſichter. Aus ihren Kleidern ſprachen die Schickſale. In den Schauläden lagen ſchöne Waren. Es ließ ſich mancherlei dabei denken. Und doch wie traurig war das alles anzuſehen! Wie geſpenſterhaft das Getriebe, wie eintönig, weil ohne Widerhall in meinem Herzen!

Kein Wunder, daß aus ſolchen Stimmungen noch ärgeres erwuchs: eine Erhitzung der Phantaſie, wie ſie einzutreten pflegt, wenn die Kräfte der Reflexion erſchlaffen. Was anderen Leuten die normale Sinnlichkeit, das war für mich nur ein Komplex lüſterner Vorſtellungen, die mit dem Körper kaum mehr in Beziehung ſtanden. Doch kreiſten ſie ſeit Jahren immer nur um das eine Bild, um die Geſtalt der Geliebten, der Alice. Die Erinnerung an unſere Spiele überkam mich in dieſen Tagen ſchlimmſter Öde heftig und verlockend. Ich lebte ſie wieder mit all ihren zärtlichen Epiſoden durch und ſehnte mich nach Wiederholung mit neuen Verfeinerungen. Die Liebe, die mir aus Furcht vor dem Verluſt entſtanden war, flackerte, wenn ich nur daran dachte, heller auf. Immer lauter rief ſie, immer gebieteriſcher nach der Wieder-Vereinigung . . .

Zunächſt: Sicherheit! — Wiſſen, ob es überhaupt noch möglich oder ob unſer Zwieſpalt neulich Kataſtrophe geweſen war!

Deshalb ſchrieb ich folgendes Billet, halb ehrlich halb verlogen:

Liebſte Alice, bald drei Monate und noch kein Lebenszeichen von Dir! Oder trägſt Du mir gar den Gewandhaus-Ball nach? Denke daran, daß gerade die beſten Freunde bei ſolchen Völkerfeſten ſich verwandelt gegenübertreten

und einander mißverſtehen. Ich war ein ungeſchickter Liebhaber und Du — jedenfalls nicht meine kluge Freundin. Wir werden beide ſehr gut thun, den abſcheulichen Abend ſo bald als möglich zu vergeſſen, und am leichteſten wird uns das an der Stelle gelingen, wo wir uns immer verſtanden und lieb gehabt haben. Ich bin ſehr einſam jetzt und über vieles traurig, vielleicht nur, weil die Sehnſucht nach Dir mich krank und elend macht. Komm' zu mir, mein einziges, ſüßes Lieb! Komm' zu mir, wenn ich nicht glauben ſoll, daß alles aus iſt. Komm'! Morgen, fünf Uhr, um Deine Zeit, erwarte ich Dich; ich habe Dich lieber denn je.

Dein Juſt.

Kaum war der Brief im Kaſten, als auch ſchon jene fürchterliche Unruhe mich überfiel, die all meine Liebes-Erwartungen zu verfolgen pflegte. Es war die Furcht vor Niederlagen, die mir ſelbſt den Kampf der Geſchlechter verleidete. Am liebſten hätte ich noch einmal geſchrieben und einen ſpäteren Termin beſtimmt, um nur vorher noch Antwort zu erhalten. Doch hätte ich dann wieder vor dem ablehnenden Beſcheid gezittert.

Die Nacht war qualvoll, durchſetzt mit fieberhaften Träumen, die mir ſeltſame Abenteuer mit Alice, Beſchimpfungen von ihrer Hand, Torturen und maſochiſtiſche Wolluſt vorſpiegelten. Dann wieder erſchien ſie als kindliche Novize in weißer Kutte mit Kruzifix und Schleier. Mein fetter Prieſter führte, fauniſch lächelnd, ſie mir ſelber zu und ſprach, daß die geſchlechtsloſen Lüſte, die ſelbſt Gott und der Klerus nicht kenne, gern geſtattet ſeien. Denn

Sünde setze ein Verbot voraus . . . Mein Hirn zermarterte sich in Deutungen, bis es unter neuen Gesichten erbebte.

Der Morgen, der mich erlöste, war sonnig und voller Frühlingsduft. Doch es gelang mir nicht, von ihm mich sorglos stimmen zu lassen. Vielmehr litt ich unter dem Widerspruch zwischen der lenzlichen Heiterkeit und meiner schwächlichen Depression. Ja, ich verstand, weshalb gerade im Monat Mai sich so viel Überdrüssige zum Selbstmord treiben lassen.

Niemals noch hatte das Warten auf eine Geliebte mich so entnervt. Schon lange vor der festgesetzten Stunde meinte ich, daß Zeichen ihrer Ankunft oder ihres Ausbleibens eintreten müßten. Vielleicht würde sie doch früher kommen, oder noch Zeit finden, mir abzuschreiben.

Von zwei Uhr an lag ich auf dem Divan, trank und rauchte. In kurzen Zwischenräumen stürzte ich an's Fenster, um mit den Augen die Straßenecke zu verschlingen, an der sie einzubiegen pflegte. Dann wieder versank ich in dumpfen, erhitzenden Halbschlaf, aus dem ich mit pochendem Herzen emporfuhr, wenn die Klingel im Korridor ertönte und Überraschungen versprach. Dabei blieb ich mir wohl bewußt, daß Quelle dieser Leiden weniger Sehnsucht als der Schauder davor war, daß man mich noch enttäuschen und in ohnmächtige Erbitterung stürzen könnte.

Mit dem Schlage fünf Uhr sprang plötzlich meine überreizte Spannung in eine verzweifelte Müdigkeit um. Ich gab es auf, die Geliebte wiederzusehen. Es war vorüber! — Alles war aus! — Und ich legte mich nieder, lang auf den Rücken ausgestreckt, wie zum Sterben, die Decke zog ich mir über den fröstelnden Körper . . .

Wenige Augenblicke darnach vernahm ich im Traum Alices Stimme. Ich erwachte, und leibhaftig ſtand ſie vor mir.

Ganz verwirrt ſprang ich auf. Vor Freude halb von Sinnen umſchlang ich ſie und küßte ihr Mund und Augen. Sie ſtand geduldig wie ein Opferlamm, ohne ſich zu rühren. Nur um die Lippen zuckte ein eigentümlich nachſichtiges Lächeln, das mich bald ernüchterte. Es lag etwas altkluges darin, eine pedantiſche Würde, wie ſie von Ehrenfräuleins zur Schau getragen wird. Dazu ſtimmte auch die ſteife Haltung und der etwas verwunderte Blick.

„Genug! genug!“ rief ſie, nachdem ich ſie losgelaſſen hatte. „Wir wollen doch vernünftig ſein. Da, ſetz' Dich ruhig hin.“

„Alice! Biſt du nicht luſtig heute? Bedenke, nach ſolch' einer kritiſchen Zeit!“

„Beinahe wär' ich überhaupt nicht gekommen.“

„Wie?“ rief ich erſchrocken. Schon dämmerte mir wieder eine trübe Ahnung.

„Doch ſchließlich thateſt du mir leid. Ich mochte dich nicht vergebens warten laſſen . . . wenn es auch keinen Sinn hat. . .“

„Alice, zunächſt erlaube mir . . . willſt du denn nicht ablegen?“

Mein Entzücken hatte ſich merklich abgekühlt. Ich ſah bereits jene Auseinanderſetzungen voraus, die unter Verliebten ſo häufig ſind, mir aber ſtets nur immer verſtockten Widerwillen erregten.

„Nein, danke,“ ſagte ſie. „Ich bleibe lieber ſo. Nachher hab' ich noch etwas vor, einen ‚ſauren Mops‘.“

Dieſe merkwürdige Bezeichnung brachte ſie faſt geſchäftlich heraus.

„Was iſt denn das für ein Ungetüm?“

„Na, weißt du das nicht? — Eine kleine Abendgeſellſchaft, bei der bloß kalter Aufſchnitt mit Bier gereicht wird. Zuweilen darf man hinterher auch tanzen.“

„Hm! — à propos tanzen, trägſt du mir wirklich den Gewandhaus-Ball noch nach?“

„O, Gott bewahre, glaube doch das nicht! Ich war damals etwas nervös, das will ich dir gern zugeben. Obgleich . . . ganz richtig haſt du dich auch nicht benommen.“

„Gewiß, Lieb. Dann alſo vergeſſen und vergeben!“ Ich reichte ihr die Hand, die ſie zögernd nahm. Dem Verſöhnungskuſſe dagegen wich ſie aus.

„Ja, haſt du denn ſonſt noch etwas auf dem Herzen?“ fragte ich mit ſchlecht unterdrückter Ungeduld. Von Ziererei, deren Grund ich nicht verſtand, ward meine Zärtlichkeit gewöhnlich weggeblaſen.

Mit einem langen, traurigen Blicke, der mich nun wieder rührte, antwortete ſie:

„Es iſt mir nur aufgefallen wie verſchieden wir ſind.“

„Um ſo beſſer! das wußten wir ja längſt.“

„Nein, erſt in der letzten Zeit iſt das ſo geworden, daß wir uns eigentlich nichts mehr angehen. Du ſpotteſt über alles, was mir Vergnügen macht. Du ſiehſt überhaupt nicht ein, daß das nun einmal ſo iſt, mit den Geſellſchaften und den Herren und ſo weiter. . .“

„Ach, du, das ſind ſo Scherze; das hab' ich nicht weiter ernſt gemeint!“

Sie zuckte die Achseln. Eine schwüle Pause trat ein, die zu unterbrechen ich mich nicht bemüßigt fand.

Kleine Ärgernisse, wie dieser Dialog, der nur zu Weiterungen führen konnte, setzten meiner empfindlichen Leidenschaft sofort einen Dämpfer auf. Sonst wird wohl Liebe durch Widerstände um so heftiger entflammt; anders bei mir, der ich vor jedweder Überwindung müde zurückschrak. Verbittert und verstimmt hing ich dann meinem Unheil nach, anstatt zu retten, was noch zu retten war.

Alice hörte auf, mich zu lieben; das glaubte ich nun deutlich zu erkennen. Mit vagen Einbildungen wollte sie das vor mir entschuldigen. In ihren Kreisen lernte sie jetzt auch andere Herren kennen, die selbstverständlich mehr nach ihrem Geschmacke waren; ganz abgesehen davon, daß sie der Abwechselung bedurfte. Das hätte ich mir früher sagen und lieber gleich selbst mit ihr brechen sollen. Dann wäre die Entwöhnung leicht von statten gegangen. So aber hatte ich zum Schaden noch den Schimpf. Ich wurde nicht unglücklich davon, wohl aber krank am Herzen und todesmatt. Und wie ich es auf die Dauer ertragen würde, das war eine neue, schwere Angst. —

Endlich markierte Alice ein leichtes Gähnen und sagte:

„Es wird langweilig bei dir."

„Ja, warum kommst du denn noch?" rief ich gereizt.

„Warum?" sie riß mit gut gespieltem Erstaunen weit die Augen auf. „Warum? Ja, weil du darum gebettelt hast! Aus reiner Barmherzigkeit!"

Ich lachte laut und wütend. Als erlaube sie sich eine unerhörte Insubordination. Sofort gewann ich gegenüber

dieſem Kinde, das ich mir herangezogen und zurechtverdorben hatte, die Stellung gleichgiltiger Ueberlegenheit.

„So geh', woher du gekommen biſt," ſagte ich ruhig: „Wenn du glaubſt, mich entbehren zu können, ſo geh'! du und deine Geſellſchaft, ihr ſeid einander wert!"

Ganz erſchrocken ſtarrte ſie mich an und verzog das Mäulchen wie zum weinen. Da ich ſah, daß ich mit dieſem Ton das richtige getroffen, fuhr ich in meiner ſchwermütigen Entrüſtung fort:

„Wenn du mir freundlich ſagteſt: ‚Juſt, ich mag dich nicht mehr; wir müſſen uns trennen!' Gut! das würde mich ſchwer genug ankommen, aber ſchließlich könnte ich es verſtehen. Aber kindlich und unwürdig finde ich es, wenn du dich mit ſchnippiſchen Redensarten ſo gewiſſermaßen davondrücken willſt, nur aus Scham, einzugeſtehen, daß du Geſellſchafts-Dämchen wirſt."

„Nein, Juſt, ach, bitte, nein," rief ſie unter Thränen. „Das iſt es nicht! Ich verſtehe dich nur nicht. Ich verſtehe nicht, was du eigentlich mit mir vorhaſt. Immer habe ich dir nachgegeben und bin gekommen, wann du wollteſt. Aber immer ſonderbarer biſt du geworden, ſo ganz anders als natürliche Menſchen, daß ich beinah' anfange, mich vor dir zu fürchten."

„Aber, Alice, du kleiner Narr, bloß weil ich anders bin als deine Tänzer?"

„Nun, warum biſt du ſo? — Warum wirſt du katholiſch? Warum gehſt du heraus aus deiner Karriere?"

„Ach, liebſtes Kindel, das ſind Dinge, die ich dir beim beſten Willen nicht klar machen kann. Beruhige dich, es

geht schon alles mit rechten Dingen zu. Und lieb behalten können wir uns trotz alledem."

„Unheimlich bleibt es aber doch . . . das ist — ja es klingt dumm — aber es ist mir alles wie ein Zeichen, daß du — daß du — gefährlich wirst."

Ich wollte in lautes Gelächter ausbrechen. Doch es blieb mir in der Kehle stecken, unter der aufdämmernden Erkenntnis von einer wundersamen Wandlung, die mein kleines Mädchen ahnte.

„Dir bin ich doch noch nicht gefährlich geworden," scherzte ich, indem ich sie absichtlich mißverstand. Ihr Gesicht wurde rot und wandte sich ab.

„Ich wollte dir also nur mitteilen," sprach sie endlich mit Anstrengung, „daß ich nicht mehr zu dir kommen kann. Niemals mehr."

Das klang nicht bös, wohl aber wie ein vorbedachter Entschluß. Ich gab es auf, mich dagegen zu sträuben. Mochte es denn sein! Augenblicklich suggerierte ich mir, daß ich die Sache längst schon satt gehabt und, wenn ich wollte, bald wohl Ersatz dafür finden werde. Ich war daher gefaßt und fragte ohne Groll:

„Etwas ist die Gesellschaft doch mit im Spiele, nicht wahr? Gieb es nur zu!"

„Ja, sieh', Just was soll ich denn anders thun, als mich an die Leute halten, zu denen ich einmal gehöre? Du freilich, hast die ganze Welt vor dir. Du kannst werden, was du willst und brauchst dich niemandem zu fügen. Aber ich! So ein armes, eingesperrtes Mädel, ich muß mit dem vorlieb nehmen, was mir die Eltern schenken. Und da ist eben unsre Geselligkeit schon ein ganz besonderes

Vergnügen. Da sieht man doch mal andere Menschen. Die Herren sind nett und schwatzen einem was vor. Da kann man lachen und sich zerstreuen. Denn den nächsten Morgen ist alles schon wieder öde. — Und dann noch eins — eigentlich die Hauptsache — das darfst du mir nicht übel nehmen, Just — man möchte doch auch — doch auch — nicht sitzen bleiben. Wenn sich nun wirklich jemand findet, der einen mag, dann ist man mit einem Mal aus der ganzen traurigen Wirtschaft heraus. Dann weiß man doch, wozu man da ist. So als verheiratete Frau, das ist doch was anderes! Da hat man seine Freiheit, spielt eine Rolle und kann sein Leben endlich einmal genießen. — Nun, und die Geschichten, sowie mit dir, die müssen eben dann aufhören. Und wenn einmal, dann doch am besten sogleich!"

Ach, sie hatte ja recht, tausendmal recht! — Nur über eines wollte ich noch Klarheit haben: irgend ein Vorgang, den sie verschwieg, schien zu diesem traurigen Bekenntnis den Anstoß gegeben zu haben.

„Scheint jemand dahinter zu stecken," sagte ich, „vielleicht so ein Urbild edler Männlichkeit, an das du dein Herz verloren hast. — Na, frisch heraus! Liebst du ihn — rein und innig?"

„Nein, Jucku, nein, ich kann dir schwören . . ."

„Ach was, natürlich ist's ein Mann. In der Verstellungs-Kunst hast du noch wenig von mir gelernt. Also, ehrlich! ‚Interessierst' du dich für ihn?"

Sie machte keinen Versuch mehr, mich zu täuschen.

„Na, also!" rief ich jovial. „Du interessierst dich für ihn, aber du liebst ihn nicht. Nicht wahr, so ist es doch?

— Damit kann ich ja noch ganz zufrieden sein. Und wie stellt er sich denn zu dir?"

„Just, laß' das!" bat sie ganz verschüchtert. „Bitte laß'! Nicht jetzt . . . später — ja, später will ich dir davon erzählen."

„Später? — Ich denke, wir müssen uns trennen?"

„Nur zu dir kommen kann ich nicht mehr, das meinte ich."

„Ja, aber ich versteh' nicht recht . . ."

„Nun, bei uns zum Beispiel . . . du könntest doch wieder einmal eine Karte bei uns abwerfen."

Ich strich mir bedenklich den Bart. Diese Veranständigung unserer Beziehungen kam mir etwas komisch vor. Aber Alice redete mir zu. Auch den schlechten Eindruck, den ich auf dem Gewandhausball zuletzt noch auf Mama gemacht, den habe sie verwischt, indem sie alle Schuld auf sich genommen. Mama sei versöhnt und heiße mich wieder willkommen. So willigte ich denn ein. Zum mindesten konnte ich auf diese Weise meine abenteuernde Alice im Auge behalten.

Zum Abschied gestattete sie mir noch einen langen, andächtig auskostenden Kuß, den sie mit Selbstaufopferung erwiderte. Sie sagte, es wäre der letzte unsrer Liebe.

Und in der That erstarb in diesem Kusse jene Blüte meiner Leidenschaften, die ich früher — etwas schief — als die rein ästhetische bezeichnete. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Es war mir ein eigener Reiz, die Chronik meiner Liebes-Kämpfe in der Erinnerung von neuem zu durchleben.

Wie tritt doch die Luſt ſchon in früheſter Kindheit mit zarten Katzenpfötchen auf und zeigt bald unter Spielen die bedrohlichen Krallen. Und wie entſpringt aus den erſten keuſchen Phantaſien die Sehnſucht nach Herzens-Verſtändnis Hingabe und Vereinigung! Da keimt ſchon in allen Gefühlen der ſpätere Menſch; Umſtände, die Befriedigung befördern oder Entbehrung ihm aufzwingen, werden dem Unwiſſenden ſeine Bahnen weiſen und ihn oft zum Asketen und oft zum Wüſtling machen. Die Pädagogen wollen davon nichts hören, weil ſie es für unſchicklich halten. Lieber unterſchätzen ſie die Tücken des Geſchlechtes bei ſich und Anderen. Oder auch die Verkümmerung des natürlichſten Triebes gelingt ihnen und rächt ſich ſpäterhin. —

Von Anfang an war mein Liebesleben in einen ſchroffen Dualismus geſpalten. Deutlich war eine pſychologiſche und eine phyſiologiſche Seite zu erkennen, die nur in ſeltenen Augenblicken zuſammenfielen, teilweiſe könnte ich ſie etwa der platoniſchen und der ſinnlichen Liebe vergleichen, die man ja neuerdings als „pſycho-phyſiologiſch" vermengen will. Mögen ſie nun identiſch ſein oder nicht; jedenfalls haben ſie in doppelter Erſcheinung meine Schickſale beſtimmt. —

Noch ſehe ich immer, in jedem Zuge vertraut, drei blondlockige Kinderköpfchen, Spielgenoſſen aus meinem vierten oder fünften Lebensjahre. Es waren zwei Knaben und ein kleines Mädchen. Immerzu beſchäftigten ſie meine Gedanken. Der jüngere war mein täglicher Kamerad. Neben ihm ſaß ich traulich im Garten-Geſträuch. Mit keinem Menſchen mochte ich lieber plaudern als mit ihm, weil ich keinen höher verehrte. Ich war überglücklich, wenn ich ihn

nur ſah und ängſtigte mich vor ſeinem Abſchied. Einſt, als er gefallen war und weinte, floß mein Herz über von einem ſeligen Mitgefühl. Nicht genug konnte ich mir thun im tröſten und liebkoſen; ſo prickelnd war mir dieſe vereinigte Erregung.

Den anderen, der laut und übermütig war, immer aufgelegt zu tollen Streichen, den fürchtete ich, aber ich wünſchte oft heimlich, mich an ihn drängen und ihn mit den Armen feſt umſchlingen zu dürfen. Alles, was geheimnisvoll und ſchön und gruſelig erſchien, weil es verboten war, das verknüpfte ich mit ſeinem beſtechenden Weſen. Viele neue und merkwürdige Dinge, meinte ich, müſſe er kennen und würde ſie mir erzählen, wenn ich nur klüger wäre. Seine Hand hielt ich gern lange in der meinigen, rieb und drückte die Finger, wie im Scherz, obwohl es mich dabei heiß überrieſelte. Oft auch, wenn ich im Bade wohlig mit dem lauen Waſſer plätſcherte, dachte ich, daß es ſchön ſein müſſe, ihn neben mir zu haben.

Ganz unerreichbar kam mir das kleine Mädchen vor, das ich am krummen Arme führen ſollte, weil es meine Dame ſei und ich ſein Kavalier. Auch ſie reizte meine Neugier. Aber ſie war zu verſchieden von allen Kindern, ſo unvergleichlich ſüß und niedlich, daß meine Phantaſie ihr gar nicht nah' zu kommen wagte. Immer trippelten wir ſtumm neben einander her und betrachteten uns nur verſtohlen mit großen ſcheuen Augen. Doch ich wußte beſtimmt, ſpäter würde ich erfahren, was es mit ihr für eine Bewandnis habe und ich freute mich darauf unſinnig.

Dann kam die Schule mit einer Menge neuer Geſichter, unter denen ich bald die ſympathiſchen und die widrigen ſchied. Mit vielen freundete ich mich an, die

angenehm und unterhaltsam waren. Ich wurde vertraut mit ihnen; doch, wenn sie mir aus den Augen entschwanden, fehlten sie mir nicht. Andere dagegen, die ich nur selten traf, fesselten mich mit dem ersten Wort. Wenn sie klug oder kränklich waren, oder wenn man merkwürdiges von ihnen erzählte, so wünschte ich ihnen ganz nahe zu stehen, damit sie mir alles sagen und auch alles von mir erfahren sollten und wir ein Herz und eine Seele würden. Einen schlanken, verzärtelten Rumänen, der immer mit gesenktem Kopfe ging und oft vor Heimweh aus der Schule lief, den liebte ich, ohne je ein Wort mit ihm gesprochen zu haben. Aber ich wagte nicht, ihn anzureden, bis er eines Tages verschwunden war. Da härmte ich mich um ihn und bildete mir noch lange ein, daß ich um ein großes Glück betrogen worden sei.

In dieser Zeit, wo die erste strenge Denk-Arbeit mich in Anspruch nahm, hielten sich die verbotenen Begierden zurück. Da lag das junge Raubtier fortwährend auf der Lauer; es wuchs mit meinen körperlichen Kräften und erschreckte mich zuweilen durch seltsame Bewegungen. Damit hatten die zärtlichen Empfindungen für fremde Eigenart nicht das mindeste zu thun. Wohl war es die echte, die drängende, begehrende Liebe, die mich bald zu dem, bald zu jenem Gefährten trieb, aber das starre Naturgesetz der Fortpflanzung konnte diese zwecklosen Reizungen nur verdammen, die ihren Mitteln zwar verwandt, aber gerade deshalb um so gefährlicher waren. Irgend ein Wohlgefallen an gleichaltrigen Mädchen konnte jetzt ja nicht erwachen, da der gesellige Brauch uns von einander absperrte. Ich wußte nichts von ihnen, sah sie kaum; wenn sie mir auf

der Straße entgegen kamen, so interessierten sie mich nicht anders als ausdruckslose Puppen.

Bei meinen Freunden aber lernte ich bald Formen und Feinheiten ihrer Natur unterscheiden und schätzen. Ich suchte Wege zu ihrem Herzen. Wenn ich sie für mich gewann, so war ich voll Wonne; wenn sie mein Werben übersahen, so litt ich die Leiden des jungen Werther. Und doch kein anderes Ziel als die Vereinigung mit dem Geliebten zu ewigem Beisammensein und ihn — nur wie ein Zeichen inbrünstigster Hingebung — zu umschlingen und zu küssen. Ich ward erfinderisch in meinen Werbungen. Mit den Vertrauten, die mir ungefährlich waren, stellte ich ein förmliches System von Fragen und Geständnissen auf, mit denen wir, in gegenseitigen Diensten, die Lieblinge uns lockten und zutrieben. Dann berichteten wir uns in stillen Winkeln die Ergebnisse: der habe gesagt, er liebe mich wieder und würde mich gern küssen, jener aber wolle nichts mit mir zu thun haben . . .

Mit zehn Jahren wurde ich in ein Pensionat gebracht. Die Ablenkungen des elterlichen Hauses fielen weg. Zwischen den Stunden der Arbeit waren die Kameraden meine einzige Gesellschaft. Ihrem Einfluß war ich gänzlich unterworfen. In jeder freien Minute durfte ich dem Geliebten nachstreifen und um ihn sein. Aber man war hier schon erfahrener, man kannte die Übung; es wurde beobachtet, geneckt und konkurriert.

Eine schwüle, verderbte Luft herrschte in dem kahlen Hause, wo Theologen uns zu spartanischer Sitte und zur Religiosität zu erziehen versuchten. Ich merkte, daß Geheimnisse und verbotene Vergnügungen gang und gäbe

waren. Ich wurde gierig, daran teilzunehmen; aber niemand zog mich in's Vertrauen. Man ließ mich erraten, daß ich für viele Dinge noch zu unverſtändig ſei. Es wurde viel geflüſtert. Mit rätſelhaften Gebärden und unterdrücktem Lachen wurden Erlebniſſe beſprochen, in deren Erinnerung den Eingeweihten die Lippen bebten und die Augen brannten. Trotz lauſchen und forſchen konnte ich nicht von ferne ahnen, um was es ſich handelte.

Nachdem ich bereits zwei Jahre lang es mit dem oder jenem gehalten und wenig mehr als etwas Freundſchaft, vertrauliches Geplauder und ſtumme Gefühle genoſſen, dafür aber meiſt gebangt, fruchtloſe Sehnſucht und Enttäuſchung erfahren hatte, fiel mir ein Altersgenoſſe auf, der für hochmütig galt, mit einem Male aber in eigentümlicher Weiſe ſich mir näherte. Er wurde Fredi genannt, war ein hübſcher Junge aus altem, degeneriertem Hofadel, in allen Bubenſtreichen wohlbewandert, dabei träumeriſch und von ſanften Formen.

Sowie ich bemerkte, daß Hoffnung vorhanden ſei, ihn für mich zu gewinnen, brach mir eine Leidenſchaft aus, wie ich ſie noch niemals empfunden hatte.

Wo ich in meinen Büchern Schilderungen von Liebe fand, ward ich ganz davon fortgeriſſen. Ich verglich ſie mit meinem Zuſtand und mußte mir ſagen, daß dies Hangen und Bangen, die Seligkeiten eines Blickes, die Höllenqualen der Trennung, die Verzweiflung über einen Streit, daß alles dies meine erſte ſtarke Liebe ſei, durch nichts verſchieden von der herangewachſener Menſchen.

Lange noch ſtand ich mit Fredi auf kühlem Fuße, obwohl ich mir keine Gelegenheit entgehen ließ, mit ihm zu-

ſammen zu ſein. Zum Unterrichte ſuchte ich neben ihm Platz zu bekommen; da, wo er im Garten ſpielte, nahm ich teil, auf den Spaziergängen, bei denen wir in Reihe und Glied marſchieren mußten und jeder ſich ſeinen Nachbar auszuwählen hatte, fragte ich mitunter ihn, ob er mit mir gehen wollte. Immer waren meine Gedanken bei ihm; ich erwog meine Chancen und grübelte, durch welche Freundlichkeiten ich ihn an mich feſſeln könnte. Und dann ſtellte ich mir vor, wie herrlich es ſein müßte, wenn er wirklich eines Tages mit ſeiner feinen Stimme zu mir ſpräche: ‚Ja, du, ich liebe dich wie toll!‘ und endlich mein Leben freudig werden und in wonnigem Einklang mit dem Geliebten alle kleinen Sorgen überwinden würde.

Inzwiſchen mehrten ſich in meinem Körper Anzeichen großer Umwälzungen. Die faſt vergeſſenen Begierden meiner erſten Kinderjahre tauchten wieder auf und ſteigerten ſich zu einer Gährung, die mich bald ruhelos von einem Gefährten zum andern jagte, bald in einſames Brüten verſinken ließ. Was mit mir vorging wußte ich nicht, aber ich ahnte, daß ein Lebens-Abſchnitt nahe ſei, der mich bedeutſame Dinge lehren werde. Und ich wartete immer mit einer ängſtlichen, lüſternen Spannung. Oft hätte ich einen Freund anrufen mögen: ‚O, ſo hilf mir doch! Du mußt es doch wiſſen; dich hat es ſicherlich auch gequält.‘ Nur war die Scheu immer noch mächtiger als meine Luſt. Es kam vor, daß ich während heißer Sommernächte im Bette des Schlafſaals mein unruhiges Fleiſch wirklich als ein ſchmeichelndes, zottiges Raubtier empfand, das verlangte, ich ſolle es ſtreicheln und mit ihm ſpielen. Doch weil ich keinen Rat wußte, ſo wurde es wilder und wilder, bedrängte

meinen Atem und leckte mir die Eingeweide mit glühender Zunge. Dann warf ich in meiner Not Hemd und Decken von mir und wälzte mich schlaflos hin und her, immer in der uneingestandenen Hoffnung, daß ein wissender Freund mich sehen und mir raten werde.

Der Verkehr mit Fredi nahm langsam, aber stetig zu an Wärme und Innigkeit. Bald wurden wir vollständig unzertrennlich. Mit Entzücken konnte ich beobachten, daß er in meiner Gegenwart die Anderen vergaß. Er entdeckte eine neue Art fortwährenden unauffälligen Beisammenseins, indem er aufregende Räuber- und Liebesgeschichten mit mir zusammen las. Dann saßen wir, eng umschlungen, bei einander und vermengten die Reizungen des Buches mit denen unsrer Liebe. Auf den Spazierwegen wurden wir fast regelmäßige Nachbarn. An freien Nachmittagen plauderten wir in versteckten Lauben stundenlang, bis die Schulglocke uns zur Abendandacht rief. Auch über die tieferen, allgemeinen Fragen des Lebens, über die Geheimnisse der Religion und der letzten Zwecke, die Knaben sonst aus seltsamer Scham nicht gern berühren, legten wir Bekenntnisse ab, scheu und ernst, in kindlicher Sentimentalität. Nur das Geheimnis unsres eigenen Leibes blieb unausgesprochen, obwohl wir uns die Neugier gegenseitig von den Augen lasen.

Endlich einmal, nach solch einer Stunde der Vertraulichkeit, faßte ich abends im dunkeln Mut, zog den Liebsten zu mir heran und küßte ihn auf den Mund. Und er, als ob ich einen Bann damit gelöst, wühlte sich mit den Händen in mein Haar und erwiderte meine Küsse leidenschaftlicher als ich es geträumt.

Wieder blieben wir Monate lang auf diesem Stadium der heftigen Zärtlichkeiten, der Beteuerungen ewiger Freundschaft und Liebe, bis er eine jener leisen Plaudereien, die man im Schlafsaal nach dem Verlöschen der Lichter zu halten pflegte, benutzte und mich, der ich an seinem Bette saß, unter stürmischen Liebkosungen und unverständlichem Flüstern zu sich nieder bog, die Decke über mich schlug und mich an sich preßte, daß mir die Sinne vergingen. —

So entschleierte sich mir das Mysterium der Liebe in seinen äußersten Verzückungen, überraschend und überwältigend, wie die Natur es gewollt. Und nur den hirnverbrannten Sitten der Erziehung, die sich auf Kinderherzen nicht verstehen wollen, habe ich es zu danken, wenn ich die Zwecke der Natur auf's frevelhafteste verletzte.

Meine Beziehungen zu Fredi trugen nun das Gepräge glückseliger Flitterwochen. Immer besser lebten wir uns in einander ein. Täglich verlangten und versicherten wir unsre Treue. Kleine Eifersüchteleien dienten nur dazu, diese Treue zu erhalten. Da unsre Bildungsstufe und unsre Interessen die gleichen waren, so konnten wir auch geistig ganz in einander aufgehen und die Harmonie mit einem gewissen Idealismus pflegen. Hier also fand einmal die seltene Vereinigung meiner sinnlichen und platonischen Lüste statt.

Ein unerwünschtes Ende bereitete dem der Uebergang zum Gymnasium, der uns in verschiedene Städte verschlug, sodaß wir nichts klügeres thun konnten, als einander sobald als möglich zu vergessen.

Wiederum bezog ich ein Alumnat, was meinem Vater als das standesgemäßeste, meiner Mutter als das bequemste erschien.

Hier hatte sich unter Vermittlung des Pennalismus ein wahres Harems-System herausgebildet, nach welchem die jüngeren Schüler ihren „Senioren" in Sachen der Liebe stummen Gehorsam leisteten, dafür aber auch durch Freundschaften unter einander sich zu entschädigen wußten. Leicht genug fand ich mich in den lebenslustigen Ton und vergeudete aus dem Vollen die Schätze meiner beginnenden Reife, als ein Leichtfuß, der die Jugend je rascher desto besser genießen will. Freilich fehlte es auch nicht an Bitternissen, an Eifersucht, Intriguen und Enttäuschungen, wie sie das Liebesleben mit sich bringt. Ich mußte oft unter Qualen verzichten, mich in schlaflosen Nächten mit Beschimpfungen abfinden, oder sie in erbitterten Scenen ausfechten. Es gab Haß und Verfolgung, Seufzer und Thränen, all den bitter-süßen Aufwand, mit dem draußen in der Welt Mann und Weib ihre Leidenschaften spielen lassen.

Gern hätte ich mir wohl die Zeit auch mit Mädchen vertrieben, nach denen mein natürlicher Instinkt doch endlich verlangte. Aber sie blieben versteckt in der Häuslichkeit oder in ihren Instituten, wo sie sich ihrerseits unter einander vergnügten. Nur in die Tanzstunde wurden sie von den Müttern ausgeführt, natürlich auch dort vor begehrlichen Blicken streng bewacht.

Ein Weg zum Weibe freilich stand uns offen. Den gingen wir — man kann sagen — noch zu unsrem Heile.

In einem schmierigen Schlupfwinkel eroberte ich mir unter dem Johlen bezechter Kumpane das Weib und war gerade noch gesund genug, die abscheuliche Kur auch fortzusetzen, die mich nun allmählich von den holden Jugend-

Eſeleien zu den ſchon etwas reſignierten Männer-Gewohnheiten hinüberführte.

Dabei blieb ich mir der Roheit dieſer neuen Ausſchweifungen ſtets bewußt. Sie widerten mich an, ſolange ich bei ruhigem Verſtande war. Alle feineren Triebe ſträubten ſich und verlangten als Gegengewicht Genüſſe, die nicht nur den guten Geſchmack, ſondern auch meine ſchwärmeriſchen Einklangs-Ideale befriedigen ſollten. Günſtige Zufälle führten mir bald den rechten Menſchen in den Weg.

Auf das Zimmer, dem ich als Senior vorſtand, erhielt ich bei der halbjährigen Alumnen-Verteilung einen zarten, ſchmächtigen Knaben, der zur Klaſſe jener Einſamen gehörte, die von den Kameraden mißhandelt werden, weil ihre Kräfte nur nach innen thätig ſind. Er ſprach wenig und mit ſanfter Stimme, beteiligte ſich ſelten an lauten Spielen und Raufereien, lag dafür gern im Gras und ſtarrte die Bäume oder den Himmel an. Darum wurde er mißachtet, gereizt und geplagt. Meiſt ließ er das ſchweigend über ſich ergehen. Bisweilen aber, wenn jemand eine unbekannte Saite in ihm verletzte, ſchrie er plötzlich vor Schmerz und Wut laut auf und ſtürzte ſich gegen ſeinen Peiniger, den er nicht aus den Fäuſten ließ, ehe Blut gefloſſen war. Dieſer kleine, unheimliche Gaſt ward alſo meinem beſonderen Schutze anvertraut; wie ich ſpäter erfuhr, auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch. Ich nahm ihn mit großer Freundlichkeit auf und konnte, da er ſich mir mit unbegrenztem Vertrauen anſchloß, bald jede ſeiner Sonderheiten lieben, obwohl vieles in ſeinem verträumten Seelchen nicht zu entziffern war. Ich ſchloß ihn in mein Herz wie eine blinkende Koſtbarkeit, die ihren Wert ver-

liert, ſobald nur ein unreiner Hauch ſie ſtreift. Sorgfältig hütete ich ihn vor meinen eigenen wie vor fremden Nachſtellungen. Aus meiner Gedankenwelt ſonderte ich, was mir noch edel und lebenswert erſchien und übertrug es auf den jüngeren Freund, der dankbar auf mich hörte und mir mit losgerungenen Bekenntniſſen und überquellenden Gefühlen vergalt. Mein Altruismus, der damals ſchon faſt abgeſtorben war, trieb hier noch eine letzte, feine Blüte: um den Geliebten zu ſchützen und zu rächen, ſcheute ich ſelbſt vor ſchroffen Auseinanderſetzungen und gewaltthätigen Scenen — die mir von jeher ein Greuel waren — nicht zurück. Ich ließ es geſchehen, daß man den Kopf ſchüttelte über meine Aufopferung und bemerkte mit Freuden, daß ſie wenigſtens half.

Es war dies die einzige Liebe, die ſchmerzlos an mir vorüberging. In ſtiller, rührender Schönheit hat ſie mir zur Zeit meines ärgſten Sturm und Drang über vieles hinweggeholfen, hat gegen verzweifelte Selbſtanklagen mich verteidigt und meinen jugendlichen Weltſchmerz, meine Verbitterung gelindert. Noch feiere ich in ihr meine ungetrübteſte Erinnerung.

Auch dies Mal wieder bedeutete der Abſchied von der Schule Trennung. Noch auf der Univerſität gedachte ich oft mit wehmütiger Sehnſucht des Verlorenen. Dann aber vergaß ich ihn über den Griſetten, die das Ideal der erſten Semeſter ſind.

Ich teilte den Ehrgeiz der Kommilitonen, eine beſonders niedliche und unſchuldige zu beſitzen und fühlte mich bei den erſten Eroberungen auch ganz wohl. Der Reiz der Neuheit that ſeine Wirkung. Obwohl meine Genuß-

fähigkeit bereits etwas ramponniert war, konnte mich doch das Feuer, mit dem die luſtigen Dinger ſich ihrer Sache widmeten, außerordentlich beglücken. Nur war ich von meinen Freunden her mit einer gewiſſen inneren Ebenbürtigkeit verwöhnt. Zu oft ſtörten mich Dienſtboten-Geſinnung und Habgier, geſchmackloſe Redensarten oder ungeſchickte Formen. Dazu die Banalitäten, von denen jene Verhältniſſe ſo gewöhnlich geworden ſind, daß man ſie eigentlich nur noch gemütvoll belächeln möchte. Ich kannte ſie zur Genüge aus den ſubjektiven Schilderungen junger Naturaliſten, ſodaß ich der ewig wiederkehrenden Situationen, der Anknüpfungs- und Abſchieds-Scenen, der Mißverſtändniſſe, Weinkrämpfe und Verſöhnungen bereits überdrüſſig war, ehe ich ſie in der Wirklichkeit erlebte. Ich hörte auf, die kleinen Abenteuer ernſt zu nehmen. Erſchütterungen wegen allzugroßer Liebe oder Eiferſucht kamen kaum noch vor. Mein von der Schule her ſchon überreiztes Nervenſyſtem konnte ſich wieder erholen.

Durch den Militärdienſt bei der Kavallerie geriet ich unter die Kokotten vom Rennplatz, die ſich bekanntlich auf den höheren Chick verſtehen. Anfangs war ich ſehr mit ihnen zufrieden. Bei längerer Bekanntſchaft konnte mir indes nicht entgehen, daß ihre Geſinnung noch ordinärer, ihre Manieren noch brutaler waren als die der Anfängerinnen, und ich wandte mich nunmehr den jungen Frauen der guten Geſellſchaft zu.

In Badeorten und Sommerfriſchen erlebte ich, nachdem ich mir die nötige Routine angeeignet, viel hübſche Epiſoden. Der Wert der feineren Nüancen ging mir auf. Die Reize der vornehmen Haltung, der gewählten Toilette, der dünn

gefeſſelten Hände und des ſchmalen Fußes konnten mich entzücken. Geiſtreiches Geplauder und tadelloſer Schliff riſſen mich oft zu galanten Schwüren hin.

Dies war die letzte Station vor den jungen Fräuleins geweſen, deren Verehrung jetzt in Alice einen ſo überraſchenden Höhepunkt finden ſollte.

Wie die Sache nun einmal ſtand, war es ebenſo verhängnisvoll, mich weiter dieſer Liebe hinzugeben, als thöricht, auf ſie zu verzichten. —

Abwarten alſo! — Für mich der allerunerträglichſte Zuſtand.

VIII.

Von Erich erhielt ich, nachdem wir uns noch kurz vorher getroffen, einen Brief aus Dresden:

Liebſter Juſt, ich bitte Dich von Herzen, wenn irgend möglich, ſofort auf ein paar Tage herüberzukommen. Meine Mutter iſt durch einen Sturz verunglückt. — Seit geſtern liegt ſie ſchwer krank und meiſt beſinnungslos. Es ſind entſetzliche Stunden, die ich verlebe, und ich ſehne mich, einen Freund bei mir zu haben. Verzeih' mir die Bitte, die Dir vielleicht recht unbequem kommt. Aber ich bin überzeugt, daß Du mir nachfühlen kannſt.

Dein

Erich Lüttwitz.

Ich erſchrak auf's heftigſte. Denn ich wußte ja, was das Leben dieſer Mutter für eine verhängnisvolle Bedeutung

hatte. Die Bitte selbst erfreute mich. Ersah ich doch daraus, daß es noch jemanden gab, dem ich mich nützlich machen konnte, eine Aufgabe, die nicht beschämend war.

Ich packte meinen Handkoffer und fuhr mit dem nächsten Zuge, der nach Dresden abging.

Das Haus der Excellenz Lüttwitz lag im Innern der Stadt, ganz nahe dem königlichen Schlosse. Es war ein massives, altertümliches Gebäude, das schon lange im Eigentum der Familie stand.

Ein Diener in brauner Interims-Livree nahm mir das Gepäck ab und führte mich über eine schmale Treppe, deren Fliesen mit leinenem Läufer bedeckt waren, nach dem ersten Stock. In den Korridoren hingen nachgedunkelte Ahnenbilder und Jagdtrophäen. Alles war absichtlich einfach und doch mit einer selbstverständlichen Gediegenheit ausgestattet. Wie oft mochte hier von den bröckligen Wänden das Gelächter der Haudegen und Kavaliere wiedergetönt haben oder hinter Fächern hervor die zischelnde Medisance der Damen, die ihren Hof nur um so mehr anbeten, je lustiger sie ihn bespötteln. Jetzt waren die Räume in drückendes Schweigen gehüllt. Man hörte den Holzwurm in den Möbeln und das Ticken verschlafener Uhren.

Vor der Thür des Fremden-Zimmers, das mir der Diener eben öffnen wollte, trat mir Erich entgegen und begleitete mich hinein.

Er drückte mir beide Hände.

„Ach, das ist gut, daß du da bist," sagte er leise und wie aufatmend. „Aber ich wußte, daß du mir das zu Liebe

thun würdeſt. Du kannſt dir ja denken, wie es um mich ſteht.“

Er ſah leichenblaß und übernächtig aus, ſo unſtät in Blick und Bewegungen, mit wirrem Haar und zerknittertem Rock, daß ich ihn kaum wiedererkannt hätte. Sein ganzes Benehmen verriet weniger Trauer oder Beſorgnis als vielmehr jene vollkommene Kopfloſigkeit, in die der Unerfahrene gerät, wenn eine Gefahr ihn überraſcht.

Ich fragte, wie denn das Unglück geſchehen ſei.

Niemand konnte das ſagen. Sie war auf der Treppe geſtürzt. Ein Dienſtbote hatte ſie, bereits bewußtlos, an den unterſten Stufen gefunden. Man hatte ſie zu Bett gebracht. Der Arzt konnte die Verletzungen noch nicht feſtſtellen. Vielleicht eine Gehirnerſchütterung.

Ob es nun beſſer mit ihr gehe?

„Nein,“ ſagte Erich, und ſeine Zähne ſchlugen im Schauder zuſammen. „Sie hat das Bewußtſein überhaupt noch nicht wiedererlangt. Meiſt liegt ſie ganz ſtill, ſodaß ſie kaum zu atmen ſcheint. Dazwiſchen aber treten die Fieber-Delirien auf. Dann fängt ſie an laut zu phantaſieren und ſchreit und ſchlägt um ſich. Das iſt ſo fürchterlich! Schon das mit anzuſehen, könnte einen wahnſinnig machen. Dabei ſind ihre Gedanken immer nur mit mir beſchäftigt. Von nichts anderem redet ſie, als wo ich bin und was ich treibe. Sie bildet ſich ein, daß ich Feinde habe und verfolgt werde. Da will ſie mich verteidigen. Dann wieder bricht ſie in jämmerliches Klagen aus, daß ich verloren ſei, weil ich beim König in Ungnade gefallen und verurteilt werden ſolle. Ach, ihre ganzen Ideen, die mich immer ſchon ſo mitnahmen, die kommen nun tauſendfach

verzerrt immer wieder und wieder. Tag und Nacht muß ich das mit anhören, wie sie sich aufzehrt um mich, in Angst und in Liebe."

„Ja, da werd' ich dir wenig helfen können, armer Kerl!"

„O, doch, wenn ich dich nur in meiner Nähe weiß und zwischendurch ein wenig mit dir plaudern kann! Das lenkt einen ab. Das erinnert mich daran, daß ich mit der Welt gottlob noch in Beziehung stehe. Aber du selber thust mir leid. Hier, in den kahlen Zimmern fremde Leiden mit durchzumachen, das ist eine Zumutung. Weiß auch gar nicht, wie ich dir's danken soll."

„Ach, sei vernünftig und quäl' dich nicht immerfort. Wir sind's doch gewöhnt, stundenlang allein bei einander zu sitzen. In schlimmen Tagen wird das um so eher gehen."

Der Arzt kam und ging mit Erich ans Krankenbett.

Ich war mit meinem neuen Aufenthalte ganz zufrieden. Zwar auf's trösten und raten verstand ich mich schlecht, wohl aber auf Unterhaltung, und die bleibt überall der Freundschaft besseres Teil. Ich fühlte ehrlich mit, wenn ich auch noch nicht recht verstand, wie jemand seine Mutter, wenn er sie niedrig einschätzt und fast mißachtet, dabei so maßlos lieben kann. Es ist so selbstverständlich, daß alte Damen sterben. Man möchte sagen, es ist eine Wohlthat für sie wie für Angehörigen und alle Welt. Selbst wenn sie jemals im besten Sinne Mutter waren, so hören sie auf, es zu sein, wenn sie mit ihren Kindern sich nicht mehr verstehen. Dann wird ihre Liebe fruchtlos oder gar gefährlich. —

Das Verhalten des Arztes hatte Erich völlig entmutigt. Noch immer keine ſichere Diagnoſe. Lakoniſche Redensarten und die gewöhnlichen Verlegenheits-Mittel: Eisbeutel und Thee.

Verzweifelt lief er im Zimmer auf und nieder:

„Mag nun geſchehen, was da will!“ rief er aus. „Früher oder ſpäter hab' ich mich damit abzufinden. Hätt' ich mich früher nur an den Gedanken ſchon gewöhnen können! Jetzt aber . . . jetzt aber . . . weiß Gott, wie das enden ſoll!“

Am Abend bat er mich, mit ihm in ſeinem Zimmer zu ſchlafen, das neben dem der Kranken lag.

„Dieſe Nachtſtunden,“ ſagte er, „ſind die ſchlimmſten von allen. Die regen mich jetzt auf wie einen ängſtlichen Jungen, der ſich vor Geſpenſtern fürchtet. Ich muß ja wach bleiben, drüben an ihrem Bett oder doch gelegentlich nachſehen, wie es mit ihr ſteht.“

Ich willigte gern ein; hätte ohnehin keine Ruhe gehabt, wenn ich mir vorſtellte, wie er ein paar Schritte weiter ſich abmarterte.

„Nur würde ich mir eine Diakoniſſin zur Unterſtützung nehmen.“

„Ich liebe dieſe Weſen nicht, die ſo fremd und gewohnheitsmäßig pflegen. Was ſollten ſie hier auch helfen! Sie würden mich noch zurückhalten wollen, wenn meine Mutter nach mir ruft!“

Ich legte mich nieder und verſuchte zu ſchlafen. Erich ſtreckte ſich auf ſeinem Bette aus, ſprang aber bei jedem Geräuſch empor und ſpähte durch die Thür des Nebenzimmers, die angelehnt blieb, damit keine Bewegung der

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Kranken ihm entgehen sollte. Ich bemerkte, wie er aufsteigende Seufzer und Klagen gewaltsam zurückhielt, um mich nicht zu stören. Doch wuchs seine Unruhe mit jeder Minute und teilte sich mir in gleichem Maße mit. Schließlich kleidete ich mich wieder an und nahm ihm gegenüber am Tische Platz.

„Du reibst dich auf," warf ich ihm vor, „wenn du dich immer mit denselben Gedanken herumschlägst."

„Befrei' mich davon, wenn du's kannst! Bring' mich auf andere!"

„Wir wollen uns vorlesen. Ist dir's recht?"

„Ja! Lesen, das wird gut sein."

Ich nahm einen Band aus dem Bücherschrank, Andersens Märchen, und las ein paar davon mit flüsternder Stimme. Aufmerksam hörte mir Erich zu. Als ich jedoch zufällig an die Geschichte vom „Garten des Paradieses" kam, legte er die Hand abwehrend auf das Buch. Thränen standen in seinen Augen.

„Als ich noch Kind war," sagte er, „hat meine Mutter sie mir so oft erzählt. Seitdem habe ich nie wieder daran gedacht. Und nun . . . an diesem Abend! — Nein, laß . . ! Bei jedem Worte fällt mir ihre Stimme wieder ein."

Wir legten die Märchen beiseite und nahmen ein Kartenspiel vor. Mitternacht war längst vorüber, und wir spielten Bezigue, lautlos, eine Partie nach der anderen.

Er sah noch einmal hinüber. Alles war still.

„Ich glaube, es geht besser," sagte er. „Legen wir uns ein par Stunden nieder!"

Darauf ſchliefen wir bis gegen Morgen. Plötzlich aber erwachten wir zu gleicher Zeit. Augenblicklich war Erich an der Tühr und ſtand dort lauſchend, mit erſtarrten, weit aufgeriſſenen Augen.

Jetzt erklang ein pfeifender Laut, der in qualvolles Röcheln überging. Erich ſtürzte hinüber und ſchlug die Thür hinter ſich zu.

Aber das Röcheln blieb in meinen Ohren. Und ich ahnte, daß es viel mehr bedeutete, als den Tod einer alten Frau.

Der Tag brach an, ohne daß ich Erich wieder zu Geſicht bekommen. Im Hauſe ward es lebendig. Die Dienſtboten gingen den Korridor entlang. Nebenan aber blieb es ſtill. Dann hörte ich an der Hausthür ſchellen. Der Diener klopfte an meine Thür und meldete, daß irgend eine Generalin ſich nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundige. Aber ich konnte mich nicht entſchließen, deshalb in's Krankenzimmer einzutreten. Ich ließ dankend antworten, der Zuſtand ſei unverändert.

Nach Verlauf des Vormittags wurde ich beſorgt und öffnete leiſe die Thür. Mein erſter Blick fiel auf das Bett, von deſſen weißen Decken ſich das bereits entſtellte gelbe Antlitz der Toten grauenvoll abhob. Erich ſtand am Fenſter, die Hände auf dem Rücken, und muſterte die kahle Wand.

Ich ging ein paar Schritte auf ihn zu; er rührte ſich nicht. Ich legte meine Hand auf ſeine Schulter. Da trat er zurück, deutete mit einer halbe Geſte nach dem Leichnam und zuckte die Achſeln.

„Komm," ſagte ich und verſuchte ſanft, ihn zu führen. „Komm', liebſter Erich, komm', du mußt Ruhe haben."

Fremd und abweisend sah er an mir vorüber:

„Ich bitte dich, Just, laß' mich allein hier."

„Es ist verschiedenes zu besorgen. Darf ich das für dich thun?"

„Wenn du — so liebenswürdig sein willst," sprach er ceremoniös, „ja, ich bitte darum."

Als ich mich zum gehen wandte, fügte er etwas wärmer hinzu:

„Vielen Dank, lieber Just. Du wirst ja wissen, was jetzt . . . übrigens ist es gleichgiltig, es kommt ja nicht mehr darauf an . . ."

Nun, wohl oder übel mußte ich doch nach Standessitte handeln und all den erbärmlichen Kram besorgen, den sie Leidtragenden niemals ersparen will. Ich bestellte also den Arzt und den Geistlichen und bei der Firma „Pietät" ein „Leichenbegängnis erster Klasse nebst Trauer-Dekoration im Hause". Ich setzte die Anzeige auf, die noch am Abend im „Dresdener Journal" erscheinen mußte:

Heute Morgen verschied nach kurzem Krankenlager meine inniggeliebte Mutter

Frau Sybilla verw. von Lüttwitz
geb. Gräfin von Gatterburg

im 61. Lebensjahre.

Die Einsegnung findet Mittwoch, den 2. Juni, mittags 12 Uhr im Trauerhause, die Beisetzung auf Rittergut Barchow am 4. Juni statt.

Erich von Lüttwitz,
Assessor an der Königlichen Kreishauptmannschaft,
Leipzig.

Dieſelbe Nachricht war auf Trauerbriefe gedruckt an die auswärtigen Bekannten, deren Adreſſe ich zur Not feſtſtellen konnte, zu verſenden, an die Mitglieder der Hofgeſellſchaft dagegen durch einen königlichen Lakaien herumzutragen.

So drängte ſich der gute Ton mit ſeiner ehrwürdigen Fratze bis in die Sterbezimmer vor; und je einſamer der Verwaiſte iſt, deſto emſiger hat er ſich den Beſtattungs-Geſchäften zu widmen.

Am nächſten Tage traten die Leichenfrauen an und begannen ihre widerliche Arbeit. Voll Abſcheu zog ſich Erich vor ihnen zurück und leiſtete mir ſtumme Geſellſchaft. Nur wenn er hörte, wie ſie drüben plätſchernd ihren Schwamm ausdrückten und ihre rohen Anweiſungen ſich zuriefen, fuhr er wie gefoltert zuſammen und preßte ſich die Fäuſte gegen den Kopf.

Der Superintendent, ein Dresdener Mode-Prediger, ließ ſich melden und fragte nach Einzelheiten aus dem Leben der Verſtorbenen, als Material zu ſeiner Leichenrede. Ich empfing ihn und ſuchte Erich zu entſchuldigen, ſo gut es ging. Ein paar rührende, gottesfürchtige Züge log ich ihm zuliebe raſch zuſammen.

Am Morgen der Leichenfeier kamen ſchon frühzeitig die Männer der Firma „Pietät“, räumten geräuſchvoll den breiten Salon aus und nagelten die ſchwarzen Draperieen feſt, ſtellten den Katafalk auf, dahinter im Halbkreis zwölf hohe vernickelte Leuchter und genoſſen zwiſchendurch mit Appetit ihr Frühſtück. Kränze und Palmenzweige wurden gebracht; Kondolenz-Beſuche gaben ihre Karten ab. Die Treppen auf und nieder ging ein Haſten und Poltern.

Süßliche Blumen-Gerüche, vermengt mit dem Dunst arbeitender Menschen, erfüllten das ganze Haus.

Pünktlich, zwölf Uhr, erschienen die ersten Trauer-Gäste, zwei Herren mit halb verdrossener, halb sarkastischer Miene, die sich draußen vor dem Spiegel noch ihre Bärte bürsteten und den Cylinder mit dem Ärmel strichen. Sie scherzten über ihre Mission: „Geh' du nur voran," sagte der eine, „und bete zuerst dein Sprüchel vor; wenn ich dein altes Rotweingesicht in Trauerfalten sehen sollte, könnt' ich mir ja das Lachen nicht verbeißen!" — Damen in schwarzer Seide rauschten die Stufen empor, zupften die Spitzen zurecht und stürzten dann plötzlich laut weinend in den Empfangs-Salon, in dessen Mitte Erich Lüttwitz alle Kundgebungen des forcierten Mitgefühls über sich ergehen ließ. Er stand finster, steif wie eine Bildsäule, und kleidete seine Erwiderungen in knappe, kühle Worte. Ein paar Würdenträger sprachen sich unter einander in günstigem Sinne über ihn aus: „Er hält sich doch recht gut, der junge Mann," sagten sie, „jawohl, hält sich famos, durchaus korrekt!" Zuletzt begrüßte ihn der Superintendent mit salbungsvollem Händedruck. Erich führte ihn hinüber an den Katafalk. Die übrigen folgten mit gesenkten Häuptern.

Die Leichenrede war lang und tief empfunden, vollzählig brachte sie alle gottesfürchtigen Züge aus dem Leben der Verstorbenen, hob rühmend hervor, daß ihr Kirchenstuhl an keinem Sonntag leer gestanden, wie ja überhaupt alternde Witwen die getreusten Kinder Gottes seien. Selbst aus dem Theresien-Orden, der zu Füßen des Sarges auf sammtnem Kissen prangte, wußte der Prediger christliche Tugenden herzuleiten.

Ich ſtand wie auf Kohlen, zumal ich bemerkte, daß Erich unter dieſen Ceremonien litt. Er grub die Nägel in ſeine gefalteten Hände, und ſeine Lippen zitterten über den entblößten Zähnen.

Sobald die Feier erledigt war, ward der Sarg abgeholt, zur Überführung nach dem Erbbegräbnis. Wir folgten am nächſten Tage nach, nahmen dort an erneuten Kondolationen und Beſtattungs-Gebräuchen teil und kehrten dann erſt gemeinſam nach Leipzig zurück.

Auf dieſer Fahrt ſchien er zum erſten Male wieder gefaßt. Einzelne Äußerlichkeiten der letzten Tage beſchäftigten ihn. Es fiel ihm ein, daß er nun bald die „Dankſagungen" drucken laſſen und an den Anwalt ſchreiben müſſe, der den Verkauf des Hauſes und der beiden Güter vermitteln ſollte. Vielmals entſchuldigte er ſich, daß er den ganzen läſtigen Krimskrams mir allein überlaſſen habe. Das ſei nicht ſein Wille geweſen, nur hätten die geſellſchaftlichen Formen ihn nicht mehr gekümmert.

So wurde er geſprächiger. Zwar erfuhr ich niemals, was in den Stunden ſeiner ſchlimmſten Verdüſterung ihn eigentlich bewegte — vielleicht ſchon die Ahnung von den Folgen dieſes an ſich ſo nichtigen Todesfalles? — Doch ließ er ſich nun über manches aus, in abgeriſſenen Sätzen, deren ſchwache, eintönige Laute von dem Dröhnen des dahin rollenden Zuges oft verſchlungen wurden:

„Es hätte nichts geſchadet," ſagte er, „wenn wir all die Formalitäten beiſeite gelaſſen hätten. Die leidtragenden Herrſchaften wären ja gern zu Haus geblieben. Sie hätten das geräuſchloſe Begräbnis eine Zeit lang ſcandalös gefunden und mich endlich vergeſſen, ſo wie ich ſelbſt ſie jetzt ver-

geſſen werde. — Was gehen wir uns denn eigentlich an? Wieſo nehmen ſie teil an mir? Ich bin nichts weiter für ſie als ein Mitglied der Familie Lüttwitz, ein Ständesgenoſſe, ein Aſſeſſor, im beſten Falle noch ein unterhaltſamer Kavalier. Ob ich ſonſt noch etwas bedeute, darnach fragen ſie nicht. Nur ein Mitglied wollen ſie, aber keinen Menſchen.

„Doch das ſchlimmſte iſt, daß ſie recht haben. Was bin ich denn mehr als der Sohn meiner Eltern? Und nun, da ſie beide tot ſind . . .? Bin ich nichts! hat auch der Kavalier und der Aſſeſſor ſeinen Sinn verloren. — Und der Menſch? — Bin doch neugierig, ob ſich noch etwas menſchliches, etwas mir eigentümliches finden laſſen wird.

„Wenn ich gehe, wird keine Lücke ſein. Wenn ich eines Tages nicht mehr auf dem Poſten ſtehen werde, wird meine Behörde ſich ein paar Minuten wundern und einem andern die Arbeit übertragen. Die Hintermänner freuen ſich nur, daß einer weniger geworden iſt. Sie rücken nach, und augenblicklich iſt jede Spur von mir verwiſcht. Wozu da noch lange zögern? Schaffen wir Platz für beſſere Kräfte!“

„Soll das heißen, daß du den Dienſt quittieren willſt?“ fragte ich.

„Ich denke, ja. Darin wirſt du mir doch nicht widerſprechen wollen?“

„Bei mir liegt wohl die Sache anders. Ich hab' im Amte nie etwas getaugt, während du darauf allein erzogen worden biſt.“

„Und dazu soll ich ewig ja und amen sagen, auch wenn niemandem mehr daran gelegen ist?“

„Es wird dir kaum 'was anderes übrig bleiben.“

Er lehnte sich müde in das Polster zurück:

„Nun, meinetwegen,“ seufzte er. „So oder so! Mag es denn gehen, wie's da will!“

Und er ging thatsächlich wieder seinem Amte nach. Wenn ich ihn besuchte, was beinahe täglich geschah, so fand ich ihn über die Akten gebeugt oder im Gesetzbuch blätternd, als ob er immer noch das Portefeuille in Aussicht nähme.

Eines Tages aber teilte er mir beiläufig mit, daß der Kreishauptmann sich mit seinen Arbeiten nie mehr recht befreunden könne und ihm, da er noch angegriffen scheine, einen längeren Erholungs-Urlaub geraten habe.

„Da siehst du,“ fügte er hinzu, „daß mir jede Thätigkeit, deren Zweck ich nicht einsehe, schließlich von selbst versagt.“

Darauf reichte er, meinem Beispiel folgend, zugleich mit dem Urlaubs-Gesuch, den Abschied ein.

Auch er empfand zunächst flüchtig ein Gefühl der Genugthuung darüber, daß seine Persönlichkeit keinem Menschen, keiner Sitte mehr Rede zu stehen brauchte. Die Schwächen, Lügen und Vorurteile, die sein Beruf ihm aufgezwungen hatte, fielen sofort wie Schlacken von ihm ab. Doch bald begann es ihn zu fröstelu. Und er begab sich auf die Suche nach Überzeugungen, die ihn umhüllen und neue Wärme schaffen sollten.

Mit fieberhafter Gier stürzte er sich auf das vielgestaltige Leben, das ihm so fremd geblieben war, mit dem er sich nun aus eigenen Kräften abzufinden hatte.

Alle Weltanschauungen, Lebens-Zwecke und Lebensführungen, alle Berufe, alle Genüsse galten ihm vorläufig gleich. Und doch mußte er sich nach einer bestimmten Richtung hin entscheiden. Eine schlimme Aufgabe, wo ihm selbst über das Wahlprinzip keinerlei Anhalt gegeben war.

Ich selbst hatte mich ja früher in diesem Dilemma befunden. Deshalb beobachtete ich jetzt das krampfhafte Tasten meines unbefangeneren Freundes voll Spannung und Grauen. Ihn konnten die schwierigsten Labyrinthe noch locken. Er glaubte an selbstherrliche Ueberwindungen und war noch lange nicht reif für Gott.

Sein erstes war, daß er im Nietzsche sich vergrub. Er meinte, das müsse den Geist stählen und fruchtbar machen für gesunde Entschlüsse, mit denen er alsdann sein Leben auf sich selber stellen wollte. Doch seine ungeübte, formalistische Logik konnte die sprunghaften Gedanken, die ausschweifenden Symbole nicht fassen. Verzweifelnd sah er sich nach anderen Philosophen um. Er geriet auf Fechner und Lotze und hörte zur Abwechslung Kollegien bei Wundt. Von jedem ließ er sich zuvörderst überzeugen, um ihm, sobald ein andrer widersprach, desto eigensinniger zu mißtrauen.

Nebenbei erprobte er seine Anlagen auf den verschiedensten Gebieten, ob sich nicht so vielleicht ein Feld der Thätigkeit eröffnete, für das er sich nachträglich, wie ja die meisten thun, die dazu passenden Meinungen bilden könnte.

Er ließ seine Cello-Künste auf dem Konservatorium prüfen. Doch sagte ihm der Lehrer in's Gesicht, daß er talentlos sei. Er fing an zu zeichnen und zu dichten. Da

rieten ihm die eigenen Freunde dringend ab. Ferner lag es nahe, seine juristischen Kenntnisse irgendwie zu verwerten. Aber alle Stellungen, die da möglich gewesen wären, widersprachen seiner innersten Natur so sehr, daß er niemals hoffen konnte, Befriedigung darin zu finden.

So brachte er seine Zeit hin, wieder zu beleben, was längst in ihm ertötet war und sich aus dem Werkzeug seiner Eltern in einen Menschen mit Selbstzweck zu verwandeln. Auf allen Wegen aber begleitete ihn wie ein bedrohliches Gespenst die Liebe zur verstorbenen Mutter.

* * *

Für mich stand der Tag der feierlichen Konversionshandlung nahe bevor, ohne daß ich mich besonders reif oder würdig dazu fühlte. Wissenschaftlich zwar stand ich auf der Höhe eines jungen Theologen; auch Wandel und Wille waren, milde beurteilt, einwandfrei. Nur die Liebe, ohne die selbst der Gläubige „tönendes Erz und klingende Schelle" ist, war mir immer noch fremd.

Deshalb versagte auch die mystische Versenkung. Der beseligende Gottesfriede, um dessentwillen allein ich mich unterwarf, blieb aus.

Der Pfarrer sprach mit mir das äußere Verhalten beim Konversions-Akte und beim Genuß der Sakramente bis in alle Einzelheiten durch. Das mußte ich ihm danken, da ja eine verkehrte Bewegung genügen konnte, mich und alle Beteiligten in peinlichster Weise aus dem Konzept zu bringen. Bezüglich der Generalbeichte riet er mir, ein buchstäbliches Sünden-Register anzulegen, das heißt in knapper,

erschöpfender Form jeden Verstoß gegen die christlichen Sittengesetze, soweit ich mich dessen entsinnen könnte, schriftlich aufzuzeichnen. Diesen Bericht brauchte ich im Beichtstuhl dann einfach vorzulesen, wodurch Unvollständigkeit und stockende Rede vermieden wurden.

Die Ausarbeitung dieses Schriftstückes, welches zugleich die vorgeschriebene Gewissens-Erforschung enthielt, ging mir leicht von der Hand. Ich schilderte mein sündiges Leben gewissenhaft bis in die kleinsten Züge. Jeder Bosheit wurde nachgespürt, keine Ausschweifung beschönigt. Mit einer gewissen epischen Breite verweilte ich bei den Auswüchsen der Sinnlichkeit und mußte zuweilen sogar beschämt entdecken, daß die Erinnerung daran mich vergnügte. Dann legte ich sofort die Feder nieder und suchte eifrig Reue zu erwecken. Bald hatte das Manuscript einen derartigen Umfang erreicht, daß die Vorlesung viele Stunden in Anspruch genommen hätte. Ich mußte mich daher entschließen, das meiste zusammenzustreichen, Einzelheiten der Verderbnis in generelle Gruppen zu verteilen und nur besonders charakteristische Gemeinheiten anschaulich hervorzuheben.

Um mich mit den beiden Zeugen des heiligen Aktes persönlich bekannt zu machen, lud uns der Pfarrer zu einer gemeinsamen Mahlzeit. Der eine war Kaplan. Obwohl er kaum mehr als drei Worte sprach, sondern mich nur unverwandt mit kalten, durchdringenden Blicken betrachtete, gefiel er mir außerordentlich, und ich bedauerte, den Unterricht nicht von ihm empfangen zu haben. Der andere ein verabschiedeter Oberst, weißhaarig, gebückt, mit zittrigen Gliedern, redete desto mehr und half, indem er

die Gefahren des Liberalismus bejammerte, über manche Geſprächs-Pauſe hinweg.

Mein guter Pfarrer benahm ſich rührend nett und gab ſich alle Mühe, einen gemütlichen Ton zwiſchen ſeinen Gäſten herzuſtellen, was ihm aber, obwohl wir alle einig im Glauben waren, nicht recht gelingen wollte. Ich fühlte mich außerordentlich unbehaglich und machte mir Gedanken darüber, wie ich mich mit dieſen Genoſſen je verſtändigen würde.

Es war ein Abend verabredet worden, an dem wir uns in der Kirche zuſammenfinden ſollten.

Noch wenige Stunden vorher bemühte ich mich vergebens, mir das Ernſthafte des Schrittes vorzuhalten, der mir keineswegs als Entſcheidung, ſondern vielmehr nur als Probe erſcheinen wollte. Vielleicht war die Rückwirkung auf mein Gemüt nicht die erwünſchte oder blieb gänzlich aus. Was war dann verloren? Nichts als ein paar Stunden der Sammlung und des Unterrichtes, die immerhin noch einen Entwicklungs-Wert beſaßen. Die Sache war ſo gefahrlos, daß ich mich faſt ärgerte. Keine Verfolgungen, keine Anfechtungen ſtanden bevor. Humanität und Bildung haben das alles ja nachſichtig ausgeglichen.

Noch einmal verſuchte ich es in Gebeten. Mehr konnte ich ja nicht thun, als mit den letzten Kräften meines guten Willens mich der göttlichen Gnade zu empfehlen. Wenn ſie mich jetzt, in dem bedeutungsvollſten Augenblick, im Stiche ließ, ſo mußte ich wohl annehmen, daß ich bereits auf der Liſte der Nicht-Auserwählten ſtehe.

Nun, die Andacht konnte ich zwar mit dem ſtärkſten Aufwand meiner Energie dies Mal erzwingen. Unfrei-

williger Seitensprünge vermochten die Gedanken sich zu erwehren. Betrachtungen und Litaneien nahmen ihren vorschriftsmäßigen Verlauf. Nur Stimmung und Herzensüberschwang ließen sich nach wie vor entschuldigen.

Vor der Kirche traf ich meine beiden Zeugen, die mir stumm die Hände drückten und dann im Quer-Schiff den Pfarrer erwarteten, während ich es für das richtigste hielt, auf einer der vordersten Bänke in stiller Sammlung zu verweilen. Mir war es so gar nicht weihevoll zu Mute. Wie das Opfer einer ziemlich langweiligen Komödie kam ich mir vor und fand es zugleich empörend, daß diese Vorstellung in mir entstehen konnte.

Es war schon völlig dunkel in dem hohen Raume. Nur der Platz vor dem Altar war matt erleuchtet von dem Schein der beiden Kerzen, die man mir zu Ehren angesteckt. Dazwischen warf die ewige Lampe ihren rötlichen Schimmer senkrecht auf den Bet-Schemel, der unter ihr aufgestellt war. Mit Befriedigung bemerkte ich, daß Zuschauer und andere ungebetene Gäste sich nicht einstellten. Ein verdächtiges Individuum zwar hatte sich ein paar Mal hinter mir geräuspert. Indessen stellte sich dasselbe bald als Ministranten vor und teilte mir mit, der Herr Pfarrer seien schon in der Sakristei und würden die Feier baldigst beginnen. Inzwischen nahm ich aus meiner Paletot-Tasche den Rosenkranz, den ich mir eben noch gekauft und betete daran viermal zehn Ave Marias mit je einem Pater Noster an der Spitze langsam herunter. Nach deren Verlauf erschien der Pfarrer im Ornat; der Ministrant winkte mich an meinen Schemel; die Zeugen stellten sich rechts und links von mir auf.

Die Responsorien nahmen ihren Anfang. Ich hatte deren Inhalt zu Haus schon gelesen und mir verdeutscht. Gleichwohl vermochte ich jetzt den Worten nicht zu folgen, und wenn dies auch möglich gewesen wäre, sie hätten mich weder erbaut noch geläutert.

Kein heiliger Rausch wollte mir den Verstand umnebeln. Ich blieb so klar und kritisch, als zöge der ganze Vorgang nur wie ein originelles Schattenbild an mir vorüber. Ohne daß ich einen Gesamt-Eindruck empfangen hätte, prägten sich Nebensachen meinen geschärften Sinnen ein. Während ich tiefernst das Tridentinische Glaubens-Bekenntnis las und alle Ketzereien feierlichst abschwor, fiel mir ein, daß die Finger des Ministranten, mit denen er mir ein symbolisches Kirchenlicht in die Hand gegeben, sehr schmutzig gewesen waren. Wiederholt fürchtete ich, daß das geschmolzene Wachs auf meinen kostbaren, schwarzen Rock abtropfen könnte und brachte endlich die gefährdeten Zipfel verstohlen in Sicherheit. Dann, als der Priester wieder seine Stimme erhob, fand ich an deren fettig näselnder Klangfarbe ein unmotiviertes Wohlgefallen und wünschte, er möge nur eine Weile noch so weiter reden, vielleicht, weil es angenehm auf die Nerven fiel. Er sprach den Exorzismus über mir. Doch der Teufel, den er beschwor auszufahren, that gar nicht dergleichen, sondern grinste noch höhnisch aus meiner eigenen Seele mir entgegen.

Sollte dies also die Pforte in das ersehnte Reich des Friedens sein? Bei meiner Gemüts-Verfassung mußte ich das bezweifeln. Sehr kleinlaut hörte ich noch das Tedeum an und nahm nach beendeter Feier die Glückwünsche der

Zeugen und des biederen Miniſtranten mit einem Armenſünder-Geſicht entgegen, das mir hoffentlich als Ausdruck der Rührung gedeutet worden iſt.

Unmittelbar hieran ſchloß ſich die Beichte. Der Prieſter begab ſich, um ſein Gewand zu wechſeln, wieder nach der Sakriſtei. Ich blieb allein auf einer Bank des Kirchen-Schiffes zurück.

Die beiden Altar-Kerzen waren ausgelöſcht worden. Völlige Dunkelheit umgab mich. Nur das Licht der ewigen Lampe flimmerte unter ſeinem roten Glas. Wohl eine Viertelſtunde lang vernahm ich keinen Laut. Auch draußen, auf den Straßen, ſchien es ſtill. Die Abendluft drang vom Portal herein und wand ſich in langen, kühlen Streifen um die mächtigen Pilaſter.

Da war mit einem Male, ohne daß ich mich darum bemüht, das Weben der ewigen Mächte rings um mich her.

Ja, wenn ich ſo hätte bleiben dürfen, einſam, zwiſchen Traum und Wachen, fern von dem Geſpreiz der Menſchen, von ihren lauten Forderungen nicht bedrängt, von ihren grellen Eitelkeiten nicht geblendet, einzig im Angeſichte des ewigen Lichtes, dann hätte ich wohl leicht eines der getreueſten Kinder Gottes werden können, und in meinem Herzen wären Liebe und Ehrfurcht und Vertrauen niemals erſtorben. Denn nur da, wo die Geſchöpfe ſchweigen, redet All-Vater zu uns mit ſeiner leiſen, gütigen Stimme.

Doch das Fühlen erloſch, ſobald der geſchäftige Prieſter in ſeinem weißleinenen Rock wieder hervortrat und, nachdem er die Brille auf die Stirn geſchoben, ſich nach mir umſah. Er winkte mir und führte mich nach der Beichtkapelle, einem engen, verſteckten Raume neben dem Altar-

platz, wo inmitten geweihter Fahnen, abgenutzter Gefäße und Gewänder der Beichtstuhl stand.

Kein Zweifel, daß aus dieser Umgebung, von den zusammengekniffenen Lippen dieses alten, treuen Gesichtes, kein Verrat in die Öffentlichkeit dringen würde. Nur lag mir an der Diskretion, die sich aufdrängte, auch nicht allzuviel. Was ich jetzt unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit dem Beichtiger anvertrauen sollte, hatte ich schon allzu oft harmlos und sachlich mit Psychologen und Medizinern diskutiert oder gar zur Unterhaltung der Freunde scherzend am Biertisch erzählt. Also wieder nur eine Form zu erfüllen, deren Inhalt seinen Sinn für mich verloren hatte!

Ich kniete vor dem Gitter nieder und sprach die vorgeschriebenen Worte:

„Ich bekenne Gott, dem Allmächtigen, der heiligen Jungfrau Maria, dem heiligen Erzengel Michael, dem heiligen Johannes dem Täufer, den heiligen Aposteln Petrus und Paulus, allen Heiligen und Ihnen, Vater, daß ich in Gedanken, Worten und Werken viel gesündigt habe, durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine allergrößte Schuld!"

Darauf zog ich das umfangreiche Manuscript hervor und las sehr langsam und eindringlich die Historie meiner Sünden.

Bald bemerkte ich den Anteil des Priesters an einem ausdrucksvollen Knurren, mit dem er hervorragend anstößige Stellen begleitete. Ja, zuweilen wurde er unruhig auf seinem Sitze und schien mich unterbrechen zu wollen. Einmal, als ich von der Satans-Feier, der ich in Prag beigewohnt, berichtete, konnte ich es mir nicht versagen, nach ihm auf-

zublicken, wobei ich seine Augen mit einer grenzenlosen Verblüffung, die schon an Entsetzen grenzte, auf mich gerichtet sah. Und es überrumpelte mich die frevelhafte Eitelkeit darauf, daß ich den Mann mit meiner Darstellung zu fesseln schien. Schließlich aber überwog doch der Widerwille gegen dieses Gewirr von Tücken, Schwachheiten und Lügen, gegen diese kläglichen Ausbrüche der Selbstsucht und Sittenlosigkeit, mit denen ich mir nicht einmal ein vergängliches Glück hatte verschaffen können. Und diesem Widerwillen hatte ich es zu danken, daß ich doch noch die zur Wirksamkeit des Bußsakramentes erforderliche Reue empfand, die von der Kirche als „ein Schmerz der Seele und ein Abscheu über die begangenen Sünden" definiert wird. Noch immer glaubte ich krampfhaft an Gott und seine Gnaden; weil ich Gott beleidigt und die Gnaden verloren, bereute ich wahrhaft „übernatürlich," und das befriedigte mich derart, daß ich auch die Absolution des Priesters außerordentlich angenehm empfand.

Die Ratschläge, die er mir nun erteilte, standen nicht ganz auf der Höhe psychologischen Scharfblickes. Unsicher tappten sie zwischen Trost und Tadel umher und konnten, da sie sich offenbar in den Motiven meiner Sünden nicht zurechtfanden, auch nichts Treffendes darüber sagen. Sehr rücksichtsvoll sprach er in der ersten Person Pluralis:

„Wir haben uns da vielfach und schwer vergangen. Besonders die Ausschweifungen, denen wir uns hingegeben haben, sind Todsünden der schlimmsten Art. Um so maßvoller und zurückgezogener wollen wir nun leben, damit wir den Versuchungen aus dem Wege gehen. . ."

Als Buße legte er mir — glimpflich genug — dreimaliges Abbeten des Roſenkranzes auf. Dann entließ er mich mit dem Segen und beſtellte mich auf den nächſten Morgen zum Empfang der Kommunion.

Leichten Herzens und froh, daß die Hauptſache hinter mir lag, ging ich nach Haus und that einen überaus geſunden, traumloſen Schlaf, während etwas Aufregung nach dem ſo bedeutungsvollen Abend doch eigentlich ſchicklich geweſen wäre.

Körperlich nüchtern, wie die Kirche es gebietet, aber leider auch nüchtern im Geiſte trat ich dann am Morgen gegen ſieben Uhr den Weg zum Tiſche des Herrn an.

Die Frühmeſſe, die an einem der Marien-Altäre geleſen wurde, war nur ſchwach beſucht. Ausnahmslos waren es Frauen, die in dem engen Seitenſchiffe ſaßen, ein paar Marktweiber, ein paar Gebrechliche und zwei Dienſtmädchen in weißen Hauben, die wahrſcheinlich von ihrer gottesfürchtigen Herrſchaft um dieſe Stunde, da man ihrer noch nicht bedurfte, hergeſchickt worden waren.

Ich ſpielte ganz die Rolle des ungebetenen Gaſtes. Alle betrachteten mich mit erſtaunten, ſcheelen Blicken. Die Gebrechlichen rückten von mir weg, und die Dienſtmädchen kicherten über meinen langen Rock. Erſt als ſie bemerkten, daß ich es ihnen in allen Zeremonieen nachthat, beim Glockenzeichen des Miniſtranten aufſtand und niederfiel und beim Gebet den Kehrreim ſprach, wurden ſie friedfertiger und begnügten ſich damit, die Köpfe zu ſchütteln. Aber auch mir kam es unheimlich vor, daß dies nun meine neuen Glaubensgenoſſen waren. Mit ihnen würde ich die innerlichſten und teuerſten Intereſſen teilen; im Bunde mit

ihnen würde ich die Weisheit dieser Welt verfluchen und in ihrer Gesellschaft dafür die Freuden der Ewigkeit verleben.

Ich war der einzige Kommunikant. Beim Beginn des Pater Noster trat ich, wie vorgeschrieben, mit aufgehobenen Händen und niedergeschlagenen Augen vor und empfing nach dem dreimaligen Ruf Domine, non sum dignus die Hostie.

Die Beteuerung meiner Unwürdigkeit gewann für mich den allerschlimmsten Sinn. Denn ich empfing den heiligen Leib thatsächlich unwürdig, trotz meines Glaubens, trotz aller Energie der Andacht, trotz aller vorbereitenden Gebete. Keine Gnade wollte in mir wirken. Kein Strahl von Liebe fiel in mein ausgekältetes Herz. Als ich, nach meinem Platz zurückgekehrt, dort auf die Kniee fiel, sprach ich zu mir selber resigniert und trocken: „Gieb dir keine Mühe weiter; denn ‚wer unwürdig von dem Brote isset, genießt es sich selber zum Gericht!'"

Und ich verließ die Kirche noch nüchterner, als ich sie betreten.

Nun war ich also mit allem erdenklichen Pomp eingeführt in das Reich Gottes auf Erden. Alle Bedingungen, unter denen der ersehnte Frieden mir verheißen war, hatte ich nach bestem Können erfüllt; ich glaubte, betete und hatte die Sakramente genommen, und der Erfolg war —: die Enttäuschung.

Nicht die geringste Änderung ging mit meinem Innenleben vor. Es wurde nicht wiedergeboren, nicht einmal geläutert, nicht einmal aufgerüttelt. Stumpf und kalt und schlaff trottete ich weiter in Verlassenheit und erfüllte die Pflichten meines neuen Bekenntnisses ohne Lohn.

Ich besuchte fortan die Messe an jedem Feiertag und bisweilen auch in der Woche. Die Musik des Hochamtes, zu dem die Landbevölkerung Kopf an Kopf sich drängte, erweckte mir die ersten Male etwas wie rührselige Schwärmerei, ließ mich aber kalt, nachdem Rythmus und Melodie sich meinem Gedächtnis eingeprägt. Darnach bevorzugte ich die stillen Messen, in denen sich auch die Gläubigen der guten Gesellschaft zusammenfanden und deren Besuch für die katholischen Studenten-Verbindungen „offiziell gemacht" worden war. Alle trugen die bekannte Physiognomie der Kirchgänger aus Gewohnheit. Ältliche Männer schlummerten und junge Mädchen zischelten oder kokettierten, nicht anders als Protestanten beim protestantischen Gottesdienst.

Alles so natürlich, so menschlich und selbstverständlich, daß mir mein Ärger daran schier unbegreiflich vorkam. Hatte ich mir etwa eingebildet, daß die Erhabenheit des christlichen Erlösungs-Gedankens, das Gewaltige und Trostreiche der Kirche Petri in den Formen ihres Wirkens sich offenbaren sollte? Dann war es ein gefährliches Spiel, an Ideen sich zu begeistern, und war Phantasterei, darauf ein neues Leben begründen zu wollen.

Es gab da im Anschluß an die Gemeinde eine Wohlthätigkeits-Anstalt, den Laurentius-Verein. Diesem beizutreten, wurde ich dringend aufgefordert. An jedem ersten Dienstag des Monats fand abends Versammlung in einem Klassenzimmer der Schule statt.

Am Tische präsidierte der zweite Geistliche mit mehreren Honoratioren. Die übrigen saßen auf den Bänken rings herum. Ich wurde vorgestellt und mit neugierigen

Blicken gemuſtert. Zwei Groß-Induſtrielle, Vater und Sohn, die ich ſchon früher flüchtig auf Bällen geſehen, kamen als Vertreter der vornehmen Klaſſe und wurden mit derſelben Ehrerbietung behandelt wie die Prieſter. In der Überzahl gab es verſchüchterte Jünglinge, Angehörige des katholiſchen Geſellen-Vereins und Kommis vom katholiſch-kaufmänniſchen Bruder-Bund. Ich nahm unter ihnen Platz.

Der vorſitzende Pfarrer eröffnete die Sitzung mit einem Gebet, deſſen Refrain von den Verſammelten nachgemurmelt wurde. Darauf machte er uns zunächſt mit erhobener Stimme die erfreuliche Mitteilung, daß zweien der Mitglieder — er verneigte ſich gegen die Groß-Induſtriellen — eine hohe Ehre widerfahren ſei. Herr Aloyſius Schneider junior ſei nämlich zum Kommerzienrat, Herr Schneider ſenior ſogar zum Geheimen Kommerzienrat ernannt worden. Er glaube, im Sinne des Laurentius-Vereins zu handeln, wenn er den beiden hochverdienten Mitgliedern die allerherzlichſten Glückwünſche ausſpreche. Darauf beſchrieb er mit der Hand einen emphatiſchen Kreisbogen und reichte ſie den verdienten Männern dar, die beide militäriſch in die Höhe ſchnellten und geſchmeichelt lächelten.

Der erſte Teil des Abends, der ſogenannte erbauliche, wurde damit ausgefüllt, daß der Kaplan aus einem Traktätchen „Miſſionars-Erlebniſſe vom Bismarck-Archipel“ vorlas; im zweiten, dem geſchäftlichen Teile, kamen Unterſtützungs-Geſuche armer Glaubensgenoſſen zur Sprache, meiſt Briefe bedrängter Witwen, die, wie ſie wenigſtens ſchrieben, von ihrem proteſtantiſchen Gatten dem heiligen Glauben abtrünnig gemacht werden ſollten; wenn ihnen

nicht bald mit Geld geholfen würde, so könnten sie für nichts mehr stehen. Oder auch eine völlig mittellose Jungfrau bat den Verein um ein Darlehen, widrigenfalls sie sich dem Laster ergeben müsse. Da wurde denn nun debattiert, was zu bewilligen sei. Auch wurde der und jener christliche Jüngling bestellt, „als Pfleger" die Verhältnisse an Ort und Stelle zu untersuchen. So übte er sich zugleich praktisch in den Werken der Caritas. Endlich wurde beantragt, daß im Herbst ein Bazar stattfinden sollte, zu dem zahlreiche Damen ihre Mitwirkung in christlicher Barmherzigkeit zugesagt hatten. Die Gattin des Geheimen Kommerzienrates war schon bereitwilligst an die Spitze eines Komitée's getreten. — Wie mir der Pfarrer vertraulich riet, könnte ich mich gleich bei der Gelegenheit in die hiesigen katholischen Gesellschafts-Kreise einführen. Ich zeigte eine hocherfreute Miene und hätte fast mit der Zunge geschnalzt, um zu beweisen, wie lecker ich darauf war. Die Leipziger elegante Welt mit katholischer Nüance . . . ! Diesen Hafen hätte meine fromme Ausfahrt allerdings verdient.

IX.

Gegen Ende Juni kamen unerträglich heiße Tage. Wochenlang war kein Regen gefallen. Zwischen dem wolkenlosen Himmel und den Dächern der Stadt lag eine graue Schicht von Ruß und allen möglichen Dünsten, undurchdringlich für die matten Abendwinde. Von den asphaltierten Straßen stiegen giftige Gerüche auf. Wo Pflaster lag, wurden die Gas- und Wasserröhren aufge-

riſſen. Arbeiter, in Schweiß gebadet, ließen das Trottoir entlang ihre Hacken ertönen und warfen mit den Schaufeln Erdſchollen in die Höh', deren Staub dann den Vorübergehenden in Hals und Augen flog. Wer ſich irgend losmachen konnte, der zog ſchon auf's Land. Zeitiger als ſonſt waren die Wohnungen ausgeſtorben.

Da raffte ich mich ſchnell noch auf zu dem Beſuch bei Alice' Eltern. Aber zu ſpät. Sie waren bereits, wie ich vom Portier erfuhr, abgereiſt, nach ihrer Villa am Vierwaldſtätter See, wo ſie regelmäßig bis zum Herbſte blieben. Ich gab zwei Karten ab und war eigentlich zufrieden, daß ich ſie nicht angetroffen. Ich verſäumte zehn Minuten ſteifer Unterhaltung, die doch nur den Zweck hatten, andere Formen meines Verhältniſſes einzuleiten. Nun leiſteten die Karten denſelben Dienſt.

Und doch ſchmerzte es mich, daß ich Alice wieder auf Monate hinaus nicht ſehen ſollte. Ja, ich hatte mich wirklich darauf gefreut, wenigſtens ein paar Augenblicke ihr gegenüberzuſitzen und mit den ſelbſtgefälligen Blicken des Eigentümers ihre Schönheit zu betrachten. Vielleicht hätte ſie einige Worte zu mir geſprochen, aus denen hervorging, daß wir doch noch in gute Bahn gelangen würden. Vielleicht hätte ſie einen verſtohlenen Händedruck für mich gehabt, der deutlicher als Worte das Mißverſtändnis löſt und neue Herzlichkeit ankündigt. Wenn ich unſere Beziehungen, wie ſie jetzt ſtanden, ruhig überdachte, ſo durfte ich mir eigentlich ohne Optimismus ſagen, daß ſo reiflich und ſo wohl erworbene Rechte, wie die meinigen, nur verloren werden, wenn man ſie läſſig geltend macht. Und mit dem Teufel müßte es zugehen, wenn dieſes zu-

trauliche Kindel, das seine glücklichsten Stunden mit mir verlebte, die lebendigsten Eindrücke, ja das maßgebende seiner Anschauungen, Kenntnisse, seines ganzen Wesens von mir empfangen hatte, nicht noch ein Fünkchen Liebe oder andere zärtliche Neigungen für mich übrig haben sollte!

Ich hatte wieder einmal arg Sehnsucht nach ihr und wäre am liebsten nachgereist, um dort in der Schweiz die Vorteile des vertraulicheren Umgangs zu genießen. Doch hätte sie mir diesen Streich wohl übel vermerkt. Die Eltern wären stutzig geworden und gute Chancen mir verloren gegangen.

Zudem gab es da noch einen anderen Plan, den ich nicht gern fallen lassen mochte. Dimitri hatte mich aufgefordert, die nächsten Monate mit ihm am Jasmunder Bodden zu verleben, wo er alljährlich eine Fischerhütte bezog, um Netze zu legen und in den Buchenwäldern der Stubbenitz auf wilde Kaninchen zu jagen. Auch Doktor Tönnies und Esther mit ihrem Bruder sollten ihn diesmal begleiten. Aber mir vor allem, meinte er, würde in meiner derzeitigen Verfassung solch Aufenthalt heilsam sein. Immer hatte er Absichten auf meine Entwicklung und machte formlose Vorschläge, hinter denen ich bedeutsame Folgen nicht erraten konnte. Gern hätte ich noch Erich bei der Partie gesehen. Doch hatten meine radikalen Freunde in der letzten Zeit eine Abneigung gegen ihn gefaßt, die ich mir nicht recht erklären konnte. Ob es nur, wie ich anfangs vermutete, ein natürlicher Racen-Instinkt gegen den germanischen Adels-Typus war — der Slave Teniawsky und Esther, die Jüdin, machten niemals ein Hehl daraus — oder ob sie von seinem persönlichen Werte

nicht genug hielten, kurz, sie vermieden seine Gesellschaft und erwähnten ihn nicht anders als mit einer leichten Ironie.

Übrigens hatte Erich bereits ganz andere Dinge vor. Als ich mich von ihm verabschiedete, war er fieberhaft aufgeräumt, erzählte krauses Zeug von Kunststudien und Berliner Abenteuern und schloß mit der höhnischen Selbstkritik, er sei auf dem Punkte angelangt, wo man im „Genuß verschmachte nach Begierde". In Berlin besaß er einen Vetter bei den Garde-Ulanen. Den hatte er aufgesucht und unter seiner Leitung pikante Clubs mit Zubehör kennen gelernt, hatte auch gejeut und Gewinn und Vergnügen dabei gefunden. Dann hatte er einen Vormittag im Salon Gurlitt — natürlich ohne den Vetter — und einen im Salon Schulte zugebracht.

„Ich fand die Bilder langweilig," sagte er mit verbittertem Lachen, „obwohl ich genau wußte, daß sie vorzüglich waren: Werke von Uhde, Thoma, Liebermann, Studien von Carrière und Besnard. Aber wie soll jemand Schönheiten entdecken, wenn er nicht *sehen* kann? Woher soll ich's auch gelernt haben? Das ist gerade so, als wollt' ich mit meinem Abiturium den Plato verstehen! — Nun, da bin ich denn wieder mit meinem Vetter zu Dressel gegangen und habe gefrühstückt. Ja, um Trüffeln in Burgunder zu goutieren, dazu reicht mein Bildungsgang gerade noch aus."

„Nun, ich sollte doch denken," erwiderte ich ihm, „daß du jetzt, wo du frei bist, genügend Zeit hast, nachzuholen, was du willst."

„Das ist eben der Irrtum, mein Lieber. Bei jedem Versuche wird es mir klarer, daß ich mit meiner ganzen

Art zu denken und zu fühlen schon so tief in der abschüssigen Bahn drin stecke, daß mir kein Freund, kein Lehrer und kein Gott jemals wieder in die Höhe helfen kann. Ich bin nun einmal von Anbeginn gründlich verpfuscht. Jetzt kommt es nur noch darauf an, die paar Genüsse zusammenzukratzen, auf die sich meine minderwertigen Organe wenigstens verstehen."

„Das wäre also der üblichste Materialismus."

„Meinetwegen schachtle es in deine Kategorien ein. Mir behagt es nicht mehr anders. Ist jedenfalls für den bedeutungslosen Menschen noch die passendste Aufgabe."

„Der man aber nur allzubald überdrüssig wird."

„Wahrscheinlich. Doch vorläufig kenne ich so gut wie nichts von den vielen guten Dingen. Und ich möchte vom Leben nicht gern Abschied nehmen, ohne mir die Lebewelt etwas näher angesehen zu haben. Daß sich die Erfahrungen jetzt drängen, liegt nun einmal in meinen Verhältnissen. Bisher hatte ich, Gott sei's geklagt, einen monatlichen Wechsel von hundert Thalern. Mein guter Vater war an diese Summe von früher her gewöhnt, und meiner Mutter konnte ich mit solchen Gehalts-Aufbesserungs-Anträgen doch nicht gut kommen. Nun hab' ich's plötzlich in Hülle und Fülle. Sieh' dort, das langt noch für einige Monate!"

Er wies auf den Schreibtisch, wo ein ansehnliches Bündel von Wertpapieren ausgebreitet lag, mit deren Sortierung Erich sich offenbar, bevor ich kam, auf's angenehmste beschäftigt hatte.

„Die Geschäfte sind schlecht gegangen," erklärte er mir spöttelnd. „Mein sparsamer Rechtsanwalt war in

Verzweiflung, daß ich sofort verkaufen wollte. Nun hat er die Güter um den halben Preis losschlagen müssen und unser altes Haus sogar auf Abbruch. Immerhin sind es noch ein paar hunderttausend, mit denen sich schon etwas anfangen läßt. — Was, meinst du, soll ich eine Agentur oder ein Privat-Detektiv-Institut damit gründen? Das wäre so etwas für einen verkrachten Assessor."

„Erich, thu' mir die Liebe . . ."

„Nein, nein, beruhige dich! Es wird schon seine Verwendung finden. Zunächst mal geht's damit auf Reisen. Aber nicht nach eurem Jasmunder Bodden, sondern nach Paris oder sonstwohin unter Menschen, die einen nach dem Beutel und Namen schätzen und nicht erst nach der Legitimation vom ‚innern Wert', von der ‚geistigen Bedeutung' fragen. Damit kann ich eben nicht dienen. Will's auch gar nicht mehr. Teufel auch! Ich bin ein Kavalier, ja wahrhaftig, ein echter Kavalier. Nur etwas weniger Selbsterkenntnis, und ich hätte sogar meine Karrière gemacht!"

Ich wußte nicht, womit ich ihm weiter zusprechen sollte. Er hätte weder auf Gründe, noch auf Bitten gehört. Denn es war schon der äußerste Trotz in seinen Leiden, und er gehörte zur Klasse jener unglücklich Überstolzen, die, wenn die höchsten Ziele ihnen verschlossen werden, lieber den Weg der Zerrüttung gehen, als den der Mittelmäßigkeit.

Wenige Tage später reiste ich mit den anderen zusammen nach Rügen ab. Wir fanden sofort die freundlichste Unterkunft, ein par helle, saubere Feiertags-Stuben, in denen altertümliche Laden standen und Schiffs-Modelle

von der Decke hängen. Unmittelbar vor den Thüren breitete der Strand sich aus, der stille, sonnenbeglänzte Bodden und ferne drüben als bläuliche Wellenlinien das Ufer der Gegend um Bergen. Zwischen den kreidigen Kieseln und dem Tang, dessen salziger Duft weit über das Land hinstrich, lagen Netze ausgespannt, waren Boote verankert; den äußersten Kiel umspielten, unhörbar fast, kleine, verirrte Wellen.

Vereinzelte Frauen wuschen und rieben an den Uferblöcken ihre Leinwand, während die Kinder mit bloßen Füßen draußen im flachen Wasser plätscherten. Die Männer gingen tagüber ihrem Fischfang nach. Mit den schimmernden Segeln zogen sie früh hinaus gegen Nordwesten in's offene Meer und kreuzten an der Hiddensoie oder, jenseits von Arcona bis in's Tromperwiek. Abends aber saßen sie vor den Häusern neben einander, blickten der untergehenden Sonne nach und rauchten wortkarg ihre thönernen Pfeifen.

Dimitri kannte sie alle und redete sie in ihrem Plattdeutsch öfters an. Mit ernsten, überlegten Mienen sprachen sie Erfahrungen und Ansichten aus, die unerschütterlich waren. Gebärden gaben sie sparsam. Doch wenn sie sich bewegten, so geschah es mit Nachdruck und Bedeutung. So sicher, so zurückhaltend vornehm traten sie auf, von einem solch bescheidenen Stolze war ihr ärmliches Dasein getragen, daß die Abkunft reiner, die Erziehung edler erschien als die von königlichen Geschlechtern.

Wir Freunde waren nicht allzu oft beisammen. Man suchte sich gegenseitig zu den Mahlzeiten auf, teilte dabei Fisch und Brot und die besonderen Leckerbissen, die von

der Stadt herüberkamen. Im übrigen ging jeder seinen eigenen Weg und ergab sich dem Genusse der Abgeschiedenheit von aller Welt.

Des Morgens stieg ich hinauf nach der Stubbenkammer, wo ich mich herumtrieb wie ein vernunftloses, fröhliches Tier auf der Weide. An den Stämmen der uralten Bäume warf ich mich nieder, überschlug mich im Moos, spielte mit dem raschelnden Laub. Alles, alles vergaß ich, was hinter mir lag und was mich noch erwartete, meine kleinen Freuden und meine Befürchtungen, mein ganzes fragwürdiges Ich, selbst meinen neuen Glauben mit den unvermeidlichen Andachts-Uebungen. Und gerade deshalb, weil ich von diesem hier nichts hören wollte, ward mir so wohl und frei zu Mute. Die wenigen Monate Gottesfurcht, hauptsächlich die letzten kirchlichen Erfahrungen, hatten schon genügt, mich das Erquickende, das in der rechten Gottlosigkeit liegt, ahnen zu lassen. Wie gewann doch die arme Erde an Schönheit, sobald man sie hinnahm, ohne strafende Dämonen, als die nackte Natur! Früher war mir das nie aufgefallen. Jetzt ward ich mit einem Male dankbar gestimmt. Und doch war ich nicht eigentlich mit der Absicht hergekommen, mich um meinen kärglichen Naturgenuß zu bemühen. Ich horchte nicht auf merkwürdige Vogelstimmen, zerfaserte nicht mehr die Gräser, um Gerüche zu kombinieren. Einzelheiten wurden von meinen Sinnen nicht mehr erspäht. Wohl sah und hörte ich alles rings umher. Aber das Rauschen des Windes in den Zweigen, das Gezwitscher der Vögel, das Murmeln der Quelle verschwamm zu einer mächtigen Harmonie, die nur mit sanften Modulationen, wie der

Akkord einer Äolsharfe in mir wiederhallte. Und dieser Laut wieder ward eins mit allen Farben, mit dem flimmernden Äther und mit dem Dufte der Scholle, auf der ich ruhte, ich selber nur eine winzige Krume vom All. Die schwarze Fläche des Hertha-See's mit ihrem Märchen-Geflüster, die Zeugnisse der Runensteine und die von Schlinggewächs überwucherten Mauerreste aus vorgeschichtlichen Zeiten, die mächtigen Kreidefelsen, die schroff und zackig ins Meer abfallen: ich wußte und bedachte wenig davon; ordnende, waltende Mächte konnte ich nicht darin entdecken; ich hätte mich dadurch ihrem Atem nur entzogen und wäre doch am liebsten ganz darin aufgegangen. Ich fand, daß es jetzt wohl möglich wäre, mir ein neues Naturgefühl zu begründen, doch nur dadurch, daß ich von vorn anfing, und gesunde Instinkte wieder reifen ließ, „das dunkle Gefühl des Einklangs, welches den ewigen Wechsel des stillen Daseins der Natur beherrscht." So empfinden die kindlichen Völker, — wie ich im „Kosmos" des Alexander von Humboldt las, — beim ersten Erwachen ihres Bewußtseins. Nun wohl, auf diesen Standpunkt kehrte ich gern zurück, damit nur die Natur mir nicht ganz verloren gehen sollte. Das Meer, das sich vom Nordstrand aus grenzenlos, unermeßlich dem Blick, unergründlich in seinen Tiefen, ausbreitete, lockte mich wie ein Schooß der Mutter Erde, auf dem sich's, wenn sie freundlich wiegt, gar wunderbar ruhen läßt. Wenn ich dann rudernd oder schwimmend das Ufer weit hinter mir gelassen hatte, konnte ich mir wohl vorstellen, daß ich dem Boden, auf dem die Menschen wohnen, nicht mehr angehörte, sondern zum unbewußten Atom geworden wäre, zwischen Sand und Schaum, ein

unveränderliches Teil vom Ewigen. Bisweilen blieb ich zu Nacht oben, im Gasthof, und erwartete in der Morgen-Dämmerung den violetten Schein, der sich über Himmel und Meer ergoß und das Nahen der Sonne verkündete. Bis die Herrliche selbst aus den Fluten aufstig, die Göttin aller Schönheit, die trostreiche Anadyomene unserer lichtarmen Welt. Ihren Strahlen gab ich mich hin mit ausgestreckten Gliedern; vor den geschlossenen Augen tanzten dann die bunten Arabesken, und unersättlich trank mein Fleisch von ihren milden Gluten.

So fand mich Dimitri einmal vor. Er stand hinter mir, mit dem Gewehr über der Schulter und streckte den Arm aus gegen Osten.

„Dort, genau in der Richtung, wo die Sonne aufsteigt, liegt auch das heilige Rußland."

„Das heilige?"

„Ja, mir sogar heilig. Denn ich glaube doch an seine Mission."

„An den Ansturm eurer Kosaken, meinst du. Ich fange an zu glauben, daß es im faulen Westen noch genügend Leute giebt vom Schlage unsrer braven Fischer hier, die dem Widerstand leisten können."

„Das wohl kaum! Dafür aber werden sie diejenigen sein, die neu und anders aufbauen, was wir zertreten. Ja, sie können einem schon imponieren mit ihrer wundervollen Frische. Nur liegen die Kräfte noch brach. Unmöglich dürfen wir jetzt schon damit rechnen."

„Ach, lassen wir Berechnung und Händel ruhen; gucken wir lieber der Sonne in's Gesicht, solange sie scheint!"

„Recht haſt du. Laufen wir vorläufig noch den Kaninchen nach! Guten Morgen, mein Juſt!“

„Guten Morgen, Dimitri!“ Und lachend trennten wir uns.

Ebenſo geſchah es zuweilen, daß ich mich an irgend einem ſtillen Fleck Waldes plötzlich Tönnies und Gottfried gegenüber ſah, die, Arm in Arm, ſchweigend neben einander ſchritten, jeder ſeinen Gedanken nachhängend, den geſunden oder den irrſinnigen. Sie liebten ſich wie Brüder, obwohl ſie einander in Worten nicht verſtanden, ſondern nur mit den Fühlern ihres überempfindlichen Herzens ſich betaſten konnten. Tönnies ging langſam, bedächtig Schritt vor Schritt geſetzt und ſchien gleichgiltig gegen all das blühende, ſonnige Leben rings um ihn her. Oder vielleicht war es ſchon längſt in ihm, ohne daß er es erſt mit den Augen zu ergreifen brauchte. Gottfried dagegen bewegte ſich voller Lebendigkeit. Oft riß er ſich los, um einem Falter nachzuſpringen, Blumen zu pflücken oder einen Käfer aufzunehmen, den er dann mit den Fingerſpitzen ſanft liebkoſte. Darauf wieder hing er ſich an ſeinen Gefährten und trällerte leiſe vor ſich hin, wie Kinder thun, wenn ſie, verſunken in ihre Betrachtungen, den Gefühlen dabei Ausdruck geben müſſen. Fragte ich ihn: „Gottfried, wie geht's?“, ſo breitete er die Arme weit aus gegen den Himmel und lallte wie im Dank-Gebet: „Ich bin ſehr glücklich, ſehr glücklich!“ Und ſein Ausſehen ſtrafte ihn nicht Lügen. Breitſchultrig und ſehnig, mit vollen, roten Wangen und ſtrahlendem Feuerblick, mit dem lockigen Haupthaar und dem wehenden Bart, täglich ſtolzer, ſichrer, fröhlicher, hörte er ſchon auf, den Menſchen ähnlich zu ſein.

Einem antiken Götterbildnis glich er, etwa dem des Kroniden. Denn er ſtand jenſeits der Menſchheit wie ein Überwinder, wie der verwöhnteſte Sohn des Schickſals.

Um Eſthers Geſellſchaft wurde viel geſtritten. Beſonders Tönnies hätte ſie gern mit Beſchlag belegt. Er ſah es ungern, wenn ich ihm die Freundin entführte. Aber ich war eitel genug, mir einzubilden, daß ſie ſich beſſer mit mir unterhielte, der ich ein guter Zuhörer war und an jedem ihrer Gedanken meine helle Freude hatte, während Tönnies ſich den Anſchein gab, als hielte er ſie für geiſtig nicht ganz ebenbürtig. Er liebte es, das Weib in ihr zu betonen. Zwar vermied er es nicht, allgemeine Fragen ernſtlich mit ihr zu beſprechen, doch quälte er ſie, wie mir ſchien, mit Lehren und Berichtigungen, ging dann unvermittelt in ſteifleinene Scherze über, die ihm nicht recht ſtanden und machte ihr in ſeiner täppiſchen Weiſe eigentlich den Hof.

„Was mag er wohl für Abſichten haben?“ fragte ich meine Begleiterin indiskret. „Will er Sie heiraten, Eſther?“

„Dafür würde ich mich bedanken,“ antwortete ſie voll komiſcher Entrüſtung. „Solch geſetzmäßige Ideen traue ich ihm auch gar nicht zu.“

„Na, er hat doch im Grunde etwas recht bürgerlich-ſolides.“

„Das iſt bei einem Manne von ſeiner Bedeutung weiter kein Unglück, zumal er gerade in der Beziehung unermüdlich an ſich arbeitet. Sie kleiner, fauler Snob könnten ſich ein Beiſpiel daran nehmn.“

„An ſeiner Bedeutung, meinetwegen.“

„Nun ja, worauf kommt es denn sonst wohl an? Oder verlangen Sie etwa, daß seine Hosen Bügelfalten haben? Wenn er mich nicht zur Freundin hätte, ich kann Ihnen sagen, er würde aussehen wie ein Räuberhauptmann."

Ich machte ein bestürztes Gesicht. Wahrhaftig, dergleichen störte bei Männern von Wert meinen Geschmack nicht im geringsten. Aber bei Tönnies ging die Sorglosigkeit schon etwas weit.

„Glauben Sie mir," fuhr Esther fort, „daß ich ihm die regelmäßige Morgenwäsche hier erst angewöhnt habe? Dafür ist er nun rührend dankbar und entschuldigt sich immer, wenn auch nicht gerade mit Zerknirschung. ‚Sehen Sie', sagt er ‚sobald mir vor dem Waschbecken etwas wichtiges einfällt, so schreib ich's auf. Nun kommt noch dies und jenes und immer mehr hinzu. Der Vormittag geht drüber hin und die Beendigung der Toilette lohnt sich überhaupt nicht mehr!' Natürlich sag' ich ihm, daß er lieber den Gedanken vorläufig vergessen soll. Aber eigentlich ist das nicht einmal recht von mir. Denn ein Gedanke von Tönnies ist mehr wert, als seine frischgewaschenen Hände." —

„Sie haben ihn lieb?" fragte ich, nicht ohne eine eifersüchtige Regung.

„Wie kommen Sie auf diese Frage?" Mit großen Augen sah sie mich an. Vielleicht war ihr mein allzuwarmer Ausdruck aufgefallen.

„Ach, ich meine das in keinem verwegenen Sinne."

„Nun, über die verwegene Liebe bin ich auch hinaus. Ich habe genügend davon genossen und auch genügend

darunter gelitten. Aber es giebt so unendlich viele Arten von Liebe zwischen Nymphomanie und Caritas, daß ich wohl eine davon für Tönnies übrig haben werde."

„Und für mich?" Ich wußte selbst nicht, woher diese törichte Frage. War ich so vereinsamt, daß ich einen armen Schlucker um seine Genossin beneidete, und ein Teil von ihr für mich erbettelte?

Sie aber nahm es mit gewohnter Güte auf. Gleichsam ermutigend klopfte sie meine Schulter und drückte mir die Hand:

„Mit dem Platz, den Sie in meinem Herzen haben, können Sie schon zufrieden sein. Und je froher ich Sie jeden Tag sehe, desto lieber werden Sie mir. Übrigens scheint auch Ihre Konversion eine recht erfolgreiche Pferde-Kur gewesen zu sein."

„Oho," rief ich, „noch bin ich mitten d'rin." Indessen mußte ich selbst schon darüber lachen. —

Von Erich kam ein Brief für mich an, aus Ostende:

„Alter, lieber Junge! Wie Du aus dem Poststempel ersiehst, bin ich ein Mann von Welt geworden. Seit drei Wochen hat es mir Vergnügen bereitet, als Dandy den Damen zu Wasser die Cour zu schneiden und ihren Liebhabern zu Lande im Jeu die-Groschen abzunehmen. Ich hoffe, daß dies Vergnügen auf weitere drei Wochen vorhalten wird. Sodann dürften noch größere Aufgaben an mich herantreten. Vor mir liegt der Strand, wie ein Ballsaal glatt und von lüsternen Menschen wimmelnd. In den Strandkörben dürfen Ehegatten die Gesetze übertreten. So frei ist es hierzulande! Auch

giebt es junge Frauen, welche für mich schwärmen. Am gierigsten aber verfolgt mich eine junge Witwe. Ihr Mann war Börsenmakler und ist an der Völlerei gestorben. Sie lebt in Berlin, verfügt über Millionen und eine stattliche Figur und leidet an Wallungen. Nicht fünf Minuten darf ich schwimmen, ohne daß sie auf mich zutreibt wie ein Ballon. — Ich wollte Dir erzählen, was ich sonst hier treibe; doch es ekelt mich. Ich wollte auf diesen Bogen mein ganzes Elend ausweinen vor Dir. Aber ich habe nicht gelernt, von dem zu reden, was mich bewegt und quält. Nicht einmal das habe ich gelernt! Ach Just, dies eine nur: ich schwöre Dir, die Keime zum Besten, zum Höchsten haben in mir gelegen; wenn ich in meinen schlaflosen Nächten unter alten Trümmern wühle, so finde ich die verdorrten Wurzeln. — Aber nun stille! Das Leben ist zu läppisch, als daß man ernst darüber reden sollte. Man muß es so leicht als möglich nehmen, so leicht als möglich, und darnach faßt man den Entschluß . . . ." — — — —

Regentage! — Wir sitzen, alle beisammen, um den großen, rohgezimmerten Tisch, der die Hälfte einer Stube ausfüllt. Ich rauche meine leichtesten Cigaretten und zähle die Ringe, die Dimitri aus seiner Terrakotta-Pfeife bläst. Tönnies liest die Korrekturen seiner Zeitschrift, an der er nach wie vor hängt, mit unwandelbarer Treue und in der Zuversicht ihrer nahen Blütezeit. Esther, ihm gegenüber, schreibt geheimnisvolle Manuscripte für ihn ab, seine Dichtungen, von deren Inhalt sie nichts zu verraten gelobt hat. Gottfried studiert das Abgeschriebene. Obwohl

ihm der Sinn verſchloſſen bleibt, zeigt er Bewunderung dafür. Er nickt befriedigt und lächelt Tönnies zu, der ſich darüber freut.

Es iſt unmöglich, vor die Thür zu treten; denn die Erde iſt in Sumpf verwandelt. Die ſchwüle Atmoſphäre trieft von Nebel, bald von ſtillem, rieſelnden Landregen, bald von praſſelnden Wolkenbrüchen. Und doch erſcheint mir unſer Boden unzerſtörbar ſchön, wie eine Heimat.

Gewitter ſtehen am Himmel. Sie verdunkeln den Horizont, ziehen langſam herauf und erregen mir eine freudige Spannung. Dann, mit einem Schlage, bricht es los. Der Donner, wie eine Symphonie maßloſen Zornes, rollt über die See hin, die unter eintönigem Gebrüll mit ihren Wogenkämmen die alten Ufer-Blöcke peitſcht. Und Hagelkörner werfen ſich gegen die Scheiben, machtlos klappernd, wie eine Traveſtie auf den Groll der Elemente.

Woher jetzt mein Entzücken an dieſem Treiben der faſt vergeſſenen Natur? Weshalb mit meinem Herzen mitten hinein in dieſen Kampf von unbeſeelten Kräften? Weshalb ſo eins mit ihnen, ſo voll Sehnſucht, voll Vergötterung ihnen zugethan? — Nicht daran denken, daß Blitze zünden können und den, der ihnen entgegenjauchzt, zerſchmettern . . . ! Das Schreckhafte, das Drohende in ihnen nicht ſehen wollen, nur das Herrliche, das in der Entladung liegt . . . ! O, wenn es das wäre, wenn es mir ein Zeichen bedeutete der Fähigkeit, wieder zu fühlen, mich hinzugeben an das Elementare des Menſchen. —!

Dimitri beginnt zu plaudern, und mit einiger Mühe gelingt es mir, ihn zu reizen, daß er erzählt. Das thut

er ſelten genug. Deshalb legt jetzt auch Eſther die Feder hin, und Tönnies ſchiebt ſeine Bogen in einander; ſelbſt Gottfried horcht auf, indem er ſein Geſicht andächtig auf die gefalteten Hände ſtützt.

Nun muß man hören, wie Dimitri erzählt! Kein Griffel kann es wiedergeben, wie ſeine Augen dabei mitreden, alles erklären und gloſſieren, wie er in den Ausdruck ſeiner beweglichen Lippen ſtets Urteil und Empfindung des Erlebten kleidet und ſeine Worte damit oft in's Gegenteil umprägt, ſodaß Bonmots wie Schmerzens-Rufe klingen und Todeskämpfe komiſch werden.

Alſo, er berichtet zum Beiſpiel von den militäriſch-ſozialen Studien, die er in einem preußiſchen Dragoner-Regiment getrieben hat. Mit vierundzwanzig Jahren, nicht lange nach ſeinem Abfall vom Kommunismus, war er als Avantageur dort eingetreten. Er war zu dem Zwecke ein veritabler Preuß und der beſcheidene junge Mann geworden, um in aller Stille das Material zu ſammeln, das ihm für ſeine Ziele wertvoll ſchien. Und er ſchildert nun mit zwerchfell-erſchütternder Laune, wie er, Dimitri Teniawsky, im Kaſino ſehr artig am unteren Ende des Tiſches geſeſſen, den gönnerhaften Herren Leutnants Honneur gemacht hat, wie er in ſchicklicher Schweigſamkeit die bei aller Komik ſo einflußreichen Anſchauungen und Gebräuche der mächtigſten ſocialen Klaſſe belauſchen, Dokumente auf Dokumente häufen und die wunden Punkte finden konnte, auf die er dann die Pfeile richten würde. Wie er danach auf Kriegsſchule mit Fleiß das höhere Waffenhandwerk lernte; „denn man kann ja nie wiſſen, wozu man wider Willen 'mal gezwungen wird. Da iſt Fortifikations-Kunde eine gute

Wiſſenſchaft.“ Nachdem er dann noch zwei Monate Leutnant geweſen, hat er ſich wieder aus dem Staube gemacht und ſeine „militäriſchen Tabellen“ angelegt, auf die er noch heute ſehr ſtolz iſt.

Ganz anders ſpricht Tönnies. Der kann ſich noch immer die ſittliche Entrüſtung nicht abgewöhnen. Wenn er auf den Literaten Worms gerät, deſſen wahres Weſen ihm allmählich aufgegangen iſt, ſo ſchüttelt er ſich, ruft pfui, pfui, pfui! und ſpuckt auf die Dielen.

„Denkt euch!“ rief er aus, „jetzt hat der Gauner in Berlin ſein Unternehmen faktiſch in's Werk geſetzt und mit ſeinem litterariſchen Bureau zum Überfluß noch eine Bühne verbunden, die von dem Mammon reicher Dilettanten ausgehalten wird, unter der Bedingung, daß Worms ihre Stücke darauf ſpielt!“

„Na, ruhig Blut!“ ſagte lachend Dimitri. „Sie kollern ja wie der reine Zionswächter. Ich glaube, wenn die Moral noch nicht erfunden wäre, Sie hätten das Talent dazu.“

Nun wollte Tönnies ſeinen Grimm auf das Gebiet vom guten Geſchmack hinüberleiten. Doch waren wir an dieſe Eſelsbrücke ſchon gewöhnt, ſo daß er endlich klein beigab und ſich zu beſſern verſprach.

Wieder trat unſre liebe Stille ein. Es wurde geleſen, geſchrieben und geraucht. Draußen hatten Sturm und Hagel ſich gelegt; nur der Regen plätſcherte noch leiſe auf Dächer und Wege nieder.

Mancherlei ging mir durch den Kopf, was mir vor kurzem noch als ſehr beſchränkt erſchienen wäre, alte Lieder fingen an zu klingen, ſentimental und doch erquickend. Da-

mit zog ich lange Fäden kreuz und quer und wob daraus ein Netz, in dem alle Weisheit und höhnischer Widerspruch sich verstrickten, bis sie ganz ausgesogen waren von einer jungen Herzens-Fröhlichkeit.

Wozu das Leben immer als System erfassen wollen? Das ist ein frevelhaftes Unterfangen; nur einem Genius mag es gelingen oder dem Pedanten. Ist es nicht schon so viel, das Leben betrachten zu dürfen? Mag es denn auch ein trauriges Narrenspiel bleiben, so reichlich hübsche Züge finden sich darin, daß es sich wohl verlohnt, langsam mitten durchzuschlendern und an reizvollen Stellen zu verweilen. Wie tröstlich allein, Menschen um sich zu sehen, die vorwärts drängen und mir aufmunternd winken, das Lachen des Dimitri zu hören und den milden, heilsamen Druck von Esthers Hand zu spüren!

Es war rührend anzuschauen, wie sie unsres Tönnies aussichtslose Dichtungen entzifferte und sauber abschrieb, gewiß keine amüsante Beschäftigung. Und doch nahm sie es sehr ernst damit und lebte darin, nicht als ob sie sich hätte aufopfern und ein gutes Werk damit verrichten wollen, sondern einfach, weil es ihrem Wesen entsprach, ein Vertrauen, das ihr geboten wurde, aufzunehmen, mit dem Guten zu teilen, was er für sein Bestes hielt, in dessen Ausgestaltung ihn zu unterstützen.

Ja, ich hätte sie wirklich gern für mich allein gehabt. Solch eine Freundin that mir not. Immer mußte ich ihre stille Anteilnahme um mich fühlen; jeden meiner Blicke würde sie verstehen, auf bange Fragen Antwort finden und bald die heitere Ruhe ihres Gemütes in mich selber überströmen. Doch das waren unfruchtbare Wünsche. Solange

der Bruder ihrer bedurfte, dachte ſie nicht daran, ſich einem Anderen mit ihrer Treue hinzugeben, ſelbſt wenn ſie ihn deren wert befunden hätte. Sonſt allerdings . . . ich glaubte, ſie würde nicht ſchlecht mit mir fahren; hatte ſie mir doch ſelbſt ſchon geſagt, daß ich duldſame, geſellige Lebensformen beſäße, die einer Ehe mit mir alles kerkerhafte nehmen würden. Eſther aber war das einzige Weib, an das ich mich, gerade weil ſie den Mann in mir nicht reizte, gern gefeſſelt hätte. Vielleicht eine Vernunft-Ehe in der beſten Bedeutung, gegründet auf Zuneigung und herzliches Verſtehen, zur gegenſeitigen Förderung und Erleichterung des Lebens. Und ſo wahr es möglich iſt, daß Mann und Weib geſchlechtlich ſich verſchmähen, ſo wahr können ſie auch Freundſchaft miteinander pflegen. Darin ward ich beſtärkt, je näher mir in jenen Wochen Eſther trat.

Im September kehrten wir zuſammen nach Leipzig zurück.

Hier erfuhr ich, daß Erich bereits nach mir gefragt habe und mich bitten laſſe, ihn doch recht bald in ſeiner neuen Wohnung zu beſuchen.

Er hatte ſich eine abgelegene Villa gemietet, die ſchwer zu finden war, hinter Bäumen verſteckt in einem parkähnlichen Garten lag und dadurch, daß ein Groom vor den niedergelaſſenen Jalouſieen Wache hielt, einen verſchanzten Eindruck machte. Der Groom war in eine enge, ſchwarze Livree gekleidet. Er hatte ein laſterhaft hübſches Geſicht wie die Petit-Jéſus der Pariſer Hôtels.

Meinen Eintritt in das Veſtibül mußte ich unwillkürlich mit jenem in das alte Dresdener Haus der Lüttwitz vergleichen, das in allen Stücken den Gegenſatz zu dieſen Luxus-Räumen bildete. Alles war nach dem letzten eng-

lischen Geschmacke stilisiert. Dekorative Extravaganzen, bekannt aus den internationalen Ausstellungen und den Heften des „Studio", waren mit französischen Uebertreibungen nachgebildet. Ein großblumiges, primitives Lilien-Muster breitete sich über die Kacheln des Bodens und der Wände aus. Längs der Decke zog sich ein Fries mit Sgraffito-Malereien hin. Im Mittelpunkt der Halle stand, wie um die Raumverschwendung noch zu unterstreichen, als einziges Möbel eine winzige Kreis-Ottomane mit hellgrünem Leder-Überzug. Betäubende Düfte von Blumen und Parfums, Iris und Eß-Bouquet, erweckten mir Vorstellungen von Damen-Boudoirs und Sterbe-Zimmern.

Erich selbst fiel nicht aus dem Rahmen seiner Einrichtung. Doch fand ich ihn anders vor, als ich mir eingebildet hatte, keineswegs überreizt noch körperlich verfallen, hohläugig oder neurasthenisch. Vielmehr beherrschte ihn ein blasiertes Phlegma; sein Gesicht war voller als sonst, leicht gedunsen und schlaff in den Muskeln, von gelblicher Farbe; seine hohe Gestalt ungebeugt, nur fetter geworden. Er freute sich offenbar, mich zu sehen. Aber der Ausdruck dafür war nachlässig und matt.

„O, Erich, Erich, sage und erkläre mir, was dies alles heißen soll."

„Nun, ich versuch' es auf meine Weise, merkwürdige Zustände zu erleben," antwortete er, indem er halb trotzig, halb zerknirscht beide Hände in die Taschen seines grauen Flanell-Anzugs steckte.

„Und aus demselben Grunde verhängst du deine Fenster und zündest rote Lampen an, während draußen die herrlichste Sonne scheint?"

„Ich probiere das so auf einige Zeit. Wenn ich der Lampen überdrüssig bin, kommen neue Licht-Effekte dran. Die Sonne kenne ich seit sechsundzwanzig Jahren und habe eigentlich wenig Freude an ihr erlebt."

„Was hast du dir denn da für Bilder angeschafft?"

Ringsherum, an den Wänden und auf Staffeleien hingen Skizzen und Studien, in Öl oder Aquarell, aus allen möglichen Schulen und Richtungen, viele von großer Meisterschaft, andere schlimmes Stümperwerk. Bevorzugt waren die Impressionisten und die Fanatiker des Ultra-Violett.

„Die hab' ich alle in Paris gefunden. Auf dem Rückweg hielt ich mich dort zehn Tage auf. Ein Mäcen aus Ostende führte mich durch die Ateliers. Was ich bekommen konnte, hab' ich mir gekauft oder wenigstens geliehen."

„Aber, nimm mir's nicht übel, es sind doch darunter ganz unmögliche Sachen! Was soll zum Beispiel diese Symphonie in weiß und scharlachrot bedeuten?"

„Das ist eben eine Symphonie in weiß und scharlachrot."

„Eine Mystifikation ist es; darauf kannst du dich verlassen."

„Meinetwegen," lachte Erich melancholisch; „daß sich die Maler über mich lustig machten, hab' ich wohl bemerkt. Haben auch allen Grund dazu, dort in ihrem Quartier Montmartre, wo sie arbeiten, für ihre Ziele und zu ihrem Vergnügen; da ich von hoher Kunst doch einmal nichts verstehe, so halte ich jetzt für richtig, alles schön zu finden. Und das ist gar nicht so schwer, als man glauben möchte.

Ich ſtelle mich einfach hin vor ſolch einen Schinken und rede mir dies und jenes ein. Dann nach Verlauf von drei Minuten bin ich befriedigt von dem Eindruck und gehe zum nächſten über.“

Ich ſah mir das Zimmer noch etwas näher an. Urſprünglich mit einem zierlichen Mobiliar von Mahagoni eingerichtet, war es nachträglich mit perſiſchen Teppichen und türkiſchen Goldſtickereien, mit italieniſchen Broncen und Majoliken überladen worden. Nargilehs und imitierte Japonnerieen ſtanden auf Spiegelſchränkchen und Etagéren, alles ſchon etwas verſtaubt und verwahrloſt und nicht immer vom beſten Geſchmack.

Einige Andeutungen und Ratſchläge konnte ich nicht unterdrücken. Erich aber fiel mir ziemlich gereizt in's Wort: er wünſche nicht, belehrt zu werden. Das ſei jetzt ausſichtslos. Die letzten paar Illuſionen, die er noch habe, ſolle man ihm, wenn ſie auch lächerlich ſeien, nicht zerſtören.

Er führte mich alsdann durch die übrigen Räume, die anſcheinend unbewohnt blieben und deshalb einen kalten, wenn auch ſtilgerechten Eindruck machten. Er hatte ſie fertig aus der Pariſer „L'art nouveau“ bezogen. Niedrige Polſter ſtanden neben kleinen, leeren Tiſchen; nur die Kamine waren breit, mit Ornamenten verſchwenderiſch ausgeſtattet, durch einen Halbkreis von Arm-Seſſeln und Sofas, vor denen Fußkiſſen lagen, zum „fire-place“ erweitert.

„Das iſt alles ſehr hübſch,“ bemerkte ich.

Erich ſah mich zweifelnd an:

„Wenigſtens iſt es Mode; deshalb macht es mir gerade noch Spaß.“

Als wir nach dem ersten Stock aufstiegen, wurden die Iris-Düfte stärker und schienen jeden freien Atemzug vergiften zu wollen.

Einen Augenblick hielt Erich mich zurück und sagte mit cynischem Lächeln:

„Hier oben befinden wir uns an den äußersten Grenzen meiner Lebensfreude: Bijouterien der Liebe in entsprechender Fassung! Darf ich damit vor dir prahlen?"

„Ja, thu' das immerhin! Ich bin schon so neugierig, daß mir davor graut."

Er öffnete ein Zimmer, das lang und niedrig, im Styl der deutschen Renaissance gehalten war. Auf schwerem Eichenholz-Tisch eine Lampe, deren Gaze-Schirm alles auf Meergrün stimmte. An diesem Tische saß eine große, blonde Frauensperson. Sie hatte die Ellenbogen aufgestemmt und las in einem Kolportage-Heft.

„Das ist Thusnelda," sprach Erich, „ein Typus, den ich eigentlich schon überwunden habe. Erhebe dich, Thusnelda und begrüße uns."

Träge schob die Gestalt sich in die Höhe, grinste verdrossen und sagte: „Guten Abend, die Herren."

„Sei brav und nett!" gebot ihr Erich; „solange du noch hier bist, sollst du die Freudige sein. Dazu hab' ich dich eingeladen. — Aber," wandte er sich zu mir, „sie scheint uns nicht zu gefallen. Gehen wir also weiter."

Darauf gelangten wir in ein kleineres Zimmer, das von dem Lichte zweier Reflectoren in himmelblau erstrahlte. Ein überschlankes, elegantes Wesen warf sich Erich, sobald er eintrat, an die Brust.

„Du liebst mich nicht, nein, du liebst mich nicht!“ rief sie unter krampfhaftem Schluchzen. „Ich weiß es, du willst mich von dir stoßen.“

Da strich er ihr begütigend die Löckchen aus der Stirn und schwor, daß er sie lieben würde bis zu seinem Tode.

Sie dankte ihm mit dem leidenschaftlichen Aufschlag ihrer weiten, hellen Augen und begrüßte dann auch mich, verschämt und kokett.

„Womit hast du dich beschäftigt, meine teure Elvira?“ fragte Erich.

„Ich habe für dich gehäkelt,“ antwortete sie, „Deckchen mit Sternen.“

„Das ist rührend, Geliebteste. Doch mein Freund drängt zum Abschied. Lebe wohl, Elvira!“ Und wir verließen sie.

Jetzt betraten wir einen dritten Raum, eng und sechseckig wie ein Turm-Gemach. Drei Milch-Glas-Kugeln mit elektrischem Licht tauchten von oben her das Zimmer in weiß und leuchteten wie Sonnen über einer Landschaft Schnee. Weiß waren auch die Teppiche von Kaschmir, mit weißer Seide die Wände bekleidet und die Polster bezogen, weiß gebeizt das Holz der Sessel und der Tische mit den gewundenen Füßen.

Ein Kind mit dunklen Locken, ganz in Brüsseler Spitzen gehüllt, sprang uns entgegen.

Kaum hatte sie mich erblickt, so faßte sie mit einem Jubelschrei nach meinen beiden Händen, schwenkte sie hin und her und lachte wie ein ausgelassener Knabe.

Es war Amaryllis, die Bettlerin.

Erich zeigte sich verblüfft, doch ohne Eifersucht. Ich erklärte ihm die Freude der Begegnung, und Amaryllis fügte hinzu, daß sie mir gar viel zu verdanken habe.

Als ich sie auf Stirn und Augen küßte, ging mir ein Schauder über's Herz. Noch empfand ich ein wenig von ihrer Süßigkeit; aber ängstliche Bedenken gesellten sich dazu und Spuren einer gewöhnlichen Reue; dann auch ein Gefühl der Erleichterung, daß sie für mich nicht mehr gewesen als ein Abenteuer und kein Sinnbild, wie jetzt für Erich, kein Symptom.

O, welch' unheimliche Handlung der Freundschaft ging wider Wissen mit ihm vor, daß er eintrat an meine Stelle und die abschüssigen Pfade weiterschritt, von denen ich mich langsam rückwärts wandte, und daß ich bei jedem seiner gefährlichen Schritte mehr Sicherheit für mich selbst gewann! —

Erich betrachtete die Amaryllis, als ob sie sich verändert hätte. Doch seine Gedanken verließen sie bald. Ihre Finger entglitten ihm, und er liebkoste zerstreut seine eigene Hand. Dann sagte er:

„Es freut mich eigentlich, daß es kein anderer gewesen ist als du. Das giebt Vertraulichkeit. Ich denke, darauf hin könnten wir hier bleiben und den Thee zusammen nehmen."

Ein Diener brachte den Samowar und einen schweren braunen Kasten, in dem das Cello stand.

Amaryllis entzündete die Flammen unter dem Kessel und bereitete den Thee, à la Dubelloy, mit doppeltem Aufguß. In jedes Glas schüttete sie einen Löffel Cherry-Brandy und wußte schon dabei die außerordentlichen Reize

ihrer Bewegungen mit Kunſt und Takt in's rechte Licht zu ſetzen.

„Wer von euch beiden hat mich lieber?“ fragte ſie.

„Zur Zeit wohl Juſt,“ antwortete Erich, „entſchuldige.“

„O,“ ſagte bedauernd Amaryllis, „mit wem biſt du mir untreu?“

„Ich bin verliebt in einen Poeten, den ich kennen lernen möchte. Zwar weiß ich nicht, wie er heißt, noch wie er ausſieht. Aber ich liebe ihn mit einer wahren körperlichen Sehnſucht, aus einem einzigen ſeiner Gedichte.“

Ich fragte, ob es gut ſei, das Gedicht.

„Nein, mir ſcheint ſogar, daß es ſchlecht iſt. Aber der ganze Menſch muß darin enthalten ſein, ein ganz unſagbar kompliciertes, empfindſames Kerlchen, in deſſen Armen ich zu Grunde gehen möchte.“

Er begann zu recitieren. Dabei legte er die Hände vor ſeine Augen. Wirklich ſchien er uns zu vergeſſen; denn er ſprach ſehr gut:

„Dies iſt ein Ding, das keiner voll ausſinnt
Und viel zu grauenvoll, als daß man klage,
Daß alles gleitet und vorüberrinnt.

Und daß mein eignes Ich durch nichts gehemmt
Herüberglitt aus einem kleinen Kind,
Mir wie ein Hund unheimlich ſtumm und fremd.

Dann, daß ich auch vor hundert Jahren war
Und meine Ahnen die im Totenhemd
Mit mir verwandt ſind wie ein eignes Haar

So eins mit mir als wie mein eignes Haar . . .“

Amaryllis klatſchte in die Hände, weniger um Beifall zu ſpenden als zur Unterbrechung.

„Iſt das alles?“ fragte ſie enttäuſcht. Vielleicht war ſie auch eiferſüchtig auf den Poeten.

„Ja, nicht wahr, das iſt etwas wenig?“ Er hatte ſeine Augen rot gedrückt und die Haare zerzauſt. Deshalb blickte er verſtört und übernächtig drein.

Ich meinte, es ſei ziemlich kühn, um einiger Verſe willen ſich in den Dichter zu verlieben. Erich gab zu, daß es bewußte Einbildung geweſen wäre, und ich erzählte ihm zur Abkühlung, daß auch ich einmal einen jungen Wiener Dichter aus ſeinen entzückenden Skizzen zu erkennen glaubte, bis ich ſeinen intimſten Freund perſönlich kennen lernte und die Skizzen mir darnach zuwider wurden.

Dann erwähnte er im Laufe des Geſpräches noch einen franzöſiſchen Autor; von dem hätte er einmal ein Buch geleſen, deſſen Held den klugen Gedanken gehabt, ſeinem Leben noch eine kurz beſtimmte Friſt zu ſetzen und ſeine Gelder ſowie die übrigen Bedingungen des Lebens bis zum Tage des Gerichtes derart einzuteilen, daß ihm das vis-à-vis de rien zum Fallbeil werden mußte.

„Den Plan hab' ich jetzt für mich ſelber acceptiert. Und um der Sache ein Relief zu geben, werde ich am Toten-Sonntag meine letzten Stunden feiern.“

Nun, vorläufig wagte ich die Ausführung noch zu bezweifeln. Auch Amaryllis lachte nur ſchelmiſch vor ſich hin.

„Er will uns fürchten machen,“ kicherte ſie, „damit wir immer toller auf ihn werden. Er iſt ein kleiner Schäker mit ſeinen Sterbe-Gedanken.“

„Ja, eigentlich habt ihr recht,“ anwortete Erich; „wer davon ſpricht, der thut es nicht. Wir wollen es alſo dahin-

geſtellt ſein laſſen. — Ich ſchlage vor, ein wenig zu muſicieren.“

Damit begann er auf ſeinem Cello ein Potpourri zu geigen, deſſen Diſſonanzen Amaryllis komiſch fand.

X.

Der Eindruck, den ich aus Erichs Hilfloſigkeit empfing, kam zu überraſchend, zu fremdartig, als daß ich ihn leicht verwunden hätte. Die grotesken Sprünge und Verrenkungen ſeiner Laune, die durchaus Freiheit und Luſt bedeuten ſollten, erweckten mir dieſelben Schauer einer Beängſtigung, gewürzt mit Komik, an denen ſich das Publikum im Variété erfreut, wenn der Clown ſich kunſtgerecht erhängt. Die Gewißheit zwar, daß es mit Erich ernſthaft ſtehe, ließ ſich nicht abweiſen; doch trat ſein Elend mit ſoviel Poſe auf, daß eigentliches Mitgefühl nicht rege werden konnte. Unheimlich war mir nur, daß ich auf dem Grunde ſeiner Seele mein eignes Spiegelbild erblickte, die ſchlaffen, maroden Züge eines Unterliegenden, der ſich auf die Beherrſchung des Lebens nicht verſteht oder zu feige dazu iſt. Der Verzicht auf die Wahrheit irgend einer Lebensanſchauung, einer Lebensnorm und eines Zieles war uns beiden gemeinſam. Daß ich damit in Frömmigkeit geſtrandet war, erwies ſich als Fallit nicht weniger deutlich, denn jenes verzweifelte Schlaraffen-Leben, das wenigſtens zeitweiſe noch vergnüglich war.

Aber ich glaubte mich noch nicht am Ende! Freiwillig und kalten Blutes war ich unter's Joch getreten;

freiwillig konnte ich umkehren, sei's auch in ärgeres Wirrsal denn zuvor. Und ich wollte diese Umkehr! Mein Spiegelbild hatte mir Furcht eingejagt, heilsame Furcht vor einem nach rapideren Verfall, einer völligen Auflösung, wie sie sich schon bei Erich ankündigte. Bei mir wäre sie entsprechend aufgetreten, etwa als die unheilbare Verspimpelung im Kirchentum; ich konnte — wer weiß? — noch ein Habitué der stillen Messen, ein Betbruder der Hökerinnen oder Kassierer im Laurentius-Vereine werden.

Nun, dahin sollte es wahrhaftig nicht kommen! Zu meiner freudigen Verwunderung traten die Depressions-Anfälle, die peinvollen und stets fruchtlosen Kämpfe des grüblerischen Willens gegen die Instinkte vorläufig nicht mehr auf. Ich fühlte mich leidlich zufrieden mit mir selbst, obwohl keine Veranlassung dazu vorhanden war; nur wollte mir jetzt scheinen, als habe ich allen Grund, mich in meiner Eigenschaft als Weltbewohner und Zeitgenosse zu bescheiden. Das waren Nachwirkungen des freundlichen Sommers und Früchte seiner Regentage. Sobald ich die Stadt durchschritt, neigten wieder alte Buchen ihre Äste über mich, und wenn ich mit ansehen mußte, wie dumme Kannegießer ihren Wanst an den Stammtisch drückten, so traten neben mich die Fischer vom Bodden in ihrer Schweigsamkeit. Das Brausen der See hatte sich in meinem Herzen wie in einer Muschel gefangen; mit dem Flüstern der Zweige und dem Vogel-Gezwitscher gab es einen wundersamen Akkord, der Fragen und Klagen besänftigte, so oft sie auferstehen wollten. Und auch die Freunde, Dimitri und Esther und Tönnies, ohne deren Gesellschaft mir kaum mehr ein Tag verging, waren mir gleicherweise teuer in der Erinnerung

wie im Vertrauen auf den Beistand zu weiterem Fortschritt. Neuerdings kam es vor, daß Dimitri mein gottgefälliges Friedens-Bedürfnis mit gutmütigem Spott abhandelte. Dann trat ich gegen mich selbst auf seine Seite und half, daß die Hiebe ins eigene Fleisch auch saßen. Von dem Zauber seines Lächelns flogen die frommen Nebel in Fetzen aus einander und öffneten meinem geblendeten Auge unverhoffte, sonnige Perspektiven.

Bald konnte ich nicht anders als meinen neuen Glauben mit Humor betrachten und ihn dadurch an der Wurzel wieder auszurotten. Allerdings hätte ich ein noch schlimmerer Hypochonder sein müssen, um den Ernst zu bewahren bei der Entdeckung, daß ich der doppelt Geprellte war; denn kaum im Besitz der ersehnten Gnaden, versagten sie den Dienst, und ein durchaus unangemessenes Wohlbefinden ließ mich das außerdem nicht einmal bedauern. Im Gegenteil, es freute mich, daß der frevelhafte Versuch, meinen Intellekt zu vernichten, fehlgeschlagen war; es erfüllte mich mit Selbstbewußtsein und steigerte den Trieb zu geistiger Bethätigung. Ein paar Mal beteiligte ich mich noch an den Funktionen der Kirche, an der Messe und an den Vereinssitzungen, geriet aber dabei stets in einen solchen Morast von Skepsis, Widerwillen und gemeiner Lachlust, daß ich schon aus Besorgnis, Skandal zu erregen, endgiltig darauf verzichten mußte.

Ohne Groll verließ ich diese Kirche, von der ich mir so viel, von der ich mir alles versprochen hatte. Mit leichten, frohen Schritten ging ich davon, wie aus einem Hospitale, das ich aufgesucht, um eines sanfteren Todes darin zu sterben und das dann seinen Wert verlor, weil

es beſſer mit mir wurde. Meine Ehrfurcht vor der katholiſchen Idee blieb mir erhalten; getäuſcht war ich nur in der Form, die freilich niemals der Idee entſprechen wird, ſobald ſie den Bedürfniſſen einer faul gewordenen Maſſe dienen ſoll.

Und noch eines ſagte ich mir: Wir wollen ſie nicht angreifen, dieſe Kirche. Sie wird fallen, ſobald es nichts mehr für ſie zu thun giebt. Bis dahin wollen wir es ihr danken, daß ſie ein Kerker iſt für Menſchen, die nicht aus ſich ſelber leben können. Auch müßte die Maſſe der Armen im Geiſte uns Einzelnen gefährlich werden, wenn ſie am Kampf um intellektuelle Güter ſich beteiligte. Mit ihren plumpen Füßen würden ſie jede Blüte der Kultur im Keim zertreten. So aber ſind ſie nichts weiter als bedeutungsloſe Sklaven, ein gefeſſeltes Proletariat. Prieſter und Staats-Raiſon geben brav Acht, daß ihre Kritik- und Geſchmackloſigkeit uns kein Unheil anrichtet.

Der Weg, auf dem ich mich vom Überirdiſchen abwendete, führte indes nicht in den einſtmals ſo verhaßten Zuſtand der Selbſtzerfaſerung und Selbſtentwürdigung zurück, ſondern mitten hinein in's Menſchen-Volk, deſſen Niedrigkeiten mich jetzt viel weniger empören wollten. Faſt heimatlich mutete es mich an, daß ich die Leutchen nach meinem Ausflug in's Transcendentale genau ſo wiederfand, als ich ſie verlaſſen: ein bißchen gemein, ein bißchen lächerlich, aber im ganzen doch leicht zu behandeln. Wenn ich ſie ſo beſorgt ihren irdiſchen Geſchäften nachlaufen ſah, hatten ſie faſt etwas rührendes für mich. Darin, daß ſie allerlei erſtrebten, was ihnen bald gewährt, bald verſagt wurde, glichen ſie meiner eigenen Ruheloſigkeit, und es kam mir

vor, als gehörten wir doch eigentlich zusammen. Weit entfernt, meine Teilnahme zu erregen, reizten sie doch schon meine Neugier. Es ließ sich ihnen ganz nett zuschauen, ganz unterhaltsam bedenken, warum sie so gerade handelten und nicht anders, ob sie dies oder jenes Ziel wohl erreichen würden, oder was dem entgegenstände. Ich dachte, daß dieses Lebens Narrenspiele in Wahrheit gar nicht so traurig seien und keinesfalls langweilig. Man müßte sich nur dazu entschließen, eine Weile recht geduldig und beschaulich davor stehen zu bleiben; vielleicht würde man dann von der Handlung ergriffen und von den Scherzen erheitert werden.

Bald suchte ich diesen oder jenen alten Bekannten wieder auf, las die Zeitungen, betrat die Kneipen, unterhielt mich mit Arbeitern über die Löhne und mit Ladenmädchen über ihren Putz. Ja, sogar zu einer förmlichen Besuchs-Tournée raffte ich mich auf und nahm Einladungen an, ohne dem menschlichen Verkehr dabei zu fluchen.

Wie ein Detektive folgte ich den Mienen der Kavaliere und dem Geschwätz der alten Damen, und regelmäßig ward mein Spürsinn und mein guter Wille mit irgend einer amüsanten Entdeckung belohnt. So kam allmählich die Leidenschaft des Sammlers über mich; ich wurde nicht müde, charakteristische Bewegungen, Äußerungen, dialektische Kniffe, Kuriositäten der Eitelkeit, der Empfindlichkeit, Züge von Ehrgeiz, Zähigkeit oder Sanftmut, kurz ein ganzes Repertorium menschlicher Seelen-Dokumente in meinem Gedächtnis und später auch auf dem Papiere anzuhäufen.

Vorläufig verfolgte ich keinen anderen Zweck, als mich mit diesem Material zu unterhalten, es zu vermehren und

zu ſichten. Nur wie zum Spaße fing ich darauf an, die Sache ſynthetiſch zu faſſen. Ich kombinierte zum Beiſpiel die bei einer beſtimmten Perſon entdeckten Eigenſchaften und ſuchte daraus einerſeits die angeborene Natur, andererſeits den erworbenen Charakter zu beſtimmen. Dann ordnete ich die ſo gewonnenen Individuen in Gruppen und erhielt den Typus, bis ich endlich kleine Eſſays darüber auszuarbeiten wagte. Alſo etwa: „Über Nüancen der Bismarck-Verehrung bei Alkoholikern," oder ferner: „Scheint der Oberlehrer zu bedauern, daß er keine geſellſchaftliche Stellung genießt?" oder auch: „Die Anſichten der höheren Töchter über Schicklichkeit" und ſo weiter und ſo weiter.

Ich verhehlte mir nicht, daß alles dies nur Spielereien waren, unwiſſenſchaftlich und nutzlos für das Gemeinweſen; aber ſie wurden mir zu einer ſo lieben und fröhlichen Unterhaltung, daß ich mich über keine tote Minute mehr zu beſchweren hatte. Jeder Menſch, der mir begegnete, jedes Buch, das ich las, ward mir zu einer Fundgrube überraſchender Aufſchlüſſe. In tauſend und abertauſend menſchlichen Weſen lebte ich mit, und meine eigne Lebenskraft nahm damit einen ungeahnten Aufſchwung. —

Was ich ſonſt mit Entrüſtung von mir gewieſen hätte, die Zumutung, drei Stunden der Betrachtung eines Pferde-Rennens zu widmen, nahm ich mit Vergnügen an, als Erich es mir vorſchlug.

Erich hatte ſich neben anderen Modegegenſtänden auch einen Dog-cart zugelegt, den er kunſtgerecht kutſchierte, während ſein Groom mit verſchränkten Armen auf dem Hinterbänkchen ſaß. So jagte er täglich in polizeiwidrigem Trabe durch die Stadt und fing bereits an, bei den

Bürgern eine unliebsame Berühmtheit zu erlangen. Denn auch über die versteckte Villa waren schon Einzelheiten in der Leute Mund.

Auf diesem Dog-cart also bot er mir den Platz zu seiner Linken an, da er es doch nicht für geraten hielt, sich von einer seiner Harems-Damen begleiten zu lassen.

An einem klaren September-Tage fand das letzte der Herbstrennen statt. Inmitten einer endlosen Kolonne von Equipagen fuhren wir hinaus nach der Rennbahn. Mit Genugthuung bemerkte Erich, daß unter den Leipziger Patricier-Gespannen, die als mesquin bei jedem Kenner berüchtigt sind, das seinige durch erlesenen Geschmack sich auszeichnete. Er sprach sehr fachmännisch von den Gäulen, welche laufen sollten, von deren Abstammung und Gewicht, nannte mir einige Favorits, auf die er wetten wollte und bespöttelte die Outsiders. Ich mußte über dies neueste Stadium seiner geistigen Entwicklung lachen. Etwas gekränkt erklärte er mir, daß man doch auch den Sport „in sich aufnehmen" müsse.

Sonst war nicht viel aus ihm herauszubekommen. Er verhielt sich schweigsam, und aus dem starren, fettgewordenen Gesicht ließ sich nicht entnehmen, ob er absichtlich sich verschloß oder ob er nichts mehr zu verschließen hatte.

Auf dem Sattelplatz, nach dem er mich führte, trafen wir Kameraden seines Regiments. Er versuchte im Gespräche, ihre Art zu treffen; doch schon fehlte ihm die Sicherheit. Sie wußten nicht recht, was sie jetzt aus ihm machen sollten und benahmen sich zurückhaltend. Der schrille Unterton seiner blasierten Redeweise kam ihnen verdächtig vor. Seine Oberflächlichkeit war doch nicht die

gewöhnliche, die für so vornehm gilt, weil sie selbst Gefühl und Intelligenz verachtet.

Ich ging inzwischen meinen kleinen statistischen Liebhabereien nach. Gewissenhaft nahm ich die Manieren des „Renn-Onkels“ auf, der sich infolge häufigen Umganges mit dem Typus „Renn-Pferd“, diesem in zahlreichen Merkmalen nähert. Nicht nur, daß er dessen Ideal-Eigenschaften, das Sehnige, Nervige, Rassige an sich selber auszubilden sucht, nein, auch die instinktiven Bewegungen der Nase, des Halses und der Schenkel werden ihm mit der Zeit zu eigen. Er trägt den Kopf in edler Haltung, bläht, wenn er sich erregt, die Nüstern, und endlich nimmt sogar das Antlitz den Ausdruck seines Abgottes an, jene milde Regungslosigkeit, die schon der Kavallerie-Fähnrich über seine Züge legt.

So in Betrachtungen versunken, schlenderte ich den Ring, längs der Tribünen, auf und nieder, wärmte mich am herbstlichen Sonnenschein und begoß das Pflänzchen „Wurschtigkeit“, das in meinem Herzen blühte. Den Erich hatte ich im Kreise der Sportsmen an der Wage zurückgelassen. Unsre konträren Stimmungen hätten sonst leicht ein Zerwürfnis provozieren können.

Die Rennen wickelten sich vorschriftsmäßig ab. Pferde, von Jockeys oder Offizieren geritten, rasten wie toll vorüber. Das Publikum, gleich einer schwarzen Mauer vor mir, schrie, keifte und hetzte, und johlte, wenn die Sache zu Ende war, dem Sieger zu, der dann, stolz wie ein Stierkämpfer, sich begaffen ließ. Meine Augen bestrichen das alles nicht anders als Bilder eines Kinematographen. Da gingen Bewegungen vor, die mich nicht im min-

deſten berührten, aber aus der bloßen Veränderung der Linien ließen ſich gelegentlich hübſche Schlüſſe ziehen.

Als eben wieder ein paar Helden unter dem Geheul der Menge durch's Ziel geflogen waren, empfand ich den Wunſch nach einem Erlebnis. Ich zahlte die Milch mit Cognac, die ich zur Abwechſelung genoſſen und erhob ganz achtlos meine Blicke zur Mitteltribüne, wo die beſſeren Leipziger Damen ihre Herbſt-Toiletten auszuſtellen pflegen.

Doch wer grüßte mich da? Wer nickte mir zu mit der charmanten Huld eines Backfiſchs von Welt? — Alice, die ſelbſtverſtändlich — wie konnte ich das auch vergeſſen! — jedes Rennen beſuchte! Neben ihr die Mama, mit dem Operngucker vor den Augen, hinter ihr Leutnant von Fiedler, der, wie ich den Hut faſt bis zur Erde zog, ſehr zeremoniös die Hand zum Mützenſchilde führte.

Augenblicklich nahm ich, in mühſam gedämpfter Schnelle, die Stufen, küßte der Mama, die mich gnädig aufnahm, ihre perlgrauen Glacés und ſtand ſo überglücklich, ſo verwirrt vor der geliebten Alice, daß ſich der gute Fiedler mit einem Hüſteln erſt bemerkbar machen mußte.

Ja, was ſollte ich nun anders vorbringen als die Redensarten, die man ſo auf Lager hat, alſo: — ob die Herrſchaften einen angenehmen Sommer verlebt?

„Ach ja, reizend war es, und herrliches Wetter hatten wir."

„Und nette Geſellſchaft gefunden?"

„Ach ja, ſehr nette zum Teil: ein paar Rittergutsbeſitzer aus Pommern und dann eine Nichte von Caprivi, denken Sie, eine Nichte vom Reichskanzler! Aber im übrigen . . . nein, dieſe Juden, dieſe Juden!"

„Wo haben Sie denn heute Ihren Herrn Papa gelassen?“

„Im Geschäft. Zu schade, immer noch hat er im Geschäft zu thun.“

Leutnant von Fiedler, der wahrscheinlich eben erst denselben Dialog genossen hatte, zwinkerte schläfrig mit den Lidern, was ich ihm nicht verdenken konnte, und empfahl sich schließlich mit der erfreulichen Aussicht auf „Wiedersehen nachher.“ Er hatte überhaupt etwas gedrücktes, unsicheres in seinem Auftreten, strahlte aber plötzlich auf, als Alice ihm ermutigend zulächelte und ihn warnte, er solle sich am Büffet den Magen nicht verderben. Wie sie mir erklärte, besaß er eine Schwäche für alle kompakten Nahrungsmittel.

Wir kamen auf das Rennen zu sprechen, und Alice hatte den Wunsch, sich irgend etwas in der Nähe anzusehen. Die Mama, in eifriger Unterhaltung mit einer Generalin, war zu bequem, um aufzustehen, so daß es mir leicht gelang, Alice allein zu begleiten.

Wie zwei losgelassene Kinder sprangen wir die Stufen hinab. Alice war auf einmal wieder ganz die alte, fragte mich anzügliche Dinge und leuchtete mit ihren vielversprechenden Augen, daß es mich heiß überlief. Ein Übermut befiel mich und eine Sicherheit ihres Besitzes, als ob dieser allzu öffentliche Vergnügungs-Ort mir jederzeit zum Brautgemache werden könnte. Mir war, als gäbe es tausend Zauberformeln, von denen eine, ihr in's Ohr geflüstert, genügen müßte, sie mir gänzlich zu unterwerfen.

Plötzlich jedoch nahm ihr Gesicht einen nachdenklichen Ausdruck an. Über dem Näschen zeigte sich eine dünne,

ſenkrechte Falte, die Lippen öffneten und ſchloſſen ſich zaudernd.

Ich fragte:

„Sie haben eine Neuigkeit für mich?“

„Ja, freilich eine Neuigkeit, aber gegen Sie.“

„O?“ Jetzt ſchwante mir ſchon das Unheil.

„Nun, Sie können es ſich doch denken.“

„Wie? — Bereits geſchehen? — Offiziell?“

„Noch nicht. Aber in den nächſten Tagen.“

„Und wer iſt der — Unglückliche?“ das Scherzen ſtrengte mich an. War doch ein verteufelter Schlag für mich.

„Der, den Sie eben ſahen,“ antwortete ſie — wie ich zu bemerken glaubte, mit unterdrückter Heiterkeit.

„Dieſer . . ? Aber, um alles in der Welt, wie iſt das möglich! Und dabei macht der Kerl noch ſolch ein ſchafiges Geſicht.“

„Dazu hat er allen Grund. Ich bin nämlich noch tief in der Bedenkzeit drin. Übermorgen läuft die Friſt erſt ab. Nun, was raten Sie mir? Soll ich ihm ja ſagen?“

„Das werden Sie wohl ohnehin thun.“

„Und warum auch nicht?“

„Solch ein . . ! ſolch ein Idiot . . . ſolch eine Kommiß-Pflanze!“

Alice brach in ein helles Gelächter aus. Das wirkte erlöſend uud ſteckte mich an.

„Was wollen Sie denn?“ rief ſie. „Er iſt zwar kein Kirchenlicht, aber ein ganz tüchtiger Front-Offizier. Ich hab' mich bei ſeinen Kameraden darnach erkundigt. Bis zum Oberſten wird er's wohl noch bringen; na, und mehr will ich gar nicht. Er iſt gut, brav, zuverläſſig, be-

ſcheiden und gefällig, alſo der beſte Ehegatte, den man ſich vorſtellen kann. Damit ſollten Sie doch beſonders zufrieden ſein. Oder möchten Sie mich lieber mit einem feurigen Liebhaber oder mit einem alten Roué verheiraten?“

„Alice, freveln Sie nicht; das natürlich noch viel weniger! Nur eines ſagen Sie mir: graut Ihnen denn nicht ein wenig vor den . . . wie ſoll ich ſagen? — vor ſeiner — Leidenſchaftlichkeit?“

„Pfui!“ flüſterte ſie, errötete und lachte.

Wir hatten ganz vergeſſen, uns das von Alice bezeichnete Renn-Pferd in der Nähe anzuſehen und wandelten ſtatt deſſen auf dem Dammweg, wo nur fremdes Publikum ſich ſtaute und niemand uns behorchen konnte.

Nun war ich durch jene Eröffnung, die mir eigentlich nicht überraſchend hätte kommen dürfen, wieder einmal aus allem Gleichgewicht gebracht. Doch blieb ich ſo weit meiner Herr, daß ich an den einzigen grimmigen Gedanken mich klammerte: nichts verloren geben!

„Liebſt du ihn?“ fragte ich, wie aus alter Gewohnheit.

Sie wendete das Geſicht ſchnell nach der andern Seite und dann ſchnell wieder her zu mir, während ſie unter den geſenkten Lidern hervor mich anblitzte. Das ſollte wohl Schütteln des Kopfes, Verneinung bedeuten. Ich ſtreifte mit leiſem Drucke ihre Hand, die neben der meinen niederhing, und mir war ganz ſo, als ob ſie dieſen Druck erwiderte.

Und nun geſchah etwas, daß ich mir nimmermehr zugetraut hätte, weil es dem Weſen meiner letzten zehn Jahre direkt zuwiderlief: eine Sturmflut tobender, unergründlicher Gefühle raſte über mich hin und ſchwemmte

alle klüglichen Erwägungen, alle Berechnungen, Bedenken und Vorgänge meines wohldurchleuchteten Bewußtseins mit sich fort. Durch irgend eine seltsame Verknüpfung seelischer Fäden fühlte ich mich zurückversetzt in die glühendsten Stunden meiner Knabenjahre. Ich liebte darauf los wie ein unvernünftiger Junge, und ich begehrte ganz naiv und ganz gewöhnlich wie der erste beste Bauernbursche, ohne mich zu belauschen oder mit kleinen Empfindungen zu experimentieren. Was so plötzlich mit mir vorging, weiß ich heute so wenig wie damals. Es kam eben über mich, ein Komplex dunkler Instinkte: Leidenschaft, zu besitzen, Mut, zu erobern, Haß gegen den Rivalen und Seligkeit des physischen Vermögens. Und endlich, nicht zum wenigsten: daß es sich jetzt um die Gesamtheit eines Menschen handelte, der mir gehören sollte, nicht nur um eine wässrige Freundschaft oder um Stunden eines Leibes.

Mit durstigen Blicken sog ich, wie sie dahinschritt, die wechselnde Grazie ihrer Bewegung, das Spiel der Linien in mich auf. Es brannten vor mir die Farben ihres Fleisches, das rosenrot der Wangen, das elfenbein ihrer ach! niemals entschleierten Statue. Ihre Stimme liebkoste mich, wiewohl sie schwieg; der Duft ihres nahen Blutes stieg mir zu Kopf wie süßer Wein, und tausend Kostbarkeiten, deren Art man nicht ausdenken darf, steigerten meinen Rausch zur Verzückung.

Zum ersten Mal entdeckte ich in ihr das Weib, nichts als das Weib; weder Spielzeug noch Gefährtin, sondern einzig die gemeine, die natürliche und so übermächtige Gattung, das mir zugehörige Geschlecht. Doch lag dessen Zauber nicht sowohl in den Verlockungen

der Form und ihrer Zwecke als in dem Urquell vom innersten Wesen der Geliebten, in der ihr eigentümlichen Kunst, mit mädchenhafter Torheit anmutig zu erscheinen und durch lüsterne Sehnsucht im Glanze müheloser Keuschheit mich zu berücken.

„Wenn du jetzt bei mir wärest, Alice . . !“

Das sprach ich ihr in's Ohr; doch unmerklich, fast wie Seufzer kamen mir die Worte. So reich an Kräften fühlte ich mich nun — dabei so elend!

Sie blickte mit verschleierten Augen flüchtig zu mir auf. Ein fremder, ängstlicher Ausdruck war darin, der mich verwirrte und zu sinnlosem Vorwärts-tasten stachelte.

„Nur ein einziges Mal noch möcht' ich dich bei mir haben! Jetzt merk' ich ja erst, wie viel wir uns noch sagen müssen und — wie viel ich dir abzubitten habe. — Ach, Alice, Liebste, was weißt du denn eigentlich von mir . . .? ein paar Zärtlichkeiten, ein paar Redensarten . . . und sonst? — Wie es eigentlich in mir aussieht und vor allem — was du mir bist, das hab ich dir ja niemals zeigen können . . . ich glaube, weil ich mich selber nicht kannte. — Aber wenn du jetzt, nur dies eine Mal noch, zu mir kommen wolltest . . .! Glaub' mir, ich habe nicht mit dir gespielt. — Ich habe dich lieb, ich habe dich lieb, lieber als alles auf der Welt!“

Aber noch immer schwieg sie, die Augen vor sich nieder auf den Sand geheftet. Mit ruhig gleichmäßigen Schritten ging sie neben mir her. Nichts verriet ihre Gedanken; nur ein schwaches und, wie mir schien, gar bittres Lächeln lag um ihre Lippen. —

Das Glockenzeichen zum Beginn des nächsten Rennens ward gegeben. Die Menschen-Massen vor uns gerieten in lebhaftere Bewegung. Alle eilten und drängten nach ihren Plätzen. Von diesem Anblick wurde ich baldigst wieder nüchtern.

„Wir müssen uns beeilen," sagte Alice, „was soll Mama nur denken . . .!"

„Und er! nicht wahr? — Er ist wahrscheinlich längst von der Eifersucht geplagt?"

„Ach wo!" — Sie lachte leise vor sich hin. „Dazu ist er viel zu verständig und auch zu bescheiden. — Übrigens," fügte sie boshaft hinzu, „Ihnen gegenüber hat er nicht die mindeste Veranlassung."

Noch versuchte ich, irgend eine tröstende, verheißungsvolle Andeutung von ihr zu erhaschen. Doch verschloß sie sich hartnäckig. Ihre Zähnchen biß sie auf einander, daß es knirschte. — So brachte ich sie unbeschädigt der Mama zurück.

Die Mama, welche in die Absichten des Herrn von Fiedler augenscheinlich noch nicht eingeweiht war, fand an unserem Ausflug nichts besonderes. Wiederholt versicherte sie mir, wie leid es ihr gethan, daß ich bei meinem Besuche sie nicht angetroffen; sie hoffe indes, mich demnächst einmal bei sich zu sehen. Voll übermäßiger, diesmal echter Dankbarkeit verbeugte ich mich auf's tiefste und ging davon, Alice im Herzen.

Unten, am Ring, bemerkte ich Erich in der Nähe, der sich eben auch von einer Dame verabschiedete, von einer üppigen Dreißigerin, die ihn an Kubik-Inhalt sicher noch übertraf. Hinsichtlich ihrer Robe und ihres Federhutes

war sie, wie man zu sagen pflegt, reichlich aufgedonnert. Ihr volles, dunkelrotes Gesicht hatte sie stark gepudert, und bis unter meine Nase ließ sie eine Atmosphäre von Ylang-Ylang wehen. Erich hatte schon öfters den Hut gelüftet und ihr die Hand geschüttelt, wurde jedoch von ihrem Redestrom festgehalten. Dabei flackerten ihre hervorquellenden Glutaugen nach seiner Gestalt, als zwei keineswegs lautere Flammen.

Nachdem er sie endlich ziemlich brüsk verlassen, schlich er sich mit verlegener Miene zu mir heran.

„Eine Bade-Bekanntschaft aus Ostende," erklärte er.

„So, so!"

„Frau Heinemann. — Ich glaube, ich schrieb dir schon davon: die Witwe des vereideten Maklers."

„Ganz recht. — Stolze Erscheinung! Was thut sie denn hier?"

„Sie ist auf ein paar Tage von Berlin herübergekommen, Verwandte zu besuchen."

„Wie es scheint, hast du Eroberung an ihr gemacht."

„Vielleicht. — Übrigens ist sie ganz amüsant; interessiert sich für alles mögliche. Da kommt ihr jede Halbbildung gerade recht. Nur allzu anhänglich — und mit ihrer Leidenschaftlichkeit wird sie geradezu lebensgefährlich."

Er lachte, gähnte und rollte sich dann verdrießlich eine Cigarette. Für die Pferde, die soeben liefen, war seine Teilnahme erloschen. „Der Große Preis der Stadt Leipzig" langweilte ihn jetzt nicht weniger als mich.

„Fahren wir nach Haus?" fragte er.

„Fahren wir!" antwortete ich mit Vergnügen.

Darauf pfiff er seinem Groom, und in sausendem Trabe ging es zurück in die Stadt.

Auf eben dieser Heimfahrt lud mich Erich in aller Form zu seiner Sterbestunde ein:

„Es soll noch," sagte er, „ein recht intimes und vergnügtes Fest werden. — Sonntag, den dreiundzwanzigsten November, wenn ich bitten darf."

„Entweder bist du schon ein kompleter Narr," antwortete ich ärgerlich, „oder du willst mich selber zum Narren halten."

„Daß ich der Narr bin, ist schon möglich. Na, um so eher wird es mir gelingen. Oder meinst du etwa, ich sollte dann mit meinen Kenntnissen betteln gehen? Wie stellst du dir ein Leben vor, wenn die letzten Kröten ausgegeben sind? Soll ich mich denn wirklich bei der Anwalts-Kammer bemühen oder bei der Feuer-Versicherung ‚Teutonia'? — Wie?"

Er kicherte hämisch vor sich hin, während er zugleich von seinem Pferd kein Auge wandte und mit beiden Händen krampfhaft die straffen Zügel hielt.

Ich muß gestehen, mir ward doch unheimlich zu Mute. Der Ernst seiner Entschließung war nicht zu bezweifeln und was das schlimmste war, im Grunde mochte deren Ausführung das beste für ihn sein.

„Bin ich denn der Einzige, der dir zu diesem ‚Feste' Gesellschaft leisten soll?"

„Eine kleine, aber erlesene Gesellschaft hab' ich mir ausgedacht; Leute, die den haut-goût der Stunde zu würdigen wissen."

„Ob das gerade sehr behaglich wird . . .? Weißt du, ich für mein Teil . . .“

„Du wirst mich doch nicht im Stiche lassen?“

Ich überlegte es mir. Wenn ich mich ausschloß, was war damit gebessert? Und, offen gestanden, ich war auf den Ausgang der Sache gespannt. Zur Not — pfui Teufel! — zur Not konnte ich Beistand leisten.

„Ich nehme mit verbindlichstem Danke an,“ antwortete ich, „zumal ich überzeugt bin, daß du uns angenehmere Überraschungen bieten wirst als deine — Auflösung.“ —

Wir waren vor meiner Wohnung angelangt, wo Erich hielt und mich absetzte. Er reichte mir von seinem Sitze aus zum Abschied die Hand, die sich feucht und schlaff anfühlte, und mit einem wahrhaft diabolischen Grinsen rief er mir nach:

„Verlumpt und verludert will ich sein, wenn ich diesmal nicht halte, was ich mir versprochen habe.“ —

Gedankenlos starrte ich dem Wagen nach, bis er an der Straßen-Ecke verschwand. Ein häßliches Gefühl, von dem ich nicht wußte, war es Grauen, war es Widerwillen, beschlich und betäubte mich. Dann wischte ich mir die Finger, als wären sie besudelt, am Taschentuche ab, trällerte vor mich hin die Melodie eines Volksliedes und ging hinein, an meine Bücher.

Die Zahl dieser gelehrten Bände nahm jetzt fast täglich zu. Ein Heißhunger nach Erkenntnis hatte mich wieder ergriffen, noch heftiger fast als in jenen Sekundaner-Tagen, wo mir die Autoritäten zum ersten Mal zweifelhaft wurden. Doch wie anders ging ich jetzt zu Werke! Wie vorsichtig baute ich auf dem Boden meiner radikalen Skepsis, aus

den Trümmern alter Spekulationen jetzt das bescheidene Gebäude der Erfahrung auf! Wie liebevoll trug ich jedes Steinchen einzeln herbei! Wie ängstlich gab ich acht, daß eins sich richtig an's andere fügte und dem nächsten Zwecke nicht widersprach!

Ich betrachtete mir den Menschen, wie er als Individuum und als Typus denkt und handelt, auf Grund welcher Gesetze, welcher Lebensbedingungen, ob mit oder ohne Bewußtsein. Allmählich nahm das Spiel die Züge des Ernstes an. Ich empfand das Bedürfnis, tiefer einzudringen, exakt und historisch vorzugehen, Fehlgriffe und Wiederholungen zu vermeiden, kurz ich trieb auf die Wissenschaften zu.

Bald konnte ich nicht mehr umhin, mich mit der Anatomie und den Funktionen des Gehirns vertraut zu machen. Ich ging zur Universität und hörte dort die Vorlesungen von Flechsig, die „Psychologie" von Wundt. Und diese wieder setzten den Präparier-Boden voraus, dem ich mich nun gleichfalls unterzog. So folgte ein Studium dem andern. Mit großer Genugthuung sah ich mich mehr und mehr beschäftigt. Keine Stunde blieb mir übrig zur Langenweile oder Selbstbespiegelung. Und wenn ich satt war von den trocknen Abstraktionen der Vorträge und Kompendien, zog es mich wieder hinaus zu den lebendigen Objekten meiner Arbeit. Überall wo das merkwürdige Versuchs-Kaninchen Mensch sich zu versammeln pflegt, stellte ich mich ein, an Stammtischen, im Theater, in Volksversammlungen, in Soiréen; ich plauderte mit Schülern, mit Bettelweibern, mit Soldaten und Backfischen, und nirgends ging ich davon, ohne für meine Hefte der Beobachtungen

einen oder zwei neue Sätze gewonnen zu haben. Auch auswärtige Milieus suchte ich gelegentlich auf: ließ mich auf einige Zeit nach einem Rittergute laden, mietete mich dann wieder zwei Wochen lang in der typischen Kleinstadt Döbeln ein, lernte, unter dem Vorwand, im Ratsarchive Chroniken zu lesen, die Honoratioren kennen, kneipte mit ihnen und vivisecierte sie in der Häuslichkeit samt ihren drolligen Frauen und Töchtern. Durch Vorlegung ihnen nicht geläufiger Fragen stellte ich den Grad der Begriffs-Stützigkeit fest und legte darüber eine Skala an, die mir weiterhin bei rein physiologischen Untersuchungen wieder gute Dienste leistete. —

* * *

Bei meiner Rückkehr nach Leipzig fand ich in einem von Alice adressierten Couvert ihre Verlobungs-Anzeige vor. —

Also doch!

„ . . . beehrt sich ganz ergebenst anzuzeigen

Arthur von Fiedler,

Leutnant im 107. Inf.-Regt."

Nun war der Würfel gefallen. — Sie würde niemals mehr verschleiert durch meine Thüre treten, niemals mehr auf meinem Divan sich ausstrecken oder mit den schimmernden Händchen in meinem Schreibtisch wühlen. — Abermals ein Brocken zur Erinnerung und eine freundliche Gewohnheit weniger! — Weit quälender aber trat jetzt die Vorstellung auf, daß sie jenem nichtigen Burschen mit Brief und Siegel verschrieben, mit allen Gerechtsamen an ihn verkauft werden sollte, zu beliebiger Benutzung. Wie bald

würde er sie zu sich herabgezogen haben in den Dunstkreis seiner Soldaten-Wirtschaft, seiner bedürfnislosen Beschränktheit! — Und ich! — Ich würde ihre Episode bleiben!

Das kostete schlimme, grüblerische Tage, fiebrige Nächte, in denen Visionen der Gewährung abwechselten mit Thränen der Eifersucht und der ohnmächtigen Wut. Zu meiner Arbeit, meinen Wanderungen war mir die Lust vergangen. Wie so oft ein einziges Wort, ein bloßer Einfall genügt hatten, mich aus der Bahn zu werfen, so schien es auch diesmal, als ob die an sich so nebensächliche Anzeige meine junge Lebensfreude mir vergällen könnte.

Doch ein anderer tröstender Gedanke gewann langsam das Übergewicht: daß ich sie ja doch wiedersehen würde, sogar in nicht allzu langer Zeit, daß überdies die Dinge noch im Stadium der Entwicklung standen. Damit verlor mein gegenwärtiger Kummer an Sinn und Wichtigkeit. Ich kehrte zum regelmäßigen Tagewerk zurück und freute mich sogar nachträglich an der unvermuteten Hitze meiner gekräftigten Empfindungen.

Nur einen Stachel wurde ich nicht los: das Bewußtsein meiner verlassenen Lage, ein oft bis zur Sehnsucht gesteigertes Bedürfnis nach Zärtlichkeit und Lebens-Gemeinschaft. Alice war die letzte gewesen, die wirklich, wenn auch nur für kurze Zeit, ganz in mir aufgegangen war. Und ich brauchte immer ein menschliches Wesen, das ich ganz beherrschen mußte, um mich in wärmster Neigung zu ihm sonnen zu können.

So kam es, daß ich mich häufiger fragte, warum eine Ehe mit Esther unmöglich sein sollte.

Gerade in dieſen Wochen trat noch ein Umſtand dazu, der das Ziel mir näherte. Gottfried begann zu kränkeln. Er durfte das Zimmer nicht mehr verlaſſen. Bei meinen Beſuchen fand ich ihn jedes Mal ſchwächer und regungsloſer. Bis ich eines Tages von Tönnies erfuhr, der Arzt hätte ihn direkt für einen Phtiſiker erklärt, der kaum mehr lange zu leben habe. Eſther ſchwieg darüber. Nur war zu bemerken, daß ſie mit doppelter Sorge um ihn beſchäftigt blieb, öfter als ſonſt ihm das lockige Haar aus der Stirne ſtrich, die ſie dann leiſe küßte. Gottfried ſelbſt bemerkte ſchon nichts mehr von dem, was um ihn vorging. In ſich zuſammengeſunken lag er in den Kiſſen, auf die man ihn bettete. Auch ſein Geſicht veränderte ſich nicht mehr. Ein lächelnder Friede war in den erloſchenen Augen und um die feinen, halbgeöffneten Lippen.

„Glauben Sie nicht, daß er leidet?“ fragte ich die Schweſter gelegentlich.

„Nein,“ antwortete ſie mit einer faſt glücklichen Überzeugung. „Kein Fünkchen von Bewußtſein ſtört ihn mehr. Jetzt können wir wohl bereits ſagen, daß er erlöſt iſt, nicht anders als ein Verſtorbener.“

XI.

Das Sterbe-Feſt von Erich Lüttwitz kam heran, ohne daß ich ihn vorher noch einmal getroffen hätte. Wir wußten einander nichts mehr zu ſagen und mochten über unſre jüngſten Wandlungen nicht erſt in Streit geraten. Um jedoch allen Zweifel über das Formale unſrer Be-

ziehungen auszuschließen, erinnerte mich Erich nochmals schriftlich an meine Zusage und legte in diese Zeilen den Tonfall früherer Herzlichkeit.

Der Abend, an dem ich mich auf den Weg machte, war naßkalt und fast schon winterlich. Ein schneidender Nordwest trieb dichte Nebelmassen vor sich her. Die Straßen unsres Gewandhaus-Viertels lagen noch verödeter als sonst in ihrer kahlen Regelmäßigkeit. Nur selten sah man eine verschwommene Gestalt am Rande des Trottoirs entlang tappen, wo sich um die Laternenpfähle matte Kreise schwefelgelben Lichtes bildeten.

Auch in dem Garten-Grundstück, das hinter den letzten herbstlichen Blättern die Villa verbarg, war alles ausgestorben. Aber gedämpfte Klänge eines Orchesters zeigten mir an, daß die Feier im Gange. Wie gewöhnlich waren die Fenster mit Jalousieen sorgsam verschlossen, sodaß aus den erleuchteten Zimmern kaum ein paar schimmerde Streifen auf den Kiesweg fielen.

Ich mußte den Knopf der Klingel drücken, ehe mir geöffnet wurde. Dann aber sah ich mich sofort in der blendenden helle des Flurs, der durch kostbare Portiéren vom Vestibül getrennt war. Ein Diener führte mich zur Garderobe, in der Paletots, Cylinder und Cachenez schon zahlreich über einander hingen. Ich kam also offenbar als einer der letzten.

Nun war auch die Musik vom ersten Stockwerk her deutlich vernehmbar. Man spielte die Symphonie fantastique von Berlioz. Eben erklangen noch die Takte des letzten Satzes „Songe d'une nuit du sabbath.“ Und die Musiker schienen ihrer Aufgabe völlig gewachsen. Mit einer hin-

reißenden Glut und Verve raſten die grellen Noten des Hexentanzes um einander. Kaum war die Symphonie verklungen, begann in noch entfernteren Räumen eine andere Truppe — den Streichinſtrumenten nach Zigeuner-Kapelle — ungariſche Rhapſodieen. Darein miſchte ſich, ſobald ich das Veſtibül betrat, Stimmengewirr und Gelächter der Gäſte, die zumeiſt in den oberen Zimmern verſammelt waren.

Auf dem Rund-Sofa hatten ſich mehrere Herren gelagert, fremde Geſtalten, alle im Smoking mit weißer Weſte, ſonſt aber von ſehr verſchiedenem Typ. Von Erich oder einem anderen bekannten Geſichte war nichts zu entdecken. So machte ich mich zunächſt mit dieſen Gentlemen bekannt und erregte, als ſie erfuhren, daß ich ein Freund von Erich Lüttwitz ſei, ihre lebhafte Neugier. Sie wollten wiſſen, was ich von der ganzen Sache hielte, ob Lüttwitz ſein Vorhaben wohl ausführen werde oder ob ſie es nicht als einen Ulk auffaſſen dürften. Ich wollte und konnte nur unzureichende Auskunft geben; doch genügte mein Lakonismus merkwürdigerweiſe, ſie völlig zu beruhigen. Auf jeden Fall wollten ſie ſich bei der Gelegenheit gründlich amüſieren. Keiner von ihnen, ebenſo die wenigſten der übrigen Gäſte, waren mit Erich auch nur näher bekannt: eine zuſammengeſcharrte Geſellſchaft von Snobs der Litteratur und Kunſt, von verabſchiedeten Leutnants, problematiſchen Junkern, von Ausländern und von auswärtigen Lebemännern, die eigens zu dem Feſte herbeigereiſt waren.

Die ausbrechende Luſtigkeit der Herren vom Rund-Sofa wurde mir läſtig. Ich ſtieg die Wendeltreppe hinan, um des Hausherrn endlich habhaft zu werden.

Oben drängte ſich die Maſſe der Geladenen in fröhlichſtem Gewühle um die Büffets, um die Kamine und um die Koſtbarkeiten, von denen dieſe Luxus-Winkel heute in tageshellem Kerzenlicht erſtrahlten. Es mochten gegen hundert Perſonen ſein, darunter das weibliche Geſchlecht nur ſpärlich, doch nicht reizlos vertreten. Jedes Mädchen war in irgend ein hübſches Phantaſie-Koſtüm geſteckt, und alle gehörten ſchon den höheren Wertklaſſen an. Unbefangen, dabei in Beſcheidenheit, trugen ſie zur Unterhaltung der galanten Herren bei. Unter ihnen fand ich auch Thusnelda, Elvira und Amaryllis vor. Amaryllis begrüßte mich auf's zärtlichſte und verlangte mich zum Kavalier: von Erich brauche ich nichts zu fürchten; er habe ſie alle an dieſem Abend für vogelfrei erklärt. Ich verſprach ihr, was ſie wollte, wenn ſie mir nur den Hausherrn zeigen könne. Sie wies mich darauf nach einer Gruppe jugendfriſcher Schmetterlinge, von denen er ſich mit Mühe losriß, um mich zu begrüßen.

Ich hatte mich auf einen beängſtigenden Anblick gefaßt gemacht; und doch wurde ich von dem Ausdruck, mit dem dieſe einſt ſo vornehmen Züge heute geſchändet waren, durch und durch geſchüttelt. Unter der fettigen Haut lagen ihm alle Muskeln ſchlaff und verquollen; die Augen verglaſt, weit aufgeriſſen, wie in fortwährender Erwartung eines Schlages; die Naſenflügel in konvulſiviſchem Beben, die ſpröden, blaſſen Lippen in erſtarrtem Lächeln. Aus allem aber las ich, für mich überzeugend, den krampfhaft aufrecht erhaltenen wahnſinnigen Entſchluß. Dabei kam der Armſelige außerordentlich animiert und mit ausgelaſſenen Gebärden auf mich zu. Er wollte mich umarmen, beſann

ſich aber und ſchüttelte mir unter übermäßigem Lachen beide Hände.

„Wir ſind Freunde, Juſt! Nicht wahr, das ſind wir; das ſind wir geweſen!“

Ich war nahe daran, die Haltung zu verlieren, laut aufzuweinen, loszuſchlagen oder davonzuſtürzen. Mit halber Stimme ſtotterte ich irgend etwas von „Hoffnung auf ſchlechten Witz“ . . . „nur tüchtig zechen . . !“ oder dergleichen. Aber er wollte gar nichts von mir hören, ſondern fing an, in Reminiszenzen zu ſchwelgen:

„Weißt du noch, alter Junge, wie wir damals in Neapel miteinander am Ofen ſtanden, und wie wir uns kennen lernten, weil wir miteinander froren? — Was? — Und unſere Reiſe dann! — Du, dir hab' ich doch eigentlich rieſig viel zu verdanken . . . ſo . . . mit dem Kunſtgenuß . . . und mit dem äſthetiſchen Körper . . . . und mit der Bildung und der Vielſeitigkeit überhaupt . . weißt du . . . rieſig viel zu verdanken . . . !“

„Nein, nein, ſage das nicht, Erich!“ Ein Gefühl aufrichtiger, bitterer Reue wandelte mich an. „Sage das nicht! Im Gegenteil, wenn wir uns nie getroffen hätten, wäreſt du doch vielleicht der zufriedene Beamte geblieben, hätteſt deine Karrière gemacht, für die du erzogen warſt und hätteſt niemals die gefährliche Luſt auf ein Leben bekommen, dem du nicht gewachſen biſt.“

Doch da bäumte ſich noch einmal der Stolz ſeiner Race:

„Ich bin, wie ich hab' werden müſſen!“ rief er, indem er zornig den Boden ſtampfte. „Das heißt: verkracht bin ich! Aber tauſendmal lieber will ich das Leben, ſowie ich es jetzt verſtehe, wenigſtens probiert haben und es dann

zerschmeißen, als wie der Ochse das Joch dahin schleppen, wohin sie einen treiben!“

Schon begann er bei den Umstehenden, die interessante Andeutungen witterten, Aufsehen zu erregen. Doch kamen in demselben Augenblicke auch die Schmetterlinge herbei und nahmen ihn in ihre Mitte.

Eine schmerzhafte Traurigkeit empfand ich, als ich mich nun vereinsamt, von nutzlosen Befürchtungen gepeinigt, unter der Menge sah, die sich den ungewöhnlichen Genüssen dieser Nacht gedankenlos hingab.

Das war für sie allerdings eine Sensation im großen Stil.

Alle Sinne wurden, nach dem Kumulations-Prinzip von Huysmans' Herzog des Esseintes, gleichzeitig mit den auserlesensten Delikatessen gespeist. Während die beiden Kapellen abwechselnd Tänze, Ouverturen und Pot-Pourris spielten oder junge, geschickte Solisten vom Konservatorium kleine Gemeinden um sich versammelten, kosteten Liebhaber der bildenden Künste von den Gemälden, den Fayencen und Stickereien, die unter elektrischen Bogenlampen, in den Boudoirs intim doch wahllos durcheinander aufgestellt waren. Für dies letzte Mal war alles Minderwertige vermieden. Studien und Kollektiv-Ausstellungen nur der trefflichsten Künstler hatte sich Erich zu verschaffen gewußt: Skizzen in Öl von Liebermann und Exter konnte man da betrachten, Radierungen von Greiner und Ludwig von Hofmanns Pastelle, Gläser von Koepping und Decken von Obrist.

Mit hervorragendem Verständnis waren die Büffets ausgestattet worden. Man speiste zu beliebiger Zeit, in

beliebiger Gesellschaft an dreieckigen Tischchen, die unter den Düften exotischer Blumen, hinter Palmen und Gobelins standen, sehr ungeniert und verführerisch. Ich muß gestehen, daß meine Stimmung sich verbesserte, als ich mit unverdorbenem Appetit mir dort eine Schale Pommery einschenkte und einen Fasanen dazu wählte, der mit Wachtel-Fülle in Burgunder schwamm. Auch jene gerösteten Schnitte wollte ich mir nicht versagen, die in drei Formationen übereinander mit Trüffel-Purée, Lerchen-Pastete und hellem Kaviar bestrichen waren.

Jetzt erst bemerkte ich, als ich mir Platz suchte, mit lebhafter Freude Dimitri Teniawsky, der sich, gleichfalls mit soupieren beschäftigt, dazu von einem italienischen Komponisten Variationen über Orlando di Lasso vorspielen ließ. Der Künstler, ein niedliches Gigerl, kaum zwanzig Jahre alt, erhob sich vom Klavier und stellte sich vor. Dann setzten wir gemeinsam die Mahlzeit fort. Auch die Kapellen pausierten. Mir war es wirkliche Equickung, von dem ohrenbetäubenden, nervenzerreißenden Wohlwollen der Instrumente mich einmal ausruhen zu dürfen.

Naturgemäß geriet unsre Unterhaltung auch hier bald auf die End-Absicht des Gastgebers, die der Italiener als leere Marotte bezeichnete, Dimitri jedoch ernster nahm, als ich vermutet hätte:

„Mag die Sache ausgehen, wie sie will," sagte er, „auf alle Fälle werden wir ihn als verloren betrauern müssen. Es ist schade um den tüchtigen Kerl. Fünf Jahre früher, und wir hätten ihn vielleicht noch für uns gewinnen können."

„Man sollte ihn," rief leichtfertig der Italiener, „unter Kuratel stellen und in eine Kaltwasser-Heilanstalt bringen."

„Dazu hat zum Glück niemand mehr das Recht," erwiderte ich. „So kuriert man auch keine verpfuschte Erziehung."

„Na, dann mag er doch in Gottes Namen mal in der Bohême untertauchen. Er scheint ja das Zeug zum Künstler in sich zu haben."

Dimitri nickte mir trübe zu:

„Gerade weil alles aus ihm hätte werden können, ist er nichts geworden."

„Und doch nur weil er meinte, daß es in allen Dingen schon zu spät für ihn sei."

„Nun, dieser Irrtum gehörte notwendig mit zu seinem Schicksal. Selbst wenn er jetzt noch an die Arbeit gehen wollte, er bliebe doch immer im kläglichsten Mittelmaß stecken." —

Gegen elf Uhr riefen uns Fanfaren hinunter nach dem Vestibul, wo vor einem Vorhaug amphitheatralische Reihen von Fauteuils für uns standen. Hinter dem Vorhang waren die Zimmer durch Niederlegung der Wände zu einem breiten Bühnen-Raume umgeschaffen worden.

Mit allen Mitteln einer prächtigen Aufführung ging „Das Liebes-Konzil" von Oskar Panizza in Scene. Diese Stück war vor einigen Monaten vom Staatsanwalt konfisziert, der Dichter selbst wegen Gottes-Lästerung in neunundneunzig Fällen zu Gefängnis verurteilt worden. Als ein Schauspieler mit einem Prolog von gepfefferten Versen

die Aufführung ankündigte, brachen die Zuhörer in lauten, demonstrativen Jubel aus.

Kein geneigteres Publikum hätte der Dichter finden können als diese trunkenen, von Schlemmerei und Geilheit überhitzten Drohnen, die den Extrakt seltsamer Vergnügungen bis auf den letzten beizenden Tropfen schlürfen wollten.

Sobald der Vorhang auseinandergezogen war und die zierlichen Engelskinder sich in ihrer Blasphemie und Lüsternheit ergingen, kreischten wüste Lachsalven und Beifallsstürme durch die Halle. Das Auftreten der göttlichen Personen wurde mit einem Bravo-Geschrei begrüßt, das bei den Karrikaturen der ewigen Rätsel bis zum frenetischen Geheul anschwoll. Der zweite Akt, der unter den Klängen der missa solemnis eine Orgie im päpstlichen Palast darstellt, mit Pulcinello-Spiel und Tanz von nackten Kourtisanen, entfachte die Leidenschaften der Zuhörer zur hellen Raserei. Johlend ahmten sie die Künste der Schauspieler nach. Von flüchtenden Damen wurden die Fauteuils umgestürzt. Andächtigere Elemente wieder zeterten, daß man sie störte und befürchteten Abbruch der Vorstellung. Doch die Farce nahm ihren Fortgang. Die zügellose Lust blieb auf der Spitze. Erst gegen Ende, beim Auftritt der greulich geschminkten Seuche, bei dem Auftrage des Teufels, der ihrer Fürsorge das Menschen-Pack empfiehlt, zog etwas wie ein Hauch von ahnungsvollem Grauen durch die erlesene Versammlung.

Nachdem sich der Vorhang über der Himmels-Tragödie geschlossen, entfesselte sich oben wieder, unter Teilnahme der Schauspieler, das wildeste Bacchanal.

Dimitri, hörte ich, sei plötzlich abgerufen worden. Ich selber wäre am liebsten davongelaufen, wenn der Gedanke an Erichs Ausgang mich nicht zurückgehalten hätte. Zum Glück fand ich unter der ausgestellten Klein-Kunst eine Sammlung kostbar gebundener Bücher und Gedichte von Swinburne, Mallarmé und Hugo von Hofmannsthal. Der Letztere war, wie ich hier las, Dichter jener Verse, die Erich damals vor mir und Amaryllis gepriesen hatte.

In allen Räumen herrschte jetzt ein infernalisches Getöse. Nach dem Lärm der Instrumente, die ohne Unterlaß zum Tanz aufspielten, wurde gebrüllt und Cancan gesprungen.

Wo Erich Lüttwitz sich aufhielt, wußte niemand zu sagen. Einige wollten ihn noch während der Vorstellung gesehen haben; andere meinten, er läge sinnlos betrunken vor dem Gemälde einer Venus. Man begann, in allen Winkeln und unter den Tischen nach ihm zu suchen, erst scherzhaft, dann mit aufsteigenden Schauern.

Allmählich ward es stiller im Hause. Man befahl den Musikern, zu schweigen. Gruppen bildeten sich, die beratschlagten und flüsterten. Nur wenige machten ein Hehl aus dem unbändigen Nervenkitzel, den sie bei dem Gedanken an eine bevorstehende grausige Überraschung empfanden, nicht anders als der alt-römische Pöbel vor dem letzten Kampfe eines Gladiatoren.

Da kursierte das Gerücht — niemand wußte, woher es stammte —, punkt zwei Uhr habe sich Erich Lüttwitz mit zwei Terzerolen vor seinem Spiegel niederschießen wollen.

„Wo?" fragte man ängstlich. „Wo?"

„Vermutlich im Schlafzimmer — oder im Ankleideraum.“

„Alſo oben, im zweiten Stock! Irgend jemand müßte nachſehen.“

Jetzt wurden ſie alle vollkommen nüchtern und kleinlaut. Ein paar der Mädchen fingen an zu weinen und verlangten nach Haus. Schwankende Geſtalten drückten ſich verſtohlen nach der Thür.

Ich ſelbſt ſaß, meiner Glieder nicht mächtig und in Schweiß gebadet, hinter der erregten Scene; teilnahmlos, in dem erkältenden Bewußtſein, daß das Drama vorüber und an der unbekannten Kataſtrophe nichts mehr zu ändern ſei. Was ſich im einzelnen zugetragen, mochte ich am liebſten gar nicht erfahren.

Abgeſandte, Diener und Gäſte kehrten aus den Zimmern des zweiten Stockwerks zurück. Nichts auffälliges war entdeckt worden. Wohl noch eine Stunde lang dauerte die peinliche Durchforſchung des ganzen Hauſes. Erich Lüttwitz blieb verſchwunden.

Ganz leer und ſtill und dunkel wurde es. Ohne Abſchied gingen die Gäſte auseinander. Als einer der letzten trat ich in den Nebel der Straße.

* * *

Wenige Tage darnach benachrichtigte mich Tönnies mit ein paar Zeilen vom Tode Gottfried Bernheims. Selbſtverſtändlich würden alle bürgerlichen Formalitäten unterbleiben. Auch bat er mich, vorläufig nicht hinauszukommen, da Eſther im Begriffe ſei, in ſeiner Begleitung den Leich-

nam nach Gotha zu überführen und im dortigen Krematorium beſtatten zu laſſen. — —

Gleichzeitig faſt mit dieſem Schreiben kam die Einladung zu Alice' Hochzeit.

Das war von ſeiten ihrer Familie eine Auszeichnung, die ich nicht erwartet hatte. Niemandem anders konnte ich ſie zu verdanken haben als Alice ſelbſt. Und die hoffärtigſten Gedanken darüber erfüllten mein entzücktes Herze. Sie hatte es ſehr eilig mit ihrem Leutnant, das mußte man ſagen. Doch war mir der jetzt keine Beunruhigung mehr. Ich dachte kaum an ihn, der doch in den Liebesangelegenheiten ſeiner Frau gewiß ein Wort würde mitreden wollen, vorausgeſetzt allerdings, daß ſie ihm das Stimmrecht einräumte. Aber mit welchem Rechte zweifelte ich daran? — Widerſinnig und behext war mein Hoffen, daß es gerade jetzt nicht mehr verzweifeln wollte, wo doch am erſten Veranlaſſung dazu geweſen wäre. Immer noch, bildete ich mir ein, müſſe es einen Ausweg oder vielmehr einen Zugang geben, wie durch ein Wunder unvermutete Himmelfahrt. Zugleich aber war meine Seele aller Ängſte voll. Die alten, dummen Herz-Beklemmungen und ſchweren Atemzüge bedrängten mich wieder, ſodaß ich ſchleunigſt an die Arbeit ſtürzen mußte, um Kräfte zu ſammeln für meine Souveränetät. — —

Es hätte nahe gelegen, mich nach dem geheimnisvollen Schickſal von Erich Lüttwitz zu erkundigen. Doch die Scheu, von irgend einem Greuel zu vernehmen, hielt mich lange davon ab. Auch nahm ich an, daß, wenn er noch lebte — und dies erſchien mir jetzt wahrſcheinlich — zunächſt eine Äußerung von ſeiner Seite erwartet werden

müſſe. Wollte er noch von ſich hören laſſen, ſo würde er ſich gewiß rechtzeitig melden.

Bei einer Gelegenheit, die mich an ſeinem Haus vorüberführte, betrat ich den Garten, fand aber diesmal nicht nur die Fenſter, ſondern auch das Thor verſchloſſen. Auf mein Klingeln wurde nicht geöffnet. Einen Augenblick dachte ich an Nachfrage bei der Polizei, unterließ es aber, weil mir das wie Indiskretion gegen einen Freund vorkam, der für mich tot ſein wollte, ob er nun im Grabe oder ſonſt wo in der Welt vermoderte.

* * *

Die Fiedler'ſche Hochzeit! — So oft ich daran denke, werde ich wieder gerührt und übermütig, ſehe die erhitzten Mienen der Brautjungfern und atme den ſüßlich-brenzlichen Dunſt von Ehrbarkeit, unter deren Mantel die Phantaſie gar lockere Spiele treibt. —

Wehleidig glitt ich mittags in meinen Frack. War es doch eine Art Leichenbegängnis, zu dem Alice mich gebeten hatte. War ich doch nahe daran geweſen, ein Gedicht zu machen „an die tote Geliebte." — O, wenn ich mir jene Stunde vergegenwärtige, da ich auf die Hochzeits-Kutſche wartete, noch ganz Nervoſität, ganz Katzenjammer, noch nicht zerſtreut von den Faxen der Feſtgenoſſen, wie möchte ich da dem Bilde meiner Vergangenheit heute ermutigend zuwinken mit dem Humor des erfahreneren Freundes!

Erſt als der Wagen vorfuhr und ich darin zwei fremde Leutchen fand, die wider Willen als Brautführer und Brautjungfer für den geſchlagenen Tag zuſammen-

geschweißt worden waren, wurde mir heiter zu Mute. Der Dicke gegenüber war mir sofort sympathisch. Er galt eigentlich als mauvais sujet, weil er übermäßig lange Medizin studierte, Landsmannschafter war, viel Schulden und schlechte Manieren besaß. Ich hatte über ihn klagen gehört und machte ihm mein Kompliment. Sehr offenherzig erklärte er mir, daß man ihn nur eingeladen habe, weil er der einzige ledige Verwandte der Braut-Familie sei und somit als Brautführer herhalten müsse. Seine Nachbarin, eine von Alices „Kränzchen-Schwestern" fühlte sich durch dies Bekenntnis mit Recht verletzt. Sie betrachtete unablässig ihr Bouquet mit geringschätzigen Blicken, wahrscheinlich weil die Farben mit denen ihrer Toilette sich schändeten, und hüllte sich in verbissenes Schweigen. Ich führte darauf mit dem Studenten ein Gespräch über Erlanger Bier mit Brühwürstchen, woran sich die Brautjungfer trotz chevalereske Bemühungen meinerseits erst recht nicht beteiligen wollte.

In der Sakristei großer Empfang; ähnlich wie an der Gewandhaus-Garderobe. Man bedienert sich und macht die bei Hochzeiten üblichen Redensarten über die „recht entsprechende Partie," das „junge Paar", die „entzückende Ausstattung" und dergleichen. Die Herren, mit dem Chapeauclaque oder dem Helm unterm Arm, engagieren die Damen, die dann kokett ihre seidenen Unterröcke knistern lassen. Indes wird jeder durch eine gewisse Versteinerung der Mienen andeuten, daß er der feierlichen Stelle und Gelegenheit sich wohl bewußt ist.

Alice rauscht herein, am Arm ihres Bräutigams. Allgemeine Bewegung. Ostentative Umarmungen übers

Kreuz. Händeschütteln, mannigfaltig in Form und Ausdruck, nach der Ordnung des gesellschaftlichen Verkehrs.

Ein Kirchendiener erscheint, um den Hochzeits-Zug zu ordnen. Er zieht mich freundschaftlich am Frackschoß in die Reihe. Sein Atem duftet nach Kaffee mit Kau-Tabak, während die mir zu teil gewordene Dame ein Parfüm von eau de mille roses ausstrahlt. Darnach ziehen wir unter den Klängen von „Jesus meine Zuversicht . . .“ nach dem Altar-Platze.

Der alte, innige Choral, den ich als Knabe so oft voll Hingebung, mit andächtigen Schauern, glückselig in meiner Gottes-Kindschaft gesungen hatte, wollte mir für die Kirche, die ich abgeschworen hatte, schon wieder pietätvolle Regungen erwecken. Doch alle Gefühle erstarben im Keim, als die Herrschaften ringsum ihre gezierten Stimmen erhoben, weil sich das bei Trauungen so schickt. Und als nun vollends der Pastor im unvermeidlichen Kanzelton seine stereotypen Ermahnungen vorbrachte, die Redensarten vom bevorzugten Stande des Bräutigams und der in Wohlleben aufgewachsenen Braut, von dem Pfunde, mit dem sie beide wuchern sollten, den Rechten, welchen auch Pflichten entsprächen, kurz was bei Trauungen von Leutnants mit reichen Mädchen eben so gepredigt wird, da verfiel ich in jene nüchterne Resignation, aus der die Schläfrigkeit beim Gottesdienst entspringt.

Es regte mich nicht mehr auf, mein früheres Besitztum jetzt vor mir in den Händen dieses Unwürdigen zu sehen, mit ihm verkettet durch geschäftliche Vorverträge und durch die Drohungen des Gesetzes. Nun war die Lage wenigstens geklärt. Mochte ich mich damit abfinden, wie

ich wollte, jedenfalls gab es nichts mehr zu befürchten, und im allgemeinen ſetzte ich mich über vollendete Thatſachen ja leicht hinweg. Nur ein uneigennütziges, rein äſthetiſches Bedauern empfand ich, daß der komplizierte Duft dieſer Blüte ganz verſtändnislos würde genoſſen werden, ſowie der Vielfraß den Geruch gemeiner Brühe in die Naſe zieht. Gewiß war Herr von Fiedler ſeiner Gattin in Züchten zugethan; hauptſächlich aber brauchte er ſie doch als Repräſentantin, als Geldquelle und zur Fortpflanzung ſeiner ſcrophulöſen Gattung. Schade, jammerſchade um die verborgenen Feinheiten ihrer Natur, die er mit ſeinen klotzigen Nerven niemals hervorlocken konnte!

Man brauchte nur die beiden Profile neben einander zu betrachten: ſeines mit den Linien vom Widder-Schädel, mit dem Kneifer vor den verblödeten Augen, mit dem Stempel des Gamaſchen-Dienſtes — dann das von Alice, zart, blaß und vieles verheißend, untadelhaft ſchön geſchnitten wie eine venetianiſche Gemme. O, wie von der Bewunderung mein Blut ſchon wieder aufwallte! Wie ſollte ich verwinden, das zu entbehren, Perlen wie Sand verſchleudert zu haben, in ſündhafter, krankhafter Laune!

Nein, ich durfte mich an ihrem Anblick nicht länger erhitzen; ich mußte mich zerſtreuen, ernüchtern. Alſo etwas gleichgiltiges her, etwas dummes: zum Beiſpiel den Degen des Bräutigams, den der erſte Brautführer ihm abgenommen hatte und zwiſchen den Knieen hielt. Ich heftete meinen Blick auf den goldenen Griff, auf die Parierſtange und den geſcheitelten Löwenkopf, der die Kuppe bildete. Und wie ich mich in den Ausdruck dieſer Beſtie vertiefte, da war es mir doch, als ob ſie das Maul verzöge und mich

vertraulich anblinzelte. Ich dachte: Hast du Wohlwollen für mich gefaßt, du guter Löwe? Du machst einen ganz friedfertigen Eindruck. Und die Mordwaffe, die du krönst, ist gar nicht so gefährlich, wie sie sich stellt. Wir wollen Freundschaft mit einander schießen, gute Bestie! Da grinste der Löwe wieder hinter dem Rücken seines Herrn.

Dort vorn fand die Manipulation des Ringe-Wechselns statt. Das ist ein Symbol für die Unauflöslichkeit des ehelichen Bundes. — Sehr gut! Man soll die Pfeiler von Sitte und Ordnung nur ja der Symbole nicht entkleiden! Das erleichtert es den Gutgesinnten wesentlich, an die Form sich zu klammern und den Gedanken darüber zu vergessen. Gerade wie sie ihren Kirchgang vornehmen oder die patriotischen Feste feiern und meinen, der Religion und der öffentlichen Sicherheit sei nun Genüge gethan. Hätten sie ihre toten Symbole nicht, wer weiß, vielleicht würden sie lebendig werden und sich gar zu einer lästigen Widerspenstigkeit aufraffen? Doch vorläufig — wechseln sie noch vertrauensvoll ihre Ringe und fühlen sich damit in ihren Rechten garantiert. —

Nach beendeter Feier bestieg das junge Paar sofort den Wagen. In fröhlichem Getümmel schlossen die Gäste sich an. Nun, da die Unbequemlichkeiten überwunden waren und der bessere Teil der Hochzeit, das Diner bevorstand, erwachten alle Lebensgeister.

Im Pracht-Salon des elterlichen Hauses fand Gratulations-Cour statt. Leutnant von Fiedler strahlte, soweit er dazu fähig war. Alice fiel selbstverständlich durch „mädchenhaften Liebreiz“ auf. Irgend welche Ausnahme-Gefühle waren nicht an ihr zu bemerken.

Nun trat ich auf sie zu. Und in demselben Augenblick ging eine Veränderung mit ihr vor. Ob es nur ein Zucken der Wimpern, ein Strich an den Lippen war, ich habe das niemals herausbringen können. Aber ich erinnerte mich, diesen selben flüchtigen, jedem Fremden unerkennbaren Ausdruck in einer unsrer zärtlichsten Stunden schon einmal erlebt zu haben. Wann dies gewesen, was er bedeutet hatte, war mir entfallen. Nur soviel wußte ich — und mit klopfendem Herzen schwur ich es mir zu — daß er ein Zeichen ihrer höchsten Gunst gewesen und mich jählings auf den Gipfel aller Lust getragen hatte.

Mein Glückwunsch ging formell, in wenigen Sekunden vorüber. Ich verbeugte mich tief. Unsre Hände berührten sich kaum. Noch einmal grüßten wir uns mit verbindlichem Lächeln. Dann machte ich anderen Platz. Aber die Kunde, die aus dem in jedem vibrierenden Fältchen mir so vertrauten Antlitz der Geliebten wie ein Blitzstrahl die Finsternis durchleuchtet hatte, blieb im Herzen eingebrannt. Ich grübelte und deutete daran herum, zermarterte mir das Gedächtnis nach jenem Vorgang, der mir als Schlüssel hätte dienen können. Vergebens. Ich konnte es nicht in Worte, ja nicht einmal in dunkle Gefühle übersetzen. Und dennoch wurde ich die Überzeugung nicht los, daß ich die Bewegung scharf gesehen, daß auch viel glückverheißendes darin gelegen, etwas von dem Glück unserer zärtlichsten Stunden.

Selten hab' ich mich an läppischen Familien-Festen mit solcher Munterkeit beteiligt, selten wohl einen charmanteren Kavalier gespielt. Meine Tisch-Nachbarinnen behaupteten, ich „triebe das Kälbchen mit ihnen aus", was soviel

heißen ſollte, als daß ſie von der Unterhaltung befriedigt waren. Die Tafel-Redner, die mit gequältem Witz und gigantiſchen Geſchmackloſigkeiten das Brautpaar, die Eltern, das Regiment und die Kränzchen-Schweſtern leben ließen, empfand ich duldſam als Zierden deutſchen Geiſtes; die Verſe aus den Knall-Bonbons las und variierte ich mit ſchelmiſchen Pointen und ward zuletzt ſo herzhaft albern, daß die Damen mich „im Grunde ganz vernünftig“ fanden.

Die Luſtbarkeit ſetzte ſich dann an Rauch- und Kaffee-Tiſchen fort. Das Brautpaar, noch viel umworben und von verſtohlen-neugierigen Blicken gemuſtert, hielt in verſchiedenen Ecken Cercle. Alice hatte bei ihrer Wanderung um die Tafel mit ihrem Kelch-Glas auch das meine angeſtoßen. Sie hatte verſchmitzt dazu gelächelt, neues aber erfuhr ich dabei nicht.

Erſt zu ſpäter Stunde gelang es mir, noch ein paar Worte mit ihr zu wechſeln. Sie und ihr Gatte ſtanden im Geſpräch mit mehreren Offizieren. Ich trat hinzu, und während Fiedler unter ſeinen Kameraden blieb, wandte ſie ſich mir ſofort mit ein paar Schritten zu:

„Wo verſtecken Sie ſich denn immer?“ fragte ſie lächelnd.

„Ich widme mich Ihren Kränzchen-Schweſtern, gnädige Frau.“

„Und mir wollen Sie ſich nun gar nicht mehr widmen?“

„O — gnädige Frau! — So oft Sie geſtatten.“

„Sie werden ſich doch einmal bei uns ſehen laſſen, wenn wir in unſrem home erſt eingezogen ſind?“

Ich traute meinen Ohren nicht. Jetzt hatte ſie endlich den Triumph, mich faſſungslos zu ſehen. Kaum fand ich vor Überglück die Worte in dieſem haſtigen Geſpräch:

„Zu gütig — meine gnädige Frau — zu gütig! — Sobald Sie gestatten. — Ihr Herr Gemahl . . .“

„Ja, mit Arthur habe ich schon gesprochen. Er wird sich sehr freuen. Habe Sie als amüsanten Plauderer gerühmt . . . alte Jugendfreundschaft von mir . . . und dann hab' ich ihm auch erzählt“ — sie dämpfte die Stimme fast bis zum Flüstern — „daß Sie an einer unglücklichen Liebe leiden und zerstreut werden müssen . . .“

Fiedler hatte sich von seinen Kameraden verabschiedet und trat zu uns.

„Ich habe den Herrn Referendar eben schon aufgefordert . . .“

„Außerordentlich liebenswürdig, Herr von Fiedler . . .“

„Wird mir sehr angenehm sein, Herr Referendar,“ sprach Herr von Fiedler mit einer fast rührenden Aufopferung. „Lassen Sie sich nur recht bald einmal sehen. Wissen Sie, wir machen keine große Hochzeits-Reise. Nach Berlin, eine Woche; das ist alles. Längeren Urlaub konnte ich nicht nehmen; habe nämlich die Rekruten diesen Winter.“

„Ja, denken Sie,“ wiederholte Alice mit bedauernder Miene, „Arthur hat die Rekruten!“

„Da ist zur Abwechselung,“ fuhr er fort „'n bißchen Geselligkeit sehr nett! 'n paar fidele Herren 'mal abends zum Skat oder so . . . Na, dann also auf Wiedersehen, Herr Referendar!“

Und eine Gruppe von Matronen nahm das Brautpaar wieder in Beschlag.

Ich aber ergab mich dem Tanz und sprang und walzte alle Touren, bis ich um jedes Mädchen den Arm wenigstens einmal geschlungen hatte und stellte mir vor,

in jeder Gestalt Alice von neuem zu besitzen und gewann zu guter letzt noch den Brautkranz, zu dem mir alle lachend gratulierten.

* * *

Nicht lange nach diesen lauten Festlichkeiten die Weihnachtstage, für mich von jeher die stillste Zeit im Jahre, diesmal aber doppelt willkommen, weil ich mich über den allzu regelmäßigen Erwerb vom positiven Wissen wieder einmal erheben, die Unterbrechung der Vorlesungen zur Umschau benutzen wollte.

Weihnachten ist eine Familiensitte, eine der wenigen Sitten, deren Innerlichkeit sich noch erhalten hat. Und die Familien wissen auch, daß unter dem Lichterbaum ihr ursprünglich ideales Wesen noch einmal aufzuleuchten scheint. Darum hüten sie ihr Weihnachten mit Recht wie einen Talisman. Wo aber die vertrauten Bande der Familie, die Neigung von Eltern und Kindern, von Gatten zu einander fehlen, da hält auch die Fiktion einer Familie nicht stand; die Armen-Bescherungen, die Weihnachts-Kränzchen später Mädchen, die Punschbowlen unter Junggesellen sind trübsinnige Nachbildungen. Ich habe stets auf dergleichen verzichtet, mich lieber in meinem Zimmer eingeschlossen und ein Fest, das mir nicht galt, vergessen.

Nun rühmen ja viele die Pracht der großen Einsamkeit. Sie meinen, daß ein Mann, dem seine eigene Gesellschaft nicht genügt, wohl wenig Tiefen haben müsse. Ich aber brauche die Menschen. Es giebt eine Liebe in mir, die nach ebenbürtigen Genossen schreit, und je tiefer

es aus mir quillt, desto breiter will ich das Feld für mein Schaffen, desto näher die Freunde, mit denen man das beste teilt.

Nicht weil die Weihnachts-Tage mir zu stille waren, sondern weil mit der Freude aus dem freieren Schaffen die Freude an der Gattung „Mensch" gewachsen war, trieb es mich endlich hin zu der, die ich am liebsten zur Gefährtin hatte.

Vielleicht gab es jetzt Aussichten für meinen wohlersonnenen Eheplan. An Esthers Aufnahme würde ich merken, was für eine Rolle ich in ihrer nächster Zukunft spielen könnte. —

An gewohnter Herzlichkeit ließ die Aufnahme nichts zu wünschen übrig. Esther machte mir Vorwürfe, daß ich den Besuch so lange hinausgeschoben.

„Oder bin ich Ihnen ohne unsern Gottfried weniger wert?"

„Es ist schwer, Sie beide getrennt sich vorzustellen."

„Und doch war unser Beisammensein schließlich nur ein räumliches. Er kannte mich nicht mehr, höchstens fühlte er mich noch. Und als er dann auch körperlich noch abstarb, war es eine Befreiung, für ihn weit mehr als für mich."

„Der Abschied vom Körper ist Ihnen nicht schwer geworden?"

„Sie werden mich recht verstehen, Just, wenn ich sage: nein! — Ernst und einfach, wie die letzten Jahre seines Lebens, war auch das Erlöschen. So haben wir das Ende aufgenommen, und so haben wir ihn bestattet, ohne allen Schmuck."

„Tönnies war mit Ihnen?“

„Er besorgte alles und begleitete mich nach dem Krematorium. In der Halle dort wurde der Sarg geöffnet. Da haben wir von dem lieben, schwermütigen Gesicht den letzten Abschied genommen, ohne Sang und Klang. Und dann ist der Sarg in die Tiefe gesunken, in den Raum der Verbrennung. Und die Asche . . . was liegt an der Asche? Ob man sie dort beigesetzt oder in alle Winde verstreut hat, ich weiß es nicht. Aber an seinen Geist kann ich nun wieder glauben, an die neue Klarheit und an die Erkenntnis, die er nun endlich finden wird. — Sie sollen nicht versuchen, lieber Just, mir das auszureden; ich bitte Sie darum. Das ist eine Gewißheit der Gefühle, auf die sich unsre grobe Logik nicht versteht.“

„Immerhin werden Sie fühlen, daß er Sie allein zurückgelassen hat. Sie haben für Niemand mehr zu sorgen, niemanden, an dem Sie ihre Güte nun auslassen können.“

„Nun, ich habe doch Tönnies! — Wissen Sie denn nicht?“ . . .

„Was soll ich denn wissen? — Ist er zu Ihnen gezogen?“

„Aber natürlich!“ rief sie belustigt. „Wir leben zusammen und haben uns so lieb wie nur irgend ein Ehepaar.“

In sprachloser Verblüffung starrte ich sie an.

„Liebster Just,“ fuhr sie lachend fort. „Es wird allerdings hohe Zeit, daß Sie sich etwas mit Beobachtung beschäftigen. Den ganzen Sommer hocken Sie mit uns zusammen und — sind mit Blindheit geschlagen.“

„Aber, um alles in der Welt, wie ſoll man das ahnen? Ja, daß der Tönnies Sie anbetete, das war wohl deutlich genug. Aber Sie! — Eſther — Sie!“ —

„Juſt, Sie ſind koſtbar! halten Sie mich für zu alt oder für zu dumm, oder meinen Sie, ‚ich ſchnitt es gleich in alle Rinden ein‘?“

So verſchnupft, ſo veriert war ich mir lange nicht vorgekommen:

„Erklären Sie mir, ich flehe Sie an, erklären Sie mir, wie dies hat zu ſtande kommen können!“

„Einfach genug! — Tönnies liebte mich. Ich bemerkte das und fragte ihn, ob er mich haben wolle. Auf den Standes-Beamten wurde beiderſeitig verzichtet, und ſo kam die Ehe zuſtande.“

„Ja, lieben Sie ihn denn?“ Mit einer gewiſſen Beſchämung mußte ich daran denken, wie ich dieſelbe Frage unter ähnlichen Umſtänden an Alice richtete.

„Das ſoll ſoviel heißen,“ antwortete ſie, „als: dem Tönnies gegenüber verſteh’ ich das nicht! Nun, um ganz zu verſtehen, was ich an Tönnies finde, dazu müßten Sie mein Leben kennen. Ich habe dieſes Leben — und ich ſchäme mich nicht, das vor aller Welt zu bekennen — mit vollen Zügen genoſſen. Jung und unabhängig bin ich in die Welt getreten. Niemals hat es mein Bruder verſucht, mich einzuſperren. Da habe ich denn Männer in allen Spielarten getroffen, und wo ich liebte, da hab’ ich auch alle Seligkeiten und alles Elend gekoſtet. Was meine Verehrer im Grunde wert geweſen ſind, hab’ ich mich nie gefragt. Denn als Mädel von zwanzig Jahren iſt man dumm und meint, die Stärke des Mannes läge in den

Knochen. — Dann ist die Krankheit von Gottfried gekommen, und ruhig und gern hab' ich die Zeit über für ihn allein gelebt. Ich war gesättigt von meiner Jugend; bereut habe ich sie nie. Jetzt aber, nahe den dreißig, bin ich zu gesetzt und zu verständig geworden, um mich noch einmal in den Trubel zu stürzen. Und da das Weib denn doch von Natur monogamisch ist, so suchten meine Augen den Einzigen."

„Den Mann als Ideal, als Gatten und Vater?"

„Ganz recht! Aber es ist mein heiliger Ernst. Na, und als Einziger verstand sich von selbst — der Doktor Tönnies."

„Wenn Sie sich aber in einander täuschten?"

„So werden wir uns eben trennen. Dazu ist immer noch Zeit. Doch, ich glaube, wir brauchen damit nicht zu rechnen. Wir kennen uns beide zur Genüge, und über die Zeit der brutalen Instinkte sind wir hinaus. — Nun, wollen Sie mir also gratulieren oder nicht?"

Da gab ich meiner Enttäuschung einen Stoß. Eigentlich freute ich mich doch, daß es so gekommen und gönnte den beiden ehrlich ihre Bestimmung.

In aller Freundschaft schüttelten wir uns die Hände. —

Bald erschien auch Tönnies, der glückliche Gatte. Er sah wahrhaftig wie neugeboren aus; nicht bloß netter und sauberer im Anzug, mit gestutztem Bart und frischer Wäsche, sondern auch elastisch im Gang und von gesunder Farbe.

Daß ich das Ereignis eben erst erfahren, kam ihm vor wie ein gelungener Scherz. Er rieb sich schmunzelnd die Hände und tanzte dazu durch's Zimmer.

„Aber ſind Sie denn auch in's Redaktionsgeheimnis eingeweiht?“ rief er endlich. „Natürlich nicht! Dieſe Art von Diskretion kenne ich ſchon bei meiner guten Frau. Alſo hören Sie: Fräulein Eſther Bernheim hat die Zeitſchrift „Atlantis“ käuflich erworben. Sie iſt nunmehrige Herausgeberin der „Atlantis“ und hat den Doktor Tönnies zu ihrem Redakteur ernannt. Nettes Kuli-Verhältnis! Was? So wird man als Proletarier ausgebeutet!“

Eſther lachte:

„Wenn der Proletarier keinen Schenkungs-Vertrag ſchließen will, muß ſeine Leiſtungsfähigkeit eben auf andere Weiſe erhalten werden.“

„Daraus folgt,“ fuhr Tönnies fort, „daß ſich die Redaktions-Räume jetzt im Hauſe Bernheim befinden und zwar in der erſten Etage, wodurch zugleich unſer Leipziger Konkubinats-Paragraph in taktvoller Weiſe umgangen wird.“

„Da ſcheint ſich die ‚Atlantis‘ alſo wohl zu befinden,“ fragte ich.

„Aber glänzend ſag' ich Ihnen, glänzend!“ Vor Jubel ſprang ſeine Stimme in die höchſten Fiſtel-Töne über. „Sie wird auf den doppelten Umfang geſetzt, erhält ein Plakat von Chéret und zahlt Honorare!“

„Noch eine Überraſchung!“ ſprach Eſther bedeutungsvoll.

Überraſcht blickte Tönnies ſie an.

„‚Atlantis‘ wird unſer Organ, verſtehſt du, das unabhängige Organ unſrer Sache!“

„Wie! — Wie ſollte das möglich werden?“

„Teniawsky hat es mit mir beſprochen.“

Da traten ihm vor Stolz und Rührung Thränen in die Augen. —

Noch eins erfuhr ich an diesem Abend: Dimitri war in Berlin, auf der Bendlerstraße, einem Cabriolet begegnet, darin Erich Lüttwitz mit einer älteren, aufgeputzten Dame. Er hatte Dimitri bemerkt, sich jedoch, ohne dessen heitren Gruß zu erwidern, verlegen abgewendet. Als Ergänzung hierzu vernahm ich späterhin, daß Erichs Villa samt Inventar auf den Namen der Frau von Lüttwitz, verwitwete Heinemann zum Verkaufe ausgeboten wurde.

Tönnies meinte, daß jenes Sterbefest nichts weiter gewesen sei, als der Narrenstreich eines Herostrat, der, weil der Ruhm ihm versagt war, wenigstens Aufsehen erregen wollte. Dimitri dagegen, der Lüttwitz mit scharfem Auge beobachtet hatte, ist gleich mir der Ansicht, daß er für den erlösenden Selbstmord in letzter Minute noch zu feige war.

XII.

Es giebt Tage, die vor allen anderen dem Gedächtnis sich freundlich einprägen, ohne daß sie große Glücksfälle mit sich brächten oder reich an Genüssen wären; aber sie entsprechen auf ein Haar dem Ideal der Lebensgestaltung, auf das man sich gerade capriziert. Was man sich vorgenommen, wird vollendet, kein Mißklang stört, und man entdeckt, daß trotz der Milliarden widerspruchsvoller Möglichkeiten die Stunden, wie durch Zufall, sich zu einer Harmonie verbinden können. Das giebt dem Willen dann wieder einen mächtigen Elan. Man ist geneigt, das Leben beinah' feierlich zu nehmen und sich selbst für eine Persönlichkeit zu halten.

Der Tag, mit dem ich dies Fragment meiner Entwicklungs-Chronik beschließe, soll Tag des Dimitri heißen, nicht nur weil das Werk des Dimitri Teniawsky ihn krönte, sondern weil von den ersten Morgenstunden an die Stimmung jener fröhlichen Energie darüber ausgebreitet lag, die wir an Dimitri vergöttern, mit der allein man das Leben sich erobert.

Es war in der Karnevals-Zeit und eine Bärenkälte. Von den Masken-Bällen kamen Nachtschwärmer nach Haus, als ich früh die Lampen anzündete und mich auf meine Arbeit freute wie ein Schuljunge auf den Feiertag. Ja, Schul-Arbeiten waren das freilich nicht. Da wurde kein Bakel über mir geschwungen und keine Examina winkten, für keine „Anstellung" brauchte ich mir die Ansichten obrigkeitlich abstempeln zu lassen. Nicht wie eine steife Matrone nahm ich die Wissenschaft, sondern wie ein reizvolles Mädel, mit dem man plaudert und sich vergnügt.

Zunächst zwei Stunden Völkerkunde, angenehm und rasch zu lesen; macht Appetit auf schwierigere Dinge. Darauf mein Kursus in der Anatomie, wo ich an diesem Tage zum ersten Mal mit kindlichem Vergnügen die berühmte Zirbel-Drüse fand, aus der noch immer einige Materialisten die gesamte Intelligenz herleiten wollen; dann ein Kolleg über experimentelle Psychologie, in angenehmer Erinnerung durch einen gelungenen Nachweis von Sinnesvicariat und endlich, wieder zu Haus, die Kulturgeschichte.

Aus der Menge aller möglichen Disziplinen, in denen ich mich noch tummelte, wuchs mir allmählich die Kulturgeschichte immer mehr an's Herz. Lag sie doch auf der verlängerten Linie meiner Erforschung des Menschen, im

Grunde nichts anderes, als die Lehre von den Komplikationen menſchlicher Willensakte: wie die dem Menſchen eigentümlichen Triebe nach Befriedigung ſtreben, wie ihnen die Natur und andere Triebe, von Individuen oder Maſſen, bald Beiſtand bald Widerſtand leiſten, welche Reſultate daraus entſtehen und wie nun dieſe wieder wirkſam werden . . . ein gewaltiges Spiel von Kräften, bei deſſen Betrachtung unſer irdiſches Getriebe ſchon nicht mehr kleinlich erſcheint. Da ſchützt uns keine Enttäuſchung, keine Überſättigung davor, plötzlich doch wieder Partei zu ergreifen, für dieſe oder jene Sache uns zu erhitzen. Wir ſehen die Kämpfe aus den Bänden der Hiſtoriker ſich weiterſpinnen bis in die lebendige Gegenwart und, ehe wir es ahnen, ſtehen wir ſelber mitten d'rin, vielleicht gar als Rufer im Streit.

Meine Meiſter waren Thomas Henry Buckle und der ihm verwandte Hippolyte Taine. Aber auch unſeren Treitſchke nahm ich gern zur Hand. So oft er beſchränkt und traditionell erſchien, ſo oft entzückte mich wieder ſeine Leidenſchaft und ſein Enthuſiasmus für menſchliche Größen. An jenem Tage las ich ſeine Charakteriſtik des Freiherrn von Stein und ſeine Darſtellung der Befreiungs-Kriege, und er bekehrte mich faſt zum Royalismus.

Nach Tiſch hinaus in den klaren Froſt, über den hartgefrorenen Schnee nach dem Walde, deſſen weiße Pracht ich lange nicht mehr mit ſo knabenhafter Ehrfurcht bewundert hatte. Bei jedem Schritt entdeckte ich an wohlbekannten Stellen neue Herrlichkeiten und ſuchte mir zwiſchen den kahlen Stämmen hindurch Motive, deren Linien

ich mit den Blicken nachzeichnete, einsog, bis mir die Landschaft in Gefühl und Gedächtnis stand, wie ein fertiges Bild. —

Mit Einbruch der Dämmerung ward es dann Zeit, an Alice zu denken, mit der ich mich für heute besprochen hatte. Der Empfang im Hause ihres Gatten war ihr bald nicht mehr recht geheuer gewesen; auf meine Wohnung aber wollte sei unter keiner Bedingung wieder kommen. Sie sagte, das sei jetzt etwas ganz anderes, und auch sonst stünde ihr der Aufenthalt da nicht im besten Andenken. Nur da wolle sei mich empfangen, wo sie sich ganz bei sich zu Hause fühle und wo sie, wenn ich es gar zu arg triebe, nach der Thür weisen könne.

Also hatte sie sich im Norden der Stadt, weit hinter der Börse, ein kleines abgelegenes Quartier gesucht und wollte auch schon Mobiliar und Miete übernehmen, wenn ich nicht entsetzt dagegen Einspruch erhoben hätte, was ihr ganz unbegreiflich vorkam. Schließlich hatte sie darauf bestanden, beide Zimmerchen nach eigenstem Geschmacke auszustatten. Auch das Hausrecht darin ließ sie sich feierlichst von mir übertragen.

Als ich etwas verspätet eintrat, saß sie, bereits in großer Unruhe mit Häkeln beschäftigt, auf dem Sofa und versuchte, eine Minute lang zu schmollen.

„So spät!“ klagte sie. „Und Arthur hat die Rekruten schon seit einer halben Stunde!“

„Arthur hat die Rekruten“ war nämlich die Parole geworden, seit unsere erste intime Zusammenkunft durch diese verschämte Mittheilung ermöglicht wurde. Und da

nun Arthur seine Rekruten fast täglich hatte, so ist klar, daß der Alice viel Zeit für andere Dinge übrig blieb.

Sie las jetzt alle französischen Romane, deren sie habhaft werden konnte und hielt es für das Zeichen einer großen Dame, ihren Liebhaber zu besitzen. Ganz wie sie bei Prévost gelesen, fuhr sie in der geschlossenen Droschke, tief verschleiert, bis an die Straßen-Ecke, um dann mit raschen Schritten in dem geheimnisvollen Hause zu verschwinden.

Sie bereitete mir stets eigenhändig den Thee, à la Dubelloy, wie ich es ihr gelehrt; denn es machte mir Spaß, mich hier als Pascha zu fühlen, wie der selige Lüttwitz bei seiner Amaryllis.

Freilich, der einst so prickelnde Duft ihrer Mädchenschaft war abgestreift. Meine Empfindungen für Alice waren nichts weniger mehr als krankhaft. Wir liebten uns normal, fast möcht' ich sagen: solide. Bald hatte ich bemerkt, daß meine letzte, heftigste Leidenschaft drei fünftel Herrschsucht, ein fünftel gekränkte Eitelkeit und nur ein fünftel Lust gewesen war. Nun blieb mir zwar immer noch das gemeine Vergnügen, aber von tieferer Zuneigung konnte leider nicht mehr die Rede sein. Frau Leutnant von Fiedler war zu sehr Dame geworden, als daß ich sie, auch nur bezüglich eines Punktes, hätte ernst nehmen können.

Niedlich und originell blieb sie trotz alledem. Sie hatte nicht geruht, bis ich ihr ein Pianino mietete. Darauf sang sie nun lockere französische Chansons und brachte sie, da Arthur ihr Musik-Unterricht erteilen ließ, sehr hübsch zur Geltung. Oft verstand sie den Text nicht.

Wenn sie dann die unmöglichsten Scherze harmlos herausschmetterte und ich mich auf dem Sofa vor Lachen nicht mehr halten konnte, unterbrach sie sich erschrocken und drängte mich, ich solle ihr alles anständig, aber richtig übersetzen. —

Heute konnte sie sich wieder einmal nicht genug thun in stürmischen Liebkosungen. Das stand ihr allerliebst. Besonders, wenn sie dazwischen von ihrem Arthur sprach:

„Arthur ist ein sehr lieber Mensch; das mußt du mir zugeben."

„Gewiß! Jetzt hab' ich ihn schätzen gelernt. Er ist viel braver noch als ich."

„Ja, das ist er wirklich. Ich liebe ihn auch. Wahrhaftig! Das ist schon die Liebe, von der man sagt: in der Ehe kommt sie nach. Die ideale Liebe ist es, die mit dem Herzen. Die andere, die für dich, das ist nur die häßliche Liebe!"

„Danke!"

„Ja, pfui! pfui! möchte man ausrufen — wenn nicht das häßlichste gerade immer das schönste wäre."

Lachend zauste sie mich an den Ohren und verbarg ihr Gesicht im Kissen.

„Konntest du mich das nicht eher wissen lassen?" fragte ich.

„Ach — du bist selber schuld an allem gewesen."

„Ich?"

„Na ja, du weißt schon . . . ! — Unbegreiflich!"

„Aber auf dem Rennen, Alice . . .? Da hab' ich doch so gebeten. Wenn du ahntest, wie mir damals zu Mute war!"

„Erlaube 'mal, Liebſter! Drei Tage vor meiner Verlobung, und dann im Brautſtand . . .? Das wäre ja noch ſchöner geweſen."

„Ach ja — noch ſchöner!" —

Pauſe. — Zärtlichkeiten. — Mit ihren aufgelöſten Haaren ſucht ſie mich zu erdroſſeln.

Dann ganz leiſe:

„Juſt, du hältſt mich gewiß für ſehr verdorben?"

„Ziemlich."

„Hältſt du mich auch für ſehr kokett?"

„Nein, Schatz; gottſeidank, nein."

„Gegen alle übrigen Herren benehme ich mich doch durchaus korrekt?"

„Durchaus. — Wie eine Heilige."

„Nicht wahr, keine der Regiments-Damen traut mir ſo etwas zu? — Siehſt du — und doch . . .! Und gleich zu Beginn einer jungen, glücklichen Ehe! — Wenn ich nur wüßte, womit du mir's angethan haſt!"

„Ja, das würde mich ſelber rieſig intereſſieren. Schwer genug war's auch."

„Ich glaube, die alte Freundſchaft hat alles noch gemacht. Wenn man ſich ſo genau kennt . . . da hilft das bißchen Schüchternheit nicht viel."

„Hoffentlich ſind auch noch andere Vorzüge mit im Spiele."

Sie dachte ernſtlich darüber nach, kam aber nicht zu Ende und meinte endlich nur, die Bilder und die Gedichte, mit denen ich ihr anfangs imponierte, die könne ſie jetzt ganz leicht entbehren . . . .

Auf dem Heimweg war ich gut gelaunt. Aber ich verhehlte mir nicht, daß eine Geliebte von der Art der Frau Alice von Fiedler bald ihren Wert verliert.

Sie war ja etwas klüger, etwas lebendiger und graziöser als die übrigen Weiber ihrer Gesellschafts-Klasse. Doch hatte ich auch diese Reize nun bald nach allen Richtungen hin ausgekostet. Sie selbst würde des gefährlichen Spieles bald überdrüssig werden und, zumal bei ehelichem Nachwuchs, mit ihrem Arthur sich bescheiden. So würden wir — das sah ich damals schon voraus — in aller Freundschaft auf den Pfad der Tugend zurückkehren und am Kamin von den Tagen junger Liebe plaudern . . . .

Meine Träume aber schmückten das Bild der Einen, die kommen sollte, wenn ich reif für sie war.

* * *

Von Dimitri Teniawsky ist dieser Abend beschlossen worden. Mit der unschuldigen Kindermiene, die er immer aufsetzt, wenn er Verbrechen plant, hat er es sich bei mir bequem gemacht, hat Wein und Cigaretten verlangt und dann im leichtesten Plaudertone über seine Herzens-Angelegenheiten mit mir geredet.

Ich habe aufgezeichnet, was davon in der Erinnerung sich mir eingrub, weil es vielleicht in nicht allzu langer Zeit auch die weiteren Kreise unfreiwillig interessieren wird.

Dimitri sagte:

„Wir haben etwas zu stande gebracht. — Endlich! — Unsre großen Worte, das ewige Reden und Konspirieren,

ſind doch nicht umſonſt geweſen. Wir brauchen uns nicht mehr darum zu ſchämen. Denn nun haben wir wieder die lebendige Propaganda. — Weißt du noch, Juſt, wie ich dir im Frühjahr auf ein Vergnügen den Mund wäſſrig machte. Nun ſind wir ſo weit, und dabei hoffe ich noch, daß es dir bei deiner jetzigen Verfaſſung mehr als Vergnügen bedeuten wird: Genugthuung, Freude, vielleicht gar Stoff zur Begeiſterung!

Noch eins vorausgeſchickt: Wir brauchen dein Schweigen nicht. Wir brauchen niemandes Schweigen. Was ich dir jetzt erzähle, darfſt du meinetwegen in aller Welt verbreiten. Daß du's in verſtändiger Weiſe thun wirſt, dazu kenne ich dich gut genug. Denn ohne Vertrauen würde ich dir überhaupt damit nicht kommen. Und dann habe ich auch bemerkt, daß du uns im Grunde deines Herzens ſchon längſt verfallen biſt.

Alſo kurz geſagt: Das Werk der Zerſtörung iſt im Gange! Geeignete Kräfte haben ſich zuſammengethan, eine Rotte guter Europäer, Vertreter faſt aller Nationen und haben dauernde Beziehungen unter einander hergeſtellt. Wohlgemerkt: es iſt kein Verein, keine Partei, kein organiſierter Bund. Wer es mit Händen faſſen will, greift in die Luft. Es iſt nicht mehr und nicht weniger als eine Übereinſtimmung, allerdings von Männern, die auf's Haar wiſſen, was ſie wollen und über ihre Taktik in ununterbrochener Beratung ſtehen.

Die Ziele haben in der Luft gelegen, ſchon ſeit Jahrzehnten, und die beſten Köpfe haben ihnen inſtinktiv ſchon nachgeſtrebt. Aber der bewußte Angriff, deſſen Waffen jetzt vertauſendfacht werden, das Gefühl der Solidarität

im Umsturz, das Bewußtsein zugleich im Dienste einer erfolgreichen Sache thätig zu sein, das ist das Neue in der Bewegung.

Das Programm ist möglichst allgemein gefaßt. Es lautet einfach: Quieta movere! Umsturz des Bestehenden! Radikale Auflösung der herrschenden Sitten, Lebens-Anschauungen und Gewalten! Lebenswert bleibt allein das Unzerstörbare: die Kraft des menschlichen Geistes und die Schätze seiner Empirie. Ich glaube, daß dieser Boden fruchtbar genug ist, um nach der Sintflut neue Keime hervorzubringen.

Gekämpft wird nicht mit den plumpen, unwirksamen Keulenschlägen der Terroristen, sondern mit der gesetzlich unverbotenen Waffe der intellektuellen Agitation. Die Berücksichtigung der in jedem Staatswesen geltenden Strafgesetze ist wesentliche Grundlage unsres Übereinkommens, das man demnach, wenn das Kind durchaus einen Namen haben soll, etwa als einen „Club vom intellektuellen Umsturz" bezeichnen könnte.

Die einzige Maßregel unser Werk zu stören, wäre die, uns einzusperren. Solange wir dazu keine Gelegenheit geben, sind wir allmächtig. Wir haben uns deshalb auch wohl gehütet, uns als Klub zu konstituieren. Es giebt in unserem deutschen Kriminalrecht zwei Paragraphen, die vor allen anderen zu beachten sind. Der eine verbietet die Teilnahme an einer Verbindung, in welcher gegen bekannte oder unbekannte Obere Gehorsam versprochen wird, der andere die Teilnahme an einer Verbindung, zu deren Zwecken es gehört, Maßregeln der Verwaltung oder die Vollziehung von Gesetzen durch ungesetzliche Mittel zu ent-

kräften. Wir haben uns darnach gerichtet. Es giebt keine Obere, es giebt keinen Gehorsam. Es geht sogar noch besser ohne beides. Gegenseitiges Vertrauen, gegenseitige Kontrolle und besonders der Ehrgeiz und kriegerische Instinkt jedes Einzelnen sind sicherste Garantie. Wir brauchen nicht den Ballast von Statuten, Versammlungen und Finanzen. Alle Thätigkeit liegt allein in dem persönlichen Ehren-Amt der Agitation auf eigene Faust. An Stelle des Vorstandes giebt es nur eine unbestimmte Anzahl von Vertrauens-Männern, die zusammentreten, um zwanglos die leitenden Grundsätze zu beraten. Einige unter ihnen haben sich erboten, eben darüber größere Denkschriften auszuarbeiten, die mit etwaigen Abänderungen und Erweiterungen an die einzelnen Freunde versendet werden.

Es giebt auch keine Mitglieder. Es giebt nur Freunde der Sache, dem Namen und den Fähigkeiten nach bekannt. Sie können abtrünnig werden, wenn sie wollen. In der Regel wird das gleichgiltig bleiben. Sollte sich ausnahmsweise einer feindselig zu uns stellen, so giebt es schon Mittel, ihn unschädlich zu machen.

Wir haben unter den Freunden Angehörige beiderlei Geschlechts, aller Berufsstände und Gesellschafts-Klassen. Ohne ein bestimmtes Maurer-Zeichen erkennen wir uns nach den ersten Sätzen, die wir mit einander wechseln, sofort an unseren Anschauungen. Dann lächeln wir uns verständnisvoll an wie die alten Auguren.

Politisch haben wir es nicht nötig, geschlossen vorzugehen. Denn Freunde giebt es in allen Parteien; vorzugsweise natürlich bei den radikalen. Fast alle Führer der Sozialdemokratie stehen zu uns, ebenso die meisten

Fortschrittler; sogar unter den Konservativen haben sich ein paar gefunden.

Unser eigentliches Feld wird das Kulturleben der breiten Volksmassen bleiben, also insbesondere der gesellige Verkehr, Wissenschaft, Kunst und Litteratur, das Erziehungswesen, die öffentlichen Vergnügungen. Auf allen diesen Gebieten wird nach einem wohlerwogenen System der Angriff auf die bestehende Gesellschafts-Ordnung eröffnet. Alles einzelne ist in Denkschriften geregelt. Vorläufig zur Orientirung nur folgendes:

Es wird eine Presse für uns geschaffen. Teils werden Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren-Verläge neu gegründet. Zu diesen gehört unter anderen auch die „Atlantis"; teils haben sich bereits bestehende und von Freunden geleitete uns zur Verfügung gestellt. Ich kann dir versichern, daß Organe darunter sind, denen du es nicht zutraust: Bismarck-Blätter, Familien-Zeitschriften, objektive litterarische Monatshefte.

Nun, alles dies trifft sich in dem eingestandenen oder auch uneingestandenen Bestreben, zu wühlen, zu unterminieren, Unzufriedenheit zu erregen, überhaupt: Schaden zu stiften. Bekanntlich hat unsere Ausdrucksweise und Dialektik in den letzten fünfzig Jahren eine derartige Gewandtheit erlangt, daß wir die gefährlichsten Gedanken in der unverfänglichsten Form auszudrücken vermögen. Mit dem Brustton der Ueberzeugung können wir zum Beispiel einen Monarchen derart preisen, daß der Zuhörer unsere Verachtung und unseren Hohn empfindet, ohne sich klar darüber zu werden. Die Suggestion aber hat stattgefunden und wird ihre Schuldigkeit thun. Ebenso werden wir, indem wir Miß-

ſtände wohlwollend bedauern oder gar verteidigen, dadurch den Schleier vollends erſt herunterreißen. Dieſe Kunſtſtücke machen unſere Preſſe ſo unüberwindlich und werden nun auch unſerer perſönlichen Rede mächtigen Einfluß verleihen.

Auf dieſe Weiſe werden wir in harmloſen geſelligen Geſprächen Kinder gegen die Eltern. Unterthanen gegen die Obrigkeit, Gläubige gegen den Klerus aufſtacheln. Die Herzen einer erregten Jugend werden uns zufliegen; denn das Ideal der Schrankenloſigkeit zeigt ihnen niemand deutlicher als wir. Das Proletariat werden wir mit dem Haß gegen das Kapital, den Adel mit dem Abſcheu vor der bürgerlichen Niedrigkeit gewinnen. Für jeden Schwachkopf halten wir den rechten Köder bereit, bis endlich auch die verbohrte Bourgeoiſie an ſich ſelber irre wird und damit ihren letzten Halt verliert.

Gegen ſiebzig Vertreter aus allen deutſchen Provinzen haben neulich in Berlin mit einander verhandelt. Und ich habe den Nachweis erhalten, daß jeder dieſer ſiebzig wieder mindeſtens hundert Freunde an der Hand hat, die grundſätzlich zu uns ſtehen. Und es wird nicht zu hoch gegriffen ſein, wenn wir annehmen, daß binnen drei Jahren die Zahl der ausgeſprochenen und thatkräftigen Freunde ſich verzehnfacht hat. Darunter haben wir einflußreiche Beamte, hervorragende Gelehrte, Dichter und Künſtler, Rechtsanwälte und Journaliſten und, was beſonders wichtig iſt, viele Lehrer.

Wir werden alſo regelmäßige Berichte über die ſchwachen Seiten der Staats- und Kommunal-Verwaltung bekommen, in unſerem Sinne abgefaßte populäre Schriften werden

erſcheinen, die Geſelligkeit der betreffenden Berufskreiſe wird infiziert, die Schul-Jugend durch geſchickte Darſtellung im Unterricht zu den deſtruktiven Überzeugungen vorbereitet werden.

Nun meine Miſſion an dich perſönlich, lieber Juſt! Die Studien, die du betreibſt, beſitzen Seltenheits-Wert. Und unſere Sache vor allem muß ſich die Analyſe der menſchlichen Triebe und Handlungen zu nutze machen. Wir brauchen nicht nur die Gewandtheit in den Umgangsformen und der geſelligen Dialektik; wir brauchen daneben als ſehr weſentliche Grundlage auch theoretiſche Unterſuchungen, nach denen dann die Freunde ihre Inſtruktion erhalten. Ebenſo wichtig ſind uns hiſtoriſche Spezialſtudien, alſo etwa über Urſachen und Veranlaſſungen der Aufſtände und Revolutionen, über die Defenſive der Maſſen, über den Einfluß der Encyklopädiſten und dergleichen mehr.

Ich bin heute nicht gekommen, um dich zu Entſchlüſſen zu drängen. Ich ſtelle dir ganz unverbindlich zur Erwägung, ob du Luſt haſt, dich uns anzuſchließen, und ob du, abgeſehen von der geſelligen Agitation, die jeder übernimmt, zwar nicht die Studien ſelbſt, wohl aber deren Reſultate in den Dienſt unſerer Sache ſtellen willſt . . ."

So hat an jenem Abend Dimitri zu mir geplaudert
Meine Antwort war das Lächeln der Auguren.

Ende.

Druck von Otto Thiele, Halle a. S.

Kurt Martens:

Die gehetzten Seelen

Novellen

Preis 2 Mark.

Auszug aus den Kritiken:

„Die Gesellschaft“, Juni 1897.: Allen diesen Dichtungen gemeinsam ist das durchaus Originale, die wertvolle Tiefe einer gesunden Symbolik und eine wahrhaft schöne, plastische Sprache. Sonst würde der Leser es kaum für möglich halten, daß das ganze Buch von demselben Autor geschrieben ist — so grundverschieden sind die Novellen unter einander in Sprache, Anschauung und „Richtung.“ Martens hat eben gar keine Richtung — er ist nur Dichter. Wer das noch nicht aus seinem im vorigen Jahre aufgeführten Drama „Wie ein Strahl verglimmt“ erfahren hat, wird es hier sicher fühlen. Souverän schaut er von oben herab auf das Gewimmel von Seelen und Leidenschaften, mit einem Lächeln, das bald mitleidig, bald liebenswürdig, bald beinah' lautes Lachen ist — aber stets hat man die bestimmte Empfindung, daß er erst sehen und mitfühlen gelernt, ehe er die hohe Warte erstieg, von der aus er all die verschiedenen Dinge erblickt, die ihm einst riesenhaft schienen und jetzt so klein. Sein warmes Dichterherz aber hat er behalten. In „Zwischen den Gebeten“, wohl der künstlerisch wertvollsten Novelle, behandelt er warm und groß die Schönheiten kirchlicher Mystik, in „Affenschande“ verhöhnt er mit übermütigem Lachen die Beschränktheit frommer Philister, deren Schlagworte er Affen im Zoologischen Garten in den Mund legt. In „Beruf“ spricht er ernst und streng von treuer Pflichterfüllung im bürgerlichen Berufe, und in „Die letzte Wonne“ besingt er feurig das duftende Blut, das beim Morde einer Treulosen fließt, deren Gatte vor ihrer Leiche mit dem Liebhaber Freundschaft schließt. In „Sage“ beklagt er die gestorbene Schönheit der Könige, die von den rauhen Fäusten plumper Empörer zerstört ist und in den „späten Zeiten“ schafft er den neuen Nihilisten, der „Nietzsche gelesen und lachen gelernt hat“, der zerstört aus Freude am Zerstören. — Das Buch ist seinen „verschiedenen Stimmungen dankbar zugeeignet“ und trägt als Motto den Spruch:

„Was mir gelingt, verdank' ich euch allein,
Nicht der Erziehung, nicht der Wissenschaft;
Bald leiht von Gott ihr, bald vom Satan Kraft,
Lehrt mich Erzähler, nicht Parteimann sein.“

„Die Zeit“ (Wien) vom 12. Juni 1897. Kleine Novellen, jede in ihrer Technik und Manier unanfechtbar, die erste in ihrer seltsamen Psychologie außerordentlich, an Bourget gemahnend. Aus

allen redet ein feiner künstlerischer Mensch, dem auch alle Mittel geläufig, fast virtuosenhaft geläufig sind. Entweder wird der Autor ein außerordentlicher, glatter, gefälliger Feuilletonist, oder ein großer Romanschriftsteller.

„Leipziger Zeitung" vom 27. November 1897.: Originell nach Form und Inhalt sind die sieben Novelletten, die Kurt Martens unter dem Titel „Die gehetzten Seelen" (Berlin, F. Fontane & Co. 1897) vereinigt hat. Er ist eine weiche, zartorganisierte Poeten-Natur, die sich jeder auftauchenden Stimmung, jedem von außen her wirkenden Eindruck unbedingt und selbstlos hinzugeben vermag. Inhaltlich gehen die einzelnen Stücke der Sammlung so weit auseinander, daß man kaum begreift, wie sie der Verfasser unter einen Hut bringen konnte. Die Stoffe sind durchweg seltsam, zum Teil auch widerlich, wenigstens für den normalen Menschen, der für das Ungesunde solcher Décadence-Kunst noch ein Gefühl hat. Künstlerisch aber steht Martens auf ungleich höherer Stufe als alle im Folgenden aufgeführten Autoren: er verfügt nicht allein über die Gabe feinsinniger psychologischer Analyse und meisterhafter Stimmungsmalerei, sondern er schreibt auch einen wahrhaft poetischen Stil, der an Prägnanz und, man möchte sagen, plastischer Greifbarkeit seines gleichen sucht. Litterarische Feinschmecker werden solche Eigenschaften zu schätzen wissen.

„Die Grenzboten" vom 9. September 1897: Unter dem Titel „Die gehetzten Seelen" hat Kurt Martens sieben „Noveletten" zusammengestellt, die zum Teil im „Pan" zuerst erschienen und die sich mit dem Eheleben beschäftigen oder, besser ausgedrückt, mit dessen Kehrseite, dem Ehebruch und den vorhergehenden Erscheinungen. Liebhabern des Gegenstandes sind sie zu empfehlen, denn sie sind sehr lüstern und konzentriren in ihrer Kürze die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Hauptpunkt. Wir haben für die Gattung keine eigne Abteilung, und als Litteraturwerke kommen sie nicht in Betracht, etwas durchaus Neues sind sie ebenso wenig, Feinschmecker finden dergleichen schon in Rellstabs Roman „1812". Zu bemerken wäre höchstens noch, daß bei Martens die letzte Nummer: „Die Affenschande" wirklich in einem Affenkäfig des Zoologischen Gartens spielt. Ein Stück übrigens: „Beruf" behandelt etwas sociales . . . und so weiter.

„Berliner Neuste Nachrichten" vom 7. September 1897.: Zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Begehren und Entsagen werden die Herzen der dargestellten Personen hin und hergehetzt; die Darstellung dieser Seelenkämpfe zeugt von feinem psychologischen Verständnis und fordert zum Nachdenken auf. Die Sprache ist äußerst maßvoll, der Verfasser weiß selbst das Gräßliche in kunstvoller Form zu schildern.

„Der Bazar" 1897 Nr. 43.: Jede Stimmung, jedes gesellschaftliche Milieu ist in diesen Novellen, die die wilde Jagd des Lebens schildern, mit Sicherheit wiedergegeben. Der Autor beobachtet freilich mehr komplizierte Naturen und seltsame Situationen, weiß aber durch lebendige Darstellung und den tiefen Ernst seiner Schilderung das Interesse des Lesers wachzuhalten.

„Prager Tageblatt" vom 12. September 1897.: Sehr schöne Novellen, mit großer Feinheit ausgearbeitet, die, wenn auch nicht immer einwandsfrei durchgeführt, doch entzücken.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
(415) 642-6753
1-year loans may be recharged by bringing books
to NRLF
Renewals and recharges may be made 4 days
prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

JUN 1 1 1991

Wessell, E. due 5-6-91

MAR 3 1 2003

JUN 0 2 2004

MAR 1 2006

YB 50309

U.C. BERKELEY LIBRARIE

C024950319

martens

207531